

sub \ urban

zeitschrift für kritische stadtforschung

2022

band 10, heft 2/3

schwerpunkt

Die intime Stadt



sub\urban

2022
band 10, heft 2/3

schwerpunkt

die intime stadt

Kulturen queerer
Verbindung



zeitschrift-suburban.de

2022

band 10, heft 2/3

schwerpunkt

die intime stadt

Editorial

sub\urban-Redaktion 7

aufsätze

Chemisch-Werden Verkörperte Momente urbaner Zugehörigkeit in Berlin
Max Schnepf 17

Subjektive Rationalität Die Suche nach visuell wahrnehmbaren Ordnungsprinzipien in der Stadtforschung bis 1975
Stefanie Brünenberg 43

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe Potenziale und Herausforderungen einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung
Sebastian Schipper, Tabea Latocha 71

debatte

Infrastrukturen städtischer Intimität Einladung zu einem Gedankenspiel
Jan Hutta, Nina Schuster 97

Bonding oder „Was hält die Stadt zusammen?“
Laura Kemmer 115

Queere Nähe aus der Ferne
Benno Gammerl 125

Infrastruktur, Intimität und Konsens – Fragen verdichteter Kräfteverhältnisse
Jenny Künkel 133

Soziale Medien als digitale intime Infrastrukturen: das Beispiel Instagram
Elisabeth Militz 149

Gebaute Umwelten als Objekte des Begehrens
Lucas Pohl 157

Städtische Care-Infrastrukturen zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita
Sarah Schilliger 171

Das „Infra-“ der Struktur Eine Replik zur Debatte um Infrastrukturen städtischer Intimität
Jan Hutta, Nina Schuster 185

magazin

Berlin in Szenen täglichen Liebens

Omar Kasmani 197

Die Instabilität queerer

Raumpraxis Fünf Oral Histories zu Orten in Berlin, die es nicht mehr gibt
Christian Haid, Lukas Staudinger 211

(Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole

Das intime Queeren von Räumen in Aachen
José Miguel Sánchez-Molero Martínez, Phevos Kallitsis 219

Wohnen als Profilierungsfeld der AfD?

Nils B. Ludwig, Michael Mießner 237

rezensionen

Über eigenwillige Experimente, queere Leben und rigorose schwarze Frauen

Saidiya Hartman: Aufsässige Leben, schöne Experimente. Von rebellischen schwarzen Mädchen, schwierigen Frauen und radikalen Queers
Denise Bergold-Caldwell 249

Intimate capital illegalisierter

Frauen in Deutschland Flaminia Bartolini: Intimacy in illegality. Experiences, struggles and negotiations of migrant women
Olaf Tietje 257

Rennen und Stillstand. Aus der Zukunft von AIDS and the distribution of crises

Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.): AIDS and the distribution of crises.
Todd Sekuler, Zoya 262

Sexy Schwule, tragische Lesben und queer-feministische Spaßbremsen

Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.): Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume.
Birgit Bosold 275

Facettenreiche Einblicke in die Wirkmächtigkeit von Karten

Finn Dammann / Boris Michel (Hg.): Handbuch Kritisches Kartieren
Janina Dobrusskin 282

Rebellion um Raum

Gruppe Panther & Co. (Hg.): Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt
Sandra Diekhoff 289

Editorial

When you're alone and life is making you lonely
You can always go
Downtown

Petula Clark

The task is to make kin in lines of inventive connection as a practice of learning to live and die well with each other in a thick present. Our task is to make trouble, to stir up potent response to devastating events, as well as to settle troubled waters and rebuild quiet places.

(Haraway 2016: 1)

Liebe Leser_innen,

es ist praktisch ein Allgemeinplatz – im Alltagswissen ebenso wie in der Stadtforschung – Anonymität als konstitutiv für städtische Beziehungen und Interaktionen zu verstehen. Was aber passiert, wenn wir stattdessen Intimität zum Ausgangspunkt der Betrachtung von Stadt machen? Diese Frage haben Jan Hutta, Nina Schuster und Ben Trott für unseren aktuellen Themenschwerpunkt aufgegriffen. Hierzu gibt es wie gewohnt vielfältige Beiträge in den Kategorien Aufsatz, Debatte, Magazin und Rezensionen.

Die Frage der Intimität hat feministische wie queere Debatten von Beginn an begleitet. Gegenwärtig erhält sie auch in verschiedenen gesellschaftswissenschaftlichen wie künstlerischen Bereichen verstärkt Aufmerksamkeit – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Covid-19-Pandemie. Häuslich-private Intimität hat dabei für viele Menschen auf eine oft ambivalente Weise an Bedeutung gewonnen, während zugleich die Möglichkeiten für Intimität in öffentlichen Räumen eingeschränkt wurden. Für so manche prekär Beschäftigte ist Intimität in Pandemiezeiten

aber auch mit neuen Risiken behaftet, denken wir etwa an überfüllte Nahverkehrsmittel oder körpernahe Dienstleistungen.

Für die kritische Stadtforschung sind Fragen rund um die räumliche Ausgestaltung intimer Verbindungen von großer Relevanz. So wird Intimität seit Längerem auch in den Urban Studies verhandelt, zum Beispiel in der Beschäftigung mit affektiven Geographien, in feministischen und queeren Geographien, in Arbeiten zu Migration oder zu digitalen Medien. Auch wenn über städtische Commons diskutiert wird, geht es häufig um die Frage, inwiefern welche Verbindungen dazu beitragen, das Trennende zwischen Städter_innen zu überwinden und Kontakte sowie gegenseitiges Verständnis hervorzubringen. Gelebte Intimität entsteht an vielfältigen Orten, sei es im Kontext von Gemeinschaften, politischen Assoziationen, kulturellen Praxen oder erotischen Raumproduktionen, von reproduktiver Arbeit oder kommerzieller Raumnutzung. Gleichwohl hat die deutschsprachige kritische Stadtforschung Intimitätsfragen bislang nur zögerlich aufgegriffen. Dies mag damit zu tun haben, dass sie anonyme Heterogenität in der Stadt als Kernelement emanzipatorischer Relationalität und Politik schlechthin betrachtet – dabei aber den öffentlichen Raum oft (un)queer als einen Bereich begreift, der Intimität ausschließt.

Damit ist die Zielsetzung des Themenschwerpunkts „Die intime Stadt“ dieser Ausgabe von *sub\urban* umrissen. Der Schwerpunkt widmet sich den vielfältigen Arten und Weisen, in denen Intimität und deren gesellschaftliche Ausgestaltung das Städtische mit hervorbringen. Der Untertitel des Schwerpunkts, „Kulturen queerer Verbindung“, verweist auf die anhaltende Bedeutung queerer Forschungsperspektiven für ein Verständnis intimer Verbindungen – sowohl ihrer hegemonialen als auch ihrer widerständigen Artikulationen. In ihrer Beschäftigung mit sexuellen Gegenkulturen haben diese Ansätze verschiedene Facetten gelebter städtischer Intimität herausgearbeitet. Dabei haben sie einerseits Kämpfe und Aushandlungsprozesse rund um Strukturen des Öffentlichen und Privaten sowie deren Transformationen im Kontext kapitalistischer Stadtentwicklung untersucht. Andererseits haben sie ein Verständnis des Intimen eröffnet, das über sexuelle Identität hinausgeht und auch neuere Diskussionen zu Migration und Intersektionalität mit einbezieht.

Die Beiträge dieses Schwerpunkts widmen sich diversen, teils zusammenwirkenden, teils widersprüchlichen Phänomenen rund um queere Kulturen städtischer Intimität. Sie knüpfen etwa an Arbeiten zu queeren Subkulturen und Gegenöffentlichkeiten an, deren Sichtbarkeit sehr un-

terschiedlich ist – von der Entwicklung eher flüchtiger Treffpunkte und dynamischer Netzwerke minorisierter Subjektivitäten bis zur Etablierung von *gay neighbourhoods*. Sichtbarere Phänomene sind dabei oft mit weniger sichtbaren queeren Intimitäten verbunden: Sozialitäten, Bindungen und Beziehungsformen, die für eine majoritäre Öffentlichkeit nicht als queer lesbar sind und nur durch Kontakt- und Wissensformen zugänglich sind, die innerhalb queerer Netzwerke geteilt werden. Die Entwicklung solcher queeren urbanen Subkulturen und Gegenöffentlichkeiten verlief dabei alles andere als linear. Ihr Entstehen und Verschwinden, ihre relative Sichtbarkeit und ihre Klandestinität waren von umfassenderen und sich wandelnden urbanen, kulturellen, sozialen, politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Kontexten und Prozessen geprägt. So waren beispielsweise die 1920er und 1930er Jahre in Städten wie Paris, Berlin, New York oder Rio de Janeiro von einer deutlich größeren Sichtbarkeit queerer Kulturen der Intimität geprägt als die Mitte des 20. Jahrhunderts. Dies haben die Werke von George Chauncey, Martin Duberman, Didier Eribon, Robert Beachy, Marti M. Lybeck, James Green, Magnus Hirschfeld, Jens Dobler, Hannah Hacker und vieler anderer gezeigt.

Sowohl die Entstehung als auch die Verdrängung queerer Subkulturen und Gegenöffentlichkeiten waren und sind im Globalen Norden und teils auch im Süden auf komplexe Weise mit der Kommerzialisierung städtischer Räume verknüpft. Die sichtbarsten queeren Kulturen urbaner Intimität, aber auch die weniger sichtbaren oder heimlicheren, haben sich oft rund um kommerzielle Räume entwickelt: Bars, Clubs, Cafés, Theater und Aufführungsräume, aber auch Saunen, Pornokinos und Indoor-Cruising-Locations. Erst in den 1990er und frühen 2000er Jahren sind Kulturen queerer Intimität in vielen städtischen Räumen deutlicher sichtbar geworden. So beschreibt Eribon (2019 [1999]) die Verwandlung vieler LGBT-Nachtlokale und ihre zunehmende Verflechtung mit dem städtischen Umfeld: „Einladende Straßencafés mit überfüllten Terrassen und der Regenbogenfahne im Schaufenster traten an die Stelle der in kleinen Gassen versteckten Bars, deren schwere Türen mit einem Guckloch versehen waren, das vor unerwünschten Angreifern oder Eindringlingen schützen sollte.“ (Ebd.: 43 f.) Auch Bernhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz beschreiben die Bedeutung des „ersten schwulen Tagescafés“ in der Bundesrepublik, das 1974 in Hamburg eröffnet wurde, als einen Meilenstein und als „Ende der Guckloch-Ära“ (2006: 169). Die verstärkte Sichtbarkeit zuvor versteckter Intimitäten und die neuen Interaktionen mit dem städtischen Raum haben zweifellos vielerlei Auswirkungen. Auf

jeden Fall machen sie jedoch andere Formen sexuellen und geschlechtlichen, intimen und sozialen Daseins auch für diejenigen Menschen denk- und vorstellbarer, die selbst nicht daran beteiligt sind.

Räumlich gesehen lassen sich heute sowohl Verdrängungsprozesse als auch die Überlappung analoger und digitaler Realitäten beobachten, die das Verhältnis zwischen queeren Intimitäten, deren Kommerzialisierung und Sichtbarmachung prägen. So diskutieren manche Forschende der Queer Studies und der Geographies of Sexualities aktuell, ob und inwiefern sich Dating-Apps wie Grindr und Tinder negativ auf LGBT-Bars, queere Nachtlokale und auf Formen von LGBT- und queeren Communitys auswirken (Halperin 2014: 440; Miles 2017). Dem entgegen steht die Einsicht, dass diese Apps auch neue Möglichkeiten queerer Intimitäten eröffnet haben – vor allem für diejenigen, die zuvor wenig Zugang oder Bezug zu anderen queeren Infrastrukturen hatten, etwa weil sie in peripherisierten oder illiberalen Kontexten leben (Luger 2019).

Diese teils komplementären, teils widersprüchlichen Phänomene rund um die Veränderungen queerer urbaner Intimitäten inmitten umfassenderer Transformationsprozesse laden uns ein, darüber nachzudenken, auf welche Weise queere intime Vergangenheiten erinnert werden, welche queeren intimen Geschichten vernachlässigt oder an den Rand gedrängt wurden und was diese Geschichten und Veränderungen uns sowohl über unsere eigene Zeit als auch über mögliche intime Zukünfte sagen könnten. Viele Beiträge in diesem Schwerpunkt befassen sich mit diesen Themen. In „(Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole. Das intime Queeren von Räumen in Aachen“ beschäftigen sich Pepe Sánchez Molero und Phevos Kallitsis mit Aachens schwuler Klappenkultur und den verschwundenen Kulturen des Cruisens in einer Stadt, die keine queere Metropole ist. Auf der Grundlage von Interviews und Archivrecherchen erforschen und kartieren sie Netzwerke und Praktiken des queeren sexuellen Begehrens der vergangenen 50 Jahre bis hin zu zeitgenössischen digitalen Formen des Cruising.

Queere Metropolen wie Berlin beherbergen in der Tat eine bedeutende und heterogene queere Infrastruktur, doch auch diese ist oft instabil und flüchtig, wie Christian Haid und Lukas Staudinger in ihrer Kuratierung, Kommentierung und Analyse einer Sammlung von Audiointerviews im Beitrag „Die Instabilität queerer Raumpraxis. Fünf Oral Histories zu Orten in Berlin, die es nicht mehr gibt“ zeigen. Die auf der sub\urban-Webseite veröffentlichten Audiodateien (Haid/Staudinger 2022) ermöglichen uns die Begegnung mit Protagonist_innen, die sehr unterschiedliche

Erfahrungen mit queerer Intimität und Sozialität in West-Berlin beschreiben, die heute verloren gegangen sind: von der Frauenbuchhandlung Lilith, der Lesbendisco Lipstick über die Klappe im Preußenpark bis zur Deutschen Oper als schwulem Treffpunkt und dem feministischen Archiv FFBIZ. Todd Sekuler und Zoya widmen sich in ihrer Rezension des Sammelbands *AIDS and the Distribution of Crises* (Cheng/Juhasz/Shahani 2020) den Spannungen der Erzählung von Geschichte und Gegenwart, insbesondere aus marginalisierten Positionen. Birgit Bosolds Rezension des Sammelbands *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume* (Küppers/Schneider 2018) setzt sich kritisch mit heterogenen Geschichten queerer Intimitäten auseinander: von Sexualität im mittelalterlichen Kloster und der Gründung geheimer queerer Treffpunkte in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit bis hin zum Aufstieg und Niedergang von *gay neighbourhoods* und Infrastrukturen (insbesondere Lesbenbars), aber auch mit den Möglichkeiten von Dating- und Hook-up-Apps, Sozialitäten zu schaffen und vordigitale öffentliche Sexualkulturen zu erweitern oder weiterzuentwickeln, anstatt deren Ende zu bedeuten.

Ein queerer Zugang zu städtischer Intimität öffnet den Blick somit speziell für prekäre „Beziehungsweisen“ (Adamczak 2017) und ihre oftmals nur temporären oder flüchtigen Materialisierungen. Dies hat wichtige methodologische Implikationen, wie weitere Beiträge des Schwerpunkts zeigen. So versteht Omar Kasmani in seinem Beitrag das Be-Schreiben von Intimität aus queer-migrantischer Perspektive als Beschäftigung mit dem, „was sich zwischen und neben den konkreten urbanen Formen befindet“ (2022: 204). Dabei erweist sich das Schreiben selbst als Prozess des Intim-Werdens mit der Stadt. Für *sub|urban* hat Kasmani zusammen mit uns die englische Fassung seines Textes, die in der Zeitschrift *Capacious* erschien (2019), neu arrangiert, ergänzt und übersetzt. Die Herausforderung, flüchtige und prekäre Intimität zu beschreiben, ist auch ein zentrales Thema in Saidiya Hartmans Buch *Aufsässige Leben, schöne Experimente. Von rebellischen schwarzen Mädchen, schwierigen Frauen und radikalen Queers* (2022), das Denise Bergold-Caldwell für den Themenschwerpunkt besprochen hat. In ihrer außergewöhnlichen Forschungsarbeit, die im englischen Original den Untertitel *Intimate histories of social upheaval* trägt, widmet sich Hartman den experimentellen Praktiken und Beziehungsweisen, die schwarze Frauen im frühen 20. Jahrhundert in der von Rassismus strukturierten Stadtgesellschaft von New York und Philadelphia hervorgebracht haben.

Wie zahlreiche Beiträge verdeutlichen, können intime Verbindungen Formen städtischer Zugehörigkeit ermöglichen, auch wenn Intimität dabei häufig als widersprüchlich, flüchtig oder partiell erfahren wird. Explizit widmet sich dieser Frage Max Schnepfs Aufsatz „Chemisch-Werden – Verkörperte Momente urbaner Zugehörigkeit in Berlin“. Er geht einem auf Urbanität gerichteten Zugehörigkeitsgefühl nach, das sich in Praktiken rund um Schönheitsprodukte, Drogen und Pharmazeutika materialisiert und dabei unterschiedliche Subjektivitäten miteinander in Verbindung bringt, aber auch Trennungen erzeugt. Auch das von Olaf Tietje besprochene Buch *Intimacy in illegality. Experiences, struggles and negotiations of migrant women* von Flaminia Bartolini (2021) thematisiert die Frage von Zugehörigkeit, wobei es Erfahrungen und Kämpfe rund um Migration und Praktiken der Solidarität ins Zentrum seiner Betrachtung stellt.

Die Debatte unter dem Titel „Infrastrukturen städtischer Intimität. Einladung zu einem Gedankenspiel“ rundet den Themenschwerpunkt ab. Jan Hutta und Nina Schuster rufen in ihrem Aufschlag dazu auf, Stadt nicht – wie historisch üblich – aus der Perspektive von Anonymität, sondern von Intimität zu betrachten. Sie wählen einen infrastrukturellen Zugriff, der den Blick darauf lenkt, welche städtischen Materialitäten, Räumlichkeiten und Vermachtungen intime Beziehungen bedingen – insbesondere für marginalisierte Personen und Identitäten. Ihrer Einladung sind Lucas Pohl, Elisabeth Militz, Benno Gammerl, Laura Kemmer, Jenny Künkel und Sarah Schilliger gefolgt. Lucas Pohl nimmt in seinem Beitrag eine psychoanalytisch informierte Perspektive ein und thematisiert anhand von zwei fiktionalen Texten, wie sich im gebauten städtischen Raum intime Gefühle wie Begehren, Träume und Fantasien materialisieren. Elisabeth Militz diskutiert soziale Medien als digitale Infrastrukturen städtischer Intimität sowie insbesondere die Frage, wie sie intime Beziehungen zwischen unbekanntenen Personen schaffen. Ihre ethnografische Vignette zeigt am Beispiel von Instagram, wie digitale Medien dazu beitragen, Anteilnahme und Intimität zwischen Stadtbewohner_innen herzustellen. Benno Gammerl betrachtet aus dem Blickwinkel einer Gefühlsgeschichte der Homosexualitäten den „alten Hut“ öffentlicher Intimität und geht dabei deren städtischen und ländlichen Konfigurationen nach. Laura Kemmer nimmt den Debattenaufschlag zum Anlass, zu fragen, was die Stadt zusammenhält, mit Blick auf „Kompliz*innenschaft“ in alltäglichen und widerständigen verkehrsinfrastrukturellen Situationen. Jenny Künkel warnt in ihrem Debattenbeitrag vor Fallstricken, die in der

Infrastrukturforschung weit verbreitet sind. Sie argumentiert anhand gegenwärtiger Antworten auf sexualisierte Gewalt für eine herrschaftskritische Auseinandersetzung mit Infrastrukturen im Kontext von Intimität. Sarah Schilliger denkt die von Jan Hutta und Nina Schuster aufgeworfenen Fragen mit der Care-Debatte zusammen, indem sie Care-Praktiken „zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita“ als wesentliche Bestandteile städtischer Infrastrukturen der Intimität thematisiert. In ihrer Replik auf die Debattenbeiträge schlussfolgern Jan Hutta und Nina Schuster, dass gezeigt wurde, wie eng städtische Infrastrukturen mit Intimität zusammenhängen und wie sehr sie „städtisches Zueinander vermitteln“ (Hutta/Schuster 2022: 185).

Die Hoffnung „dass diese Debatte die kritische Wissensproduktion in der Stadtforschung weiter anregt“ (ebd.: 194) gilt über die Debatte hinaus für den gesamten Themenschwerpunkt und sogar darüber hinaus für die weiteren Beiträge dieses Heftes.

Stefanie Brünenbergs Aufsatz widmet sich Bemühungen der Planungsdisziplin, ästhetische Merkmale von Stadträumen objektiv zu bewerten. Sie argumentiert, dass diese Bestrebungen, eine rationale Grundlage für städtebauliches Entwerfen zu schaffen, die subjektive Natur von Schönheitsgefühlen und -idealen verkannt haben. Ein zweiter Aufsatz im offenen Teil des Hefts stammt von Sebastian Schipper und Tabea Latocha. Die beiden Autor_innen untersuchen die „Potenziale und Herausforderungen einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung“ und zeigen, dass diese als partizipativ ausgerichtete Forschung unter anderem besser in der Lage ist, die Perspektive marginalisierter Gruppen zu erfassen als andere empirische Forschungsansätze. Im Magazin freuen wir uns außerdem über einen Beitrag von Nils Ludwig und Michael Mießner, der die wohnungspolitischen Positionen der AfD aus der Perspektive der kritischen Stadtforschung analysiert.

Zwei weitere Rezensionen außerhalb des Themenschwerpunkts runden dieses Heft ab. Janina Dobrusskin bespricht das *Handbuch Kritisches Kartieren* (Dammann/Michel 2022). Sie stellt heraus, dass es dem Buch gelingt, einen Einblick in die Wirkmächtigkeit von Karten und die Offenlegung ihrer Machtbeziehungen zu geben, weist aber auch auf dessen Schwachstellen hin, etwa wenn es darum geht, eine systematische Handreichung zu diesem Thema bereitzustellen. Sandra Diekhoff schließlich bespricht den Sammelband „Rebellisches Berlin“ (Gruppe Panther & Co. 2022) – eine, wie sie findet, „vielseitige Materialsammlung zu Protesten in der Berliner Stadtgeschichte“ (Diekhoff 2022: 294).

Wir danken allen Autor_innen und Gutachter_innen, den beiden Lektor_innen und dem Setzer, die an der Erarbeitung dieses Heftes beteiligt waren. Wir wünschen eine wunderbare Lektüre!

Herzliche Grüße,
die Redaktion von sub\urban

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Justin Kadi, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

mit Ben Trott als Mitherausgeber des Themenschwerpunkts.

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Bartolini, Flaminia (2021): *Intimacy in illegality. Experiences, struggles and negotiations of migrant women*. Bielefeld: transcript.
- Cheng, Jih-Fei / Juhasz, Alexandra / Shahani, Nishant (Hg.) (2020): *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press.
- Dammann, Finn / Michel, Boris (Hg.) (2022): *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript.
- Diekhoff, Sandra (2022): *Rebellion um Raum*. Rezension zu: Gruppe Panther & Co. (Hg.) (2021): *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/2-3, 289-296.
- Eribon, Didier (2019 [1999]): *Betrachtungen zur Schwulenfrage*. Berlin: Suhrkamp.
- Gruppe Panther & Co. (Hg.) (2021): *Rebellisches Berlin: Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A.
- Haid, Christian / Staudinger, Lukas (2022): *Die Instabilität queerer Raumpraxis. Fünf Oral Histories zu Orten in Berlin, die es nicht mehr gibt*. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/2-3, 211-218. Audiofiles online unter: <https://zeitschrift-suburban.de/sys/index.php/suburban/article/view/810/1127#content> (letzter Zugriff am 24.11.2022)
- Haraway, Donna (2016): *Staying with the trouble: Making kin in the chthulucene*. Durham/ London: Duke University Press.
- Halperin, David (2014): *How to be gay*. Cambridge: Harvard University Press
- Hartmann, Saidiya V. (2022): *Aufsässige Leben, schöne Experimente: Von rebellischen schwarzen Mädchen, schwierigen Frauen und radikalen Queers. Wie junge schwarze Frauen vor hundert Jahren die Freiheit erfanden*. Berlin: Claassen.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): *Das „Infra-“ der Struktur. Eine Replik zur Debatte um Infrastrukturen städtischer Intimität*. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/2-3, 185-196.
- Kasmani, Omar (2019): *Thin attachments: Writing Berlin in scenes of daily loves*. In: *Capacious: Journal for Emerging Affect Inquiry* 1/3, 1-36.
- Kasmani, Omar (2022): *Berlin in Szenen täglichen Liebens*. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/2-3, 197-210.

Editorial

- Küppers, Carolin / Schneider, Martin (Hg.) (2018): Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume. Hamburg: Männerschwarm.
- Luger, Jason (2019): „Does your mother know?“ Digital versus material spaces of queer encounter in Singapore. In: Catherine Nash / Andrew Gorman-Murray (Hg.), The geographies of digital sexuality. Singapore: Springer, 225-245.
- Miles, Sam (2017): Sex in the digital city. Location-based dating apps and queer urban life. In: Gender, Place & Culture 24/11, 1595-1610.
- Rosenkranz, Bernhard / Lorenz, Gottfried (2006): Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. Hamburg: Lambda.

Chemisch-Werden

Verkörpernte Momente urbaner Zugehörigkeit in Berlin

Max Schnepf

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit Chemie, Körpern und Stadt in ihren intimen Verstrickungen und wechselseitigen Beeinflussungen. Er untersucht, wie sich die Stadt mittels Chemie auf verschiedene Weise in Körper einschreibt und gleichzeitig das Städtische in chemisch vermittelten Körperpraktiken ständig neu produziert wird. Ausgehend von einer ethnographischen Forschung in einem höherpreisigen Friseursalon in Berlin schlage ich vor, die intentionale und lustvolle Nutzung chemischer Substanzen mit ihren zugehörigkeitsstiftenden Effekten in den Blick zu nehmen. Urbane Zugehörigkeit wird dabei nicht als abgeschlossener Zustand verstanden, sondern als Fluchtpunkt, den einige Berliner*innen in sich überschneidenden Anwendungsformen von Schönheitsprodukten, Drogen und Pharmazeutika anstreben. Das Konzept des „Chemisch-Werdens“ begreift dabei spezifische Lokalitäten in Berlin, Körper in ihren intimen Beziehungen und Imaginationen des Städtischen als ein beständiges Wechselverhältnis. Ich stelle diese materiellen und affektiven Ko-Transformationen ethnographisch anhand von zwei Momenten des „Chemisch-Werdens“ vor: der Herstellung erstens von Looks mithilfe von Schönheitsprodukten im Salon und zweitens von Lust unter Zuhilfenahme von Drogen und der pharmazeutischen HIV-Prophylaxe PrEP in der (schwulen) Klubszene. In diesen Praktiken manifestiert sich urbane Zugehörigkeit nicht zwangsläufig in einer geteilten Identität oder festen Subkultur, sondern erscheint als affektives Zugewandt-Sein und materiell-körperliches Streben-nach.

An English abstract can be found at the end of the document.

In diesem Artikel befasse ich mich mit Chemie, Körpern und Stadt in ihren intimen Verstrickungen und wechselseitigen Beeinflussungen. Genauer gesagt zeige ich auf, wie chemische Substanzen an und in Körper gelangen, wie sie spezifische Looks und neue Formen von Lust erzeugen und dabei Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen urbanen Szenen ermöglichen und produzieren. Die Frage, wie Chemie menschliches und mehrals-menschliches Leben mitgestaltet, hat in den letzten Jahren vermehrt sozialwissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren (Romero et al. 2017), insbesondere mit Hinblick auf industriell produzierte Chemikalien und deren destruktive Folgen für die menschliche und planetare Gesundheit.

Diese Forschungen legen dar, wie *chemical exposure* entlang von bestehenden kolonialen und rassistischen Linien der Ungleichheit verläuft und diese verstärkt (Murphy 2017). Agard-Jones (2013: 192) fokussiert als analytischen Ausgangspunkt für die Kritik jener globalen Machtverhältnisse die chemische Konstitution von Körpern – wie Körper Chemikalien ausgesetzt sind und durch diese in Verbindung stehen, „to commodity chains, to uneven relations of colonial/postcolonial power, and thus to world systems“. Gleichzeitig zeigen Ethnographien auf, wie sich in Situationen chemischer Verunreinigung sogenannte *chemosocialities* – verstanden als „altered, attenuated, or augmented relationships“ (Kirksey 2020: 24) – über Grenzen von Klasse, *race* und Spezies hinweg herausbilden und neue Formen von *chemical kinship* ermöglichen (Balayannis/Garnett 2020).

Auch wenn diese Ansätze die produktiven Effekte bei der Formierung von *chemosocialities* aufzeigen, betrachten sie Situationen, in denen sich Akteur*innen ungewollt Chemikalien ausgesetzt sehen und in oft kreativer Weise darauf reagieren müssen. In diesem Artikel schlage ich vor, auch die intentionale und lustvolle Nutzung chemischer Substanzen mit ihren zugehörigkeitsstiftenden Effekten in den Blick zu nehmen – und zwar anhand der elektronischen Klubszene und schwuler Sexkultur in Berlin. Dazu befasse ich mich mit sich überschneidenden Anwendungsformen von Schönheitsprodukten, Drogen und Pharmazeutika und verstehe diese als „a significant part of contemporary practices of self-transformation“ (Race 2009: x f.). Dabei folge ich insbesondere Shapiros und Kirkseys (2017) Aufruf zu einer *chemo-ethnography*, die untersucht, wie Chemikalien und moderne Chemie „our conditions of knowing, being, and sociality“ rekonfigurieren (ebd.: 482). In diesem Sinne setzen sich auch Hardon (2021) und Team in unterschiedlichen sozialen und geographischen Kontexten ethnographisch damit auseinander, wie junge Menschen alltäglich mit chemischen Substanzen experimentieren. Dabei konzentrieren sie sich auf situierte und verkörperte Praktiken, in denen verschiedene chemische Substanzen interagieren und dabei Identitäten und Gemeinschaften formen (ebd.: 7 ff.).

Dieser Beitrag untersucht, wie sich die Stadt mittels Chemie auf verschiedene Weise in Körper einschreibt und gleichzeitig das Städtische in chemisch vermittelten Körperpraktiken ständig neu produziert wird. Dabei soll Stadt nicht als ontologisch starre und kohärente Einheit aufgefasst werden, sondern als soziomaterielles Gefüge, „which is relentlessly being assembled at concrete sites of urban practice“ (Farías 2010: 2). In alltäglichen Praktiken verknüpfen und konstituieren sich „die Stadt als

(Forschungs-)Gegenstand und Urbanität als multiple Alltagserfahrung“ (Färber 2014: 98). In diesem Verständnis städtischer Ontologien als emergent im Zusammentreffen heterogener menschlicher und nicht-menschlicher Akteur*innen (Amin/Thrift 2002: 27 ff.; Farías 2010: 13 ff.) konzentriere ich mich auf den materiellen und affektiven Prozess des „Chemisch-Werdens“. Damit beschreibe ich, wie sich im Kontakt mit chemischen Substanzen das Urbane auf scene-spezifische Weise in Körpern und ihren chemisch-induzierten Erfahrungen und Interaktionen manifestiert. Berlin stellt mehr als nur einen Kontext meiner Ausführungen dar. Die Stadt ist zugleich Fluchtpunkt des „Chemisch-Werdens“ in den von mir beschriebenen Klub- und Sexszenen. Imaginiert als Labor, in dem die Mitglieder unterschiedlicher Szenen mit Formen des Zusammenlebens experimentieren, präsentiert sich Berlin als „haunted by potential rather than realisation, still encumbered by becoming and not yet being“ (Stahl 2014: 9).

Im Folgenden werde ich zunächst Einblicke in eine sechsmonatige ethnographische Forschung in einem höherpreisigen Friseursalon in Berlin-Friedrichshain geben sowie explorative Beobachtungen zur medizinischen HIV-Prophylaxe PrEP teilen. Zuerst positioniere ich den Salon in geographischer und affektiver Nähe zur (schwulen) Klubszene in Berlin. Anschließend befasse ich mich mit den stofflich-affektiven Dynamiken von Chemie und argumentiere, dass in unterschiedlichen Formen von Chemie bereits der Gedanke einer wechselseitigen Transformation im Sinne einer *Anthropology of becoming* angelegt ist. Mit diesem emergenztheoretischen Ansatz diskutiere ich im anschließenden Abschnitt urbane Zugehörigkeit, die sich als materielles und affektives Streben nach ausdrückt und in Momenten des „Chemisch-Werdens“ Aktualisierung erfährt. Solche Momente des „Chemisch-Werdens“ stelle ich dann anhand von zwei Formen urbaner Verkörperung vor: der Herstellung erstens von Looks mithilfe von Schönheitsprodukten im Salon und zweitens von Lust unter Zuhilfenahme von Drogen und der PrEP. Mit dieser Perspektivverschiebung auf chemische Prozesse zeige ich, dass die Anwendung chemischer Substanzen weder als oberflächliche Trivialität noch als Ausdruck tief liegender (Psycho-)Pathologien zu verstehen ist, sondern als kulturelle Praktik, in der die Beteiligten Stadt als bedeutungsvoll erfahren.

1. Chemo-Ethnographie im Salon

Von August 2017 bis Februar 2018 forschte ich ethnographisch in einem höherpreisigen Friseursalon, den ich aus Gründen der Anonymisierung

„Mastercut“ taufte.[1] Die Positionierung des Salons in seiner Nähe zur Berliner Technoszene zeigte sich bereits, als ich mich mehrmals wöchentlich von Berlin-Neukölln ins nordöstlich davon gelegene Friedrichshain begab. Mit dem Fahrrad überquerte ich die Spree, fuhr in den ehemaligen Berliner Osten und passierte die Baustelle für die East Side Mall, ein 2018 eröffnetes Einkaufszentrum mit nun über 100 Einzelhandelsgeschäften. Einen Konsumtempel anderer Art konnte ich unweit dessen von der Warschauer Brücke aus erblicken: Das Berghain, Berlins international bekannter Technoklub, erhob sich aus dem umliegenden Industriegebiet. Berühmt-berüchtigt für seine strengen Türsteher*innen, harte elektronische Beats sowie die sexuelle Freizügigkeit und den exzessiven Drogenkonsum seiner Besucher*innen gilt das Gebäude eines ehemaligen Fernheizwerks als Wahrzeichen für Berlins elektronische Partykultur (Robin 2021; Rapp 2009). Schwanhäuser (2010: 17) schreibt in ihrer Ethnographie des Berliner „Techno-Underground“, dass der hohe Leerstand nach der Wende Ost-Berlin in ein „Labor für alternative Lebensstile“ verwandelte. Diesem Labor entsprang nicht nur das Berghain: Gleich hinter der Warschauer Brücke führte mich mein Arbeitsweg an einem weiteren ehemaligen Industriegelände vorbei, dem RAW-Gelände, das weitere Klubs und Kultureinrichtungen beherbergt.

Im Herzen Friedrichshains, zwischen Cafés, Bars, Restaurants, Bekleidungs- und Einrichtungsläden fügte sich Mastercut mit seinen Vasen, Schmuck- und Dekoartikeln im Schaufenster nahtlos ins Straßenbild ein. Der Salon hatte seinen Sitz seit Ende der 1990er Jahre in derselben Straße. „1999 war Friedrichshain ’n totales Drecksloch“, erklärte Felix, der Besitzer von Mastercut: „Alle renovierten Häuser, die da jetzt stehen, sind [seitdem] renoviert worden. [...] Also habe ich in den letzten 18 Jahren in einer einzigen Baustelle gewohnt, wird mir gerade bewusst.“ Nach der Wende und insbesondere in den 2000er Jahren entwickelte sich der ehemalige Ost-Berliner Stadtteil zum Szenekiez – mit steigenden Mietpreisen, die bereits vor pandemiebedingten Schließungen auch keinen Halt vor den ansässigen Klubs und Bars machten.[2] Das RAW-Gelände kann hier beispielhaft für sich abzeichnende städtische Konflikte stehen, in denen unterschiedliche Personengruppen aufeinandertreffen. So sehen sich die dort ansässigen Kultureinrichtungen mit Beschwerden von Anwohner*innen über Lärmbelästigung, mit Bauungs- und Umgestaltungsplänen von Investor*innen sowie mit einer erhöhten Polizeipräsenz aufgrund von Drogenhandel und Kriminalität auf dem Gelände konfrontiert (Bährend 2021).

Fußläufig vom RAW-Gelände und vom Berghain entfernt war auch Mastercut den Erzählungen nach jener Aufbruchsstimmung der späten 1990er Jahre entsprungen. Dennoch schien sich der Salon aktuellen Stadtentwicklungen angepasst zu haben und reflektierte die zunehmende Gentrifizierung in Friedrichshain in seiner eigenen Transformation. Einst „der Laden“, zu dem alle angesagten DJs kamen, wie Friseur Oliver Mastercuts wilde Vergangenheit beschrieb, sei der Salon in den letzten Jahren, so Friseur Cedric, deutlich „szeniger“ geworden: „Es war *viel* schriller, viel bunter alles. Die Wände: ganz viele verschiedene Tapeten, ganz viel Sachen drauf und so. Und jetzt ist es viel ruhiger für seine [Felix] Verhältnisse. [...] Auch mit der Musik ist er – es ist alles so runtergeschraubt. Die Preise sind höher. Und es ist halt so 'n bisschen szeniger.“ Die Entwicklung von einem angesagten Szenesalon hin zu einem in die Jahre gekommenen „szenigen“ Salon äußerte sich laut Cedric in einer harmonischeren Inneneinrichtung, entspannterer Musik und erhöhten Preisen. Diese starteten bei 40 Euro für einen Kurzhaarschnitt, überstiegen aber bei aufwendigeren Farbbehandlungen schnell 200 Euro. Felix hatte seinen Salon preislich und ästhetisch einem gentrifizierten Friedrichshain angepasst, das sich 2017/18 weder als „Drecksloch“ noch als „Baustelle“ präsentierte. Dennoch waren die Spuren von Mastercuts wilder Vergangenheit nicht gänzlich verwischt: Einige der mittlerweile grau melierten DJs blieben dem Salon als Stammkund*innen erhalten und schlürften ihren frischen Ingwer-Minze-Tee neben Damen mittleren Alters, die den Salon als besonders „cool“ empfanden. Die Friseur*innen hingegen besuchten regelmäßig die angesagtesten Berliner Technoklubs und brachten von dort neue Kund*innen in den Salon. Geduldet von Felix schnitten sie nach Feierabend die Haare von Freund*innen, die eine ähnliche Affinität zur elektronischen Klubszene aufwiesen.

Inmitten dieser Wandlungsprozesse von Stadt und Salon führte ich eine sechsmonatige ethnographische Feldforschung zu körperlichen Transformationen durch, indem ich die Herstellung stylischer Körper in Schönheitspraktiken untersuchte.[3] Ich wählte Mastercut als Ausgangspunkt meiner Forschung wegen seiner Außenpräsentation: Die Website des Salons betonte den Hype von Friedrichshain als Salonstandort und pries die Individualität der Angestellten sowie ihrer Kreationen als neuste Haartrends der Stadt an. Urbane Extravaganz spiegelte sich auch in den Porträtfotos wider, die die Friseur*innen mit Piercings, Tattoos und teils außergewöhnlichen Frisuren abbildeten. Mein erstes Kennenlernen des Salonbesitzers entpuppte sich sodann als Bewerbungsgespräch für

eine Teilzeitstelle als Assistent des Salons. Nach drei Probearbeitstagen beschied Felix, dass ich „ins Team passte“, und bot mir an, für die Zeit meiner Forschung dort zu arbeiten.

Ein- bis zweimal pro Woche putzte ich Spiegel, staubte Regale ab, beantwortete das Telefon und vereinbarte Schnitt- und Farbtermine. Ich begrüßte die Kund*innen beim Betreten des Salons, nahm ihnen die Jacken ab und bereitete Tee oder Kaffee für sie zu. Und wenn die Friseur*innen in Zeitdruck gerieten, schamponierte ich die Haare ihrer Kund*innen oder wusch an den Waschbecken Blondierungen und Farben aus. Zusätzlich besuchte ich an freien Tagen den Salon, um mit den Friseur*innen in der Küche abzuhängen oder ihnen bei spezifischen Terminen über die Schulter zu gucken. Während die Farben oder Blondierungen einwirkten, setzte ich mich zu den Kund*innen. Dabei entwickelten sich oft Gespräche, die sich von ihren Haaren zu ihren alltäglichen Sorgen und Freuden spannten – von Macho-Kollegen bis hin zu Kinderfotos. Einige Strähnen führten mich im Rahmen der Forschung aus dem Salon heraus. So nahm ich an einem Training einer bekannten Haarproduktfirma teil, begleitete eine Auszubildende des Salons zur Berufsschule, wohnte der Salon-Weihnachtsfeier in einer schwulen Sex-Bar bei und führte Interviews mit Expert*innen aus dem Bereich des Frisierhandwerks.

Oft fegte ich die Haare von Kund*innen zusammen, die in der Ecke vor der Küche ein Büschel bildeten. Ein solches Büschel aus Haaren unterschiedlichen Ursprungs und unterschiedlicher Beschaffenheit beschreibt metaphorisch das Feld meiner chemo-ethnographischen Auseinandersetzung. Es entsteht aus sich kreuzenden Bewegungen von Personen, Ideen, Körpern und Chemikalien, in deren Zentrum Mastercut in seiner geographischen, affektiven und historischen Nähe zur (schwulen) Klubszene in Berlin liegt. Kund*innen kamen und brachten haarige Anliegen zusammen mit dem neuesten Klatsch und Tratsch in den Salon, um diesen nach ihrem Termin verändert wieder zu verlassen. Neue Stile und Techniken fanden ihren Weg zu Mastercut über Instagram oder den Besuch von Messen und prägten dann auf den Köpfen der Kund*innen das Berliner Stadtbild. Lieferant*innen stellten Haarprodukte zu, die sich mit Keratinsträngen verbanden oder über die Kanalisation den Salon wieder verließen. Regelmäßig empfingen die Angestellten freudig einen jungen Mann, der am Küchentisch Platz nahm, als besuche er eine WG von Freund*innen. Ein starker Marihuanageruch erfüllte die Küche, wenn er seine teils pflanzliche, teils synthetische Ware mit einer Küchenwaage portionierte und an die Friseur*innen verkaufte. Auch wir Angestellten

verließen den Salon und gingen unserer Wege – auf dem Fahrrad zurück nach Neukölln oder am Wochenende in die Berliner Klubs.

2. Chemie = Werden

„irish, but living in berlin. looking for good, casual chemistry.“
(Grindr-Profil)

„Chilled guy for hot dates here! Chems & groups welcome.“
(PlanetRomeo-Profil)

„Die Chemie muss stimmen.“ (Auszubildende bei Mastercut)

„Ein Chemiker würde mich jetzt ohrfeigen. Aber ich glaube, wir verstehen uns.“ (Friseur-Trainerin)

Chemie ist die Lehre von Stoffen und deren Veränderung. In chemischen Reaktionen verbinden sich Atome und Moleküle miteinander, lösen sich ineinander auf oder werden aufgespalten und bilden so neue Stoffe mit neuen Eigenschaften. Chemische Substanzen wirken dabei nicht selten auf Körper, deren gesundheitliche, ästhetische und sexuelle Konstitution, etwa wenn ein Nutzer einer *Hook-Up*-App „Chems“ favorisiert, also den Gebrauch von Drogen zur Steigerung sexueller Lust (s. Møller/Hakim 2021). Gleichzeitig beschreibt Chemie metaphorisch soziale und sexuelle Dynamiken, zum Beispiel, wenn ein anderes Nutzerprofil nicht nach „Chems“, sondern nach „good, casual chemistry“ sucht. Chemie vereint demnach Transformationsprozesse auf stofflicher und affektiver Ebene.

Auch bei Mastercut überlagerten sich diese unterschiedlichen Dimensionen von Chemie. „Die Chemie muss stimmen“, bekundete Mavi, die Auszubildende des Salons, bei meiner Einarbeitung und stieß mich damit auf die Multiplizität von Chemie im Salon. Sie erklärte, wie wichtig es sei, Neukund*innen Termine bei den „richtigen“ Friseur*innen zu geben. Nicht jede Kundin könne beispielsweise mit Reiners „prolliger“ Art umgehen. Florian werde bei kritischen Kund*innen schnell unsicher und Jack bevorzuge Frauenhaarschnitte. Eine andere Art von Chemie zeigte mir Mavi, als ich sie an einem Januarmorgen zur Berufsschule begleitete und im U-Bahngetümmel für eine Klassenarbeit abfragte. Bei einer Dauerwelle, rezitierte Mavi ihr Wissen, werden die Sulfidbrücken im Haar geöffnet, um es neu zu formen. Man müsse jedoch penibel auf die Einwirkzeit achten, damit nicht mehr als 20 Prozent der chemischen Brücken geöffnet werden. Ansonsten verliere das Haar seine Elastizität und die Locken hingen schlapp herunter. Hier offenbarte sich Chemie als theoretisches

Wissen über Prozesse im Haar, die praktische Handlungsanleitungen etwa für Einwirkzeiten bereitstellten.

Die eben zitierte Trainerin konnte bei einem Workshop einer bekannten Haarproduktfirma jene exakten Wirkungsmechanismen jedoch nicht benennen. Tatsächlich waren sie ihr egal, solange die Chemie in der Praxis funktionierte. Sie wusste stattdessen, wie sie chemische Produkte zu verwenden hatte, um eine spezifische Form von Strähnen zu erzielen, sogenannte Paintings oder Balayage. Hierbei wird die Blondierung ins Haar gepinselt, um ein möglichst natürliches Farbergebnis zu erzielen – eine Technik, die die Workshopteilnehmenden und ich uns an Übungsköpfen mühsam aneigneten. Auch wenn ein Chemiker die Trainerin für ihre unwissenschaftliche Erklärung „ohrfeigen würde“, war in diesem Fall die korrekte Anwendung chemischer Produkte bedeutsam. Das Wissen über chemische Wirkungsmechanismen und die Anwendung chemischer Produkte in der (Friseur-)Praxis waren demnach nicht deckungsgleich.

Diese unterschiedlichen Chemien beschreibt Barry (2005) am Beispiel der Entwicklung pharmazeutischer Produkte, bei der das Laborwissen nur partiell auf Anwendungskontexte übertragen werden kann. Im Labor „erfinden“ Chemiker*innen „informierte Substanzen“, indem sie spezifische Informationen zu intendierten Effekten, zur idealen Dosierung und zur möglichen Toxizität in Moleküle einschreiben (ebd.: 59). Diese Informationen sind jedoch kontextspezifisch. Sie können nicht eins zu eins auf ihre Anwendungskontexte übertragen werden. Vielmehr handelt es sich bei der Anwendung dieser informierten Substanzen um Übersetzungen: „The molecule that is isolated in the laboratory will not have the same properties as it has in the field, the city or the body.“ (ebd.: 57) Diese Übersetzungsleistungen erbrachten Friseur*innen, wenn sie die Produkte aus den Laboren der erwähnten Haarproduktfirma auf den Köpfen ihrer Kund*innen nutzten. Im Gegensatz zu Mavis Textbuchwissen mussten sie in der Praxis mit Spontaneität und Experimentierbereitschaft auf die materielle Sturheit von Haaren (Holmes 2014) reagieren, wenn beispielsweise eine Blondierung zu „gelbstichig“ ausfiel. Dementsprechend betont Stengers (2021: 23) die Widerspenstigkeit von Substanzen in ihrer „always-specific power to decompose and enter into new compositions“. Insofern sich in Reaktionen oft unvorhersehbare Realitäten bilden, wohnt der Chemie immer ein Überraschungsmoment inne, dem es mit Einfallsreichtum zu begegnen gilt.

Chemie trat im Kontext meiner Forschung in mehreren Formen auf. Sie ist die theoretische Lehre stofflicher Veränderung, wie sie sie Mavi in der

Berufsschule paukte. Dieses Wissen findet seine Materialisierung in unterschiedlichen Substanzen wie Drogen, Haarprodukten und Pharmazeutika, in die eine bestimmte Wirkungsweise eingeschrieben ist. Gleichzeitig ist Chemie eine Praxis, in der jene Substanzen „im Feld, in der Stadt und in Körpern“ (Barry 2005: 57) zum Einsatz kommen – oft mit unvorhergesehenen Nebeneffekten. Und nicht zuletzt ist die Anwendung chemischer Substanzen untrennbar von affektiven Dynamiken, beispielsweise wenn Drogen zur Steigerung von Lust genutzt werden oder bei Frisierterminen die stoffliche Chemie nicht jenseits von intimen Beziehungen wirken kann.

Diese Formen von Chemie basieren auf dem geteilten Verständnis, dass sich unterschiedliche Akteur*innen im Austausch konstituieren. Dabei können die ausgetauschten „Substanzen“ Elektronen, ein Lächeln, Pheromone, Inspirationen oder Körperflüssigkeiten sein. Dieser Austausch lässt Sender*in und Empfänger*in nicht unverändert zurück. In der Chemie selbst ist damit bereits die Idee einer beständigen, affektiv-materiellen Transformation inbegriffen und damit eine Abkehr von statischen Konzepten von Sein und Identität. In ähnlicher Weise stellen Biehl und Locke (2017) in ihrer *Anthropology of becoming* den Prozess des Werdens als relational und unabgeschlossen dar. Körper, Machtverhältnisse und Materialität seien demnach niemals festgeschrieben, sondern in einem ständigen Prozess der Konstruktion und Kreation begriffen „as people imagine and attempt to make real what they need and long for“ (ebd.: 6). Sie betonen dabei die entscheidende Rolle von Imagination und Bestreben, die den Prozess des Werdens antreiben. Dabei ist Werden nicht als bloße Imitation bestehender Formen zu verstehen. Im Gegensatz zu *molaren* Politiken der Imitation beziehen Biehl und Locke sich auf *molekulare* Verbindungen und Annäherungen im Prozess der Ko-Transformation, die keinen Rückschluss auf ursprüngliche, abgeschlossene Entitäten zulässt (ebd.: 8 f.) – als „emitting particles that enter the relation of movement and rest, or the zone of proximity“ (Deleuze/Guattari 2013 [1988]: 321).

Mit „Chemisch-Werden“ beschreibe ich eine spezifische Form der stofflich-affektiven Chemie, die sowohl an konkrete Substanzen und deren Verwendung gebunden als auch in affektive Beziehungen eingebettet ist.[4] Chemie verfolgt nicht nur das molare Ziel, eine bestimmte städtische Form – etwa ein gewisses Aussehen oder das Image sexueller Freizügigkeit – körperlich zu imitieren. Vielmehr verstehe ich Körper, chemische Substanzen und städtische Subkultur als in einem dynamischen Prozess der Ko-Transformation begriffen. Diese molekularen Wechselbeziehungen beschreiben Deleuze und Guattari als Zonen der

Komposition, Dekomposition und Rekomposition, in denen Körper sich konstituieren als „nonreducible, relational rhythmic orderings, the affective capacities of which can be transformed through various techniques and practices“ (McCormack 2007: 370). „Chemisch-Werden“ zeichnet sich folglich durch das Annehmen eines Rhythmus mithilfe chemischer Substanzen aus. Diese fast unmerkliche Veränderung lässt sich nicht auf ein bestimmtes Merkmal reduzieren, etwa auf eine neue Haarfarbe. Umgangssprachlich lässt sich diese molekulare Urbanität wohl am Ehesten als ein urbaner *vibe* ausdrücken – als die kaum beschreibbare Weise, in der Körper zu urbanen Körpern werden und damit zu subkulturellen Imaginationen des Städtischen in Beziehung treten. Chemie ist dabei nicht nur ein Mittel zum Zweck, um urbane Zugehörigkeit herbeizuführen, sondern essenzieller Teil jener Szene-Urbanität, die Felix und seine Angestellten herstellten. Mit diesem Konzept einer molekularen Urbanität soll nun die lineare Beziehung zwischen körperlichen Veränderungen und urbanen Szenen kritisch hinterfragt werden. Im nächsten Abschnitt argumentiere ich deshalb, dass „Chemisch-Werden“ eher eine Modalität des Strebens nach Urbanität und weniger die konkrete Richtung urbaner Zugehörigkeit beschreibt.

3. Verkörperte Zugehörigkeit zu urbanen Szenen

Indem sie Haare schnitten, färbten und stylten, formten die Friseur*innen bei Mastercut Körper und beeinflussten, wie sich die Kund*innen der Stadt zugehörig fühlten. Zur Zeit meiner Forschung setzte Felix beispielsweise auf Neuinterpretationen des in den 1980er Jahren modischen Vokuhilas, „federige“ Schnitte und „knallige“ Neonfarben. Ihre Autorität als Trendsetter*innen zogen Felix und seine Angestellten aus Mastercuts Positionierung als hippen Salon mit Verbindungen zur Technoszene. Während eines Interviews schwärmte Felix von einer Show Anfang der 2000er Jahre, bei der er in einem der angesagtesten Technoklubs gemeinsam mit seinen Angestellten live auf der Bühne Haare schnitt und Models stylte: „Ich kannte alle, die da gewesen sind. Ich kannte die ganzen Leute hinter der Bar. Ich kannte die Besitzer. Ich kannte alle DJs. Ich kannte alle. Ich war wie 'n bunter Hund da.“ Besitzer und Salon waren Teil der Klubszene; mehr noch: In seinen Styling-Shows und beim Schneiden der Haare angesagter DJs bestimmte Felix nach eigener Wahrnehmung mit, wie diese Szene aussah.

Die Zugehörigkeit zur Berliner Technoszene hatte einen großen Anteil an den Identitätskonstruktionen des Salons, seiner Angestellten und

teilweise auch seiner Kund*innen. Trotz ihrer Flüchtigkeit sind Szenen laut Blum (2003: 176 ff.) nicht nur in der Stadt lokalisiert. Als Orte öffentlicher Intimität bilden sie zudem einen integralen Bestandteil urbaner Imaginationen. So können einige Szenen emblematisch für die Stadt stehen, indem Szene-Praktiken untrennbar mit Lokalitäten assoziiert werden. Urbanität und urbane Verkörperung, wie sie bei Mastercut bedeutungsvoll praktiziert wurden, sind spezifisch an schwule Sexkultur und die Berliner Technoszene gebunden, mit Orten wie dem Berghain. Sie reproduzieren damit ein international verbreitetes Bild von Berlin als Ort sexueller Freizügigkeit und exzessiver Partys (Rapp 2009).

Auch fast 20 Jahre nach der von Felix beschriebenen Show erkannte Esther, eine Kundin aus der Ukraine in ihren 20ern, die partielle Zugehörigkeit von Mastercut zu einer, wie sie es formulierte, „underground culture“. Als ich mit ihr auf der Wartecouch des Salons ins Gespräch kam, identifizierte sie Mastercut als „more alternative salon“. Für Esther drückte sich dies in affektiven Repertoires aus. So seien es vor allem „the whole vibe of this place“ sowie die „chilled atmosphere“ gewesen, die Mastercut einen alternativen Anstrich verliehen. Sie führte aus, dass nicht so sehr die Kund*innen, aber dafür umso mehr das Aussehen der Friseur*innen zu diesem *vibe* beitrugen. Dabei deutete Esther auf Franci. Für Esther verkörperte die Friseurin mit ihren schwarzen *braids*, die sie ungeordnet auf ihrem Kopf türmte, mit ihrem breiten silbernen Nasenring, ihren Tätowierungen auf Hals und Armen, ihren weiten *Baggy*-Hosen und ihren hohen schwarzen Lederboots jene „underground culture“. Diese konstituierte sich in der Abkehr vom Mainstream und finde ihren Ausdruck in Technomusik und Drogenkonsum, erklärte Esther auf meine Nachfrage. Esther versuchte ihre eigene Szene-Zugehörigkeit durch einen Undercut am Hinterkopf und ein Nasenpiercing auszudrücken. In acht von zehn Fällen seien Piercings „a first sign that the person is more friendly to underground culture“, fügte sie hinzu.

In ihrer Beschreibung des „Techno-Underground“ charakterisiert Schwanhäüßer (2010) „die Szene“ durch ihre kurzfristige Aneignung von Stadtraum, die „auf eine Verflüssigung räumlicher Grenzen [zielt], bei der *locations* im Stadtraum produziert werden, um sie anschließend wieder aufzulösen“ (ebd.: 11; Hervorhebung im Original). Diese auf den Moment fokussierte Ästhetisierung des Raumes schlage sich auch in einem Modestil nieder, der sich einer „sozialen und kulturellen Zuschreibung, auch der einer geschlossenen Subkultur, entziehen möchte“ (ebd.: 108). Dennoch beschreibt Schwanhäüßer – wie auch Esther – sehr klare Merkmale, die

„die Szene“ und deren Mitglieder in Abgrenzung zum Mainstream eint. Für Esther manifestierte sich diese Abgrenzung in einem Ring, welcher ihre eigene, aber auch Francis und meine Nase als Teil einer „underground culture“ verband.

Diese Aushandlung städtischer Zugehörigkeit anhand körperlicher Schönheitspraktiken umreißt Liebelt (2019) mit dem Konzept der „aesthetic citizenship“. Anhand von „claims of belonging and struggles over inclusion within a changing urban environment“ (ebd.: 699) beschreibt sie, wie in Istanbul in unterschiedlichen Schönheitspraktiken Normen urbaner, säkularer Weiblichkeit hergestellt und streng reglementiert werden. Diejenigen, die den Normen urbaner Verkörperung nicht entsprechen, werden moralisch und affektiv von jener Zugehörigkeit zur Stadt ausgeschlossen (ebd.). Für Esther gehörte beispielsweise ein Großteil der wohlhabenderen Kund*innen des Salons aufgrund ihrer gewöhnlichen Haar- und Kleidungsstile eindeutig nicht zur „underground culture“.

Bei unserem Gespräch auf der Wartecouch stieß Esther jedoch schnell an ihre Grenzen, als sie versuchte, den Stil der „underground culture“ anhand konkreter Merkmale zu umreißen. An einem Nasenpiercing allein ließ sich demnach die Zugehörigkeit zur Szene noch nicht ablesen. Stattdessen griff sie auf ihren subjektiven Eindruck von *vibes* und Atmosphären zurück, um Mastercuts affektive Nähe zur Technoszene zu fassen. Diese Ambivalenz zwischen eindeutig identifizierbaren Symbolen und erlebten Eindrücken beschreibt Drysdale (2019: 7) als Wechselspiel von Repräsentation und Evokation, wenn sie einen affekttheoretischen Szenebegriff entwirft. Sie konzeptualisiert Szenen weder als eine rein individuelle Erfahrung noch als ausschließlich kollektives Phänomen, sondern als „a site of affective investments in experiences that often can't be quantified or collated in ways that can provide a representationally stable account“. Auch Schwanhäüßer (2010: 306) schlägt den Begriff der Szene vor, um speziell „die flüchtigen, oberflächlichen und auch chaotischen Momente urbanen Lebens und urbaner Gruppenbildungsprozesse“ und damit die Instabilität städtischer Subkulturen anzuerkennen. In meiner molekularen Betrachtung des „Chemisch-Werdens“ folge ich dieser Betonung von Momenten, in denen sich Zugehörigkeiten flüchtig in räumlichen und körperlichen Arrangements ausdrücken. Damit folge ich nicht der Annahme, dass sich aus diesen „affective investments“ zwangsläufig feste Gruppen bilden. Zugehörigkeit zur Szene verstehe ich dementsprechend als affektive Qualität, als „desire to connect with others and the material world“ (Drysdale 2019: 8). Damit verschiebt sich der Fokus

von einer Beschreibung *der* Szene, also etwa des „Techno-Undergrounds“ (Schwanhäußer 2010) oder eines „Stammpublikums“ (Robin 2021) hin zum affektiv-materiellen Streben nach einer Szene-Zugehörigkeit und den damit produzierten Imaginationen städtischen Lebens.

Entgegen einem definitiven Entwurf einer Klubszene anhand von Tanz- und Kleidungsstilen, Verhaltenskodizes und Raumordnungen (Robin 2021) betont Buckland (2002) in ihrer Beschreibung der Klubkultur im New York der 1980er und 1990er Jahre die Fluidität von Zugehörigkeit und Community. Sie konzentriert sich auf das Tanzen im Klub und die performative Herstellung von Zugehörigkeit „in a moment of a space of creative, expressive, and transformative possibilities, which remain fluid and moving by means of the dancing body“ (ebd.: 4). Buckland interpretiert dabei das Tanzen nicht als Teil eines „urbanen Gruppenbildungsprozesses“ (Schwanhäußer 2010: 306), sondern als spontanen, ergebnisoffenen und fortlaufenden Prozess eines „queer world-making“. In ähnlicher Weise schlage ich vor, bei der Betrachtung des „Chemisch-Werdens“ nicht auf die Herstellung beständiger Gruppen oder geteilter Identitäten zu fokussieren. Chemisch-induzierte Zugehörigkeit verstehe ich demnach nicht als lineare Beziehung, die Personen dauerhaft mit einer Gruppe oder *chemosociality* assoziiert, sondern als „distanziated‘ modes of belonging“ (Amin/Thrift 2002: 48). Damit drückt sich in „Chemisch-Werden“ eine Form von „being“ als „embodied-affective work of relating“ aus (Kasmani 2019: 36) – also als ein affektives Zugewandt-Sein und materiell-körperliches Streben nach. Dieses Streben evoziert urbane Verkörperung und Zugehörigkeit als Potenzialitäten, erfährt jedoch nicht zwangsläufig eine Aktualisierung in einem Moment des Ankommens in einer definierten Identität, Gruppe oder Community. Folglich fokussiert „Chemisch-Werden“ nicht, *wozu* Personen zugehörig werden, sondern *wie* sich im Zusammentreffen von Körpern und Chemie spezifische Imaginationen von Urbanität manifestieren. Zwei dieser molekularen Momente des „Chemisch-Werdens“ möchte ich im Folgenden näher betrachten: die Herstellung von Looks im Salon und von Lust in schwuler Sex- und Partykultur.

4. Looks: Synchronisieren von Körpern und Styles

Bei einem Interview zeigte ich Felix seine eigenen Fotos von einer Hairstyling-Messe, die er an die Chatgruppe des Salons geschickt hatte. Bei dem Foto eines weiblichen Models mit einer Pilzkopf-Frisur blieben wir hängen. Unter dem blondierten Deckhaar schienen dessen dunkelblau gefärbten Haare an der scharfen Schnittlinie hindurch, die sich über Stirn,

Schläfen und Ohren erstreckte. Felix zeigte sich unbeeindruckt von diesem Look. Er kommentierte, dass Cedric einen solchen Look schon längst auf den Köpfen seiner Kund*innen bei Mastercut umsetze. Tatsächlich konnte ich mich an eine Kundin und den zugehörigen Instagram-Post erinnern. Darin stellte sie eine ähnliche Frisur in einer Version mit lila Haaren zur Schau. Obwohl Cedrics Kundin deutlich weichere Gesichtszüge hatte als das Model und obwohl die Schnittlinie ihres Pilzkopfes ohne Kanten verlief, konnte mein ungeschultes Auge die Ähnlichkeit zwischen Felix' Foto und Cedrics Instagram-Post erkennen. Dieser Look war mehr als nur ein Haarschnitt – ein Pilzkopf. Mit blondiertem Deckhaar und knalliger Grundfarbe war es eine spezifische Ausführung, die sowohl an die individuellen Gegebenheiten der Person angepasst war als auch Anleihen an einen aktuellen Trend nahm. Doch obgleich beide Fotos einen spezifischen Haarschnitt zeigten, waren beide Frisuren als *ein* Look identifizierbar.

Looks fungierten bei Mastercut als Währung für Kund*innen, um als urban, modisch oder hip erkannt zu werden. Viele Kund*innen erzählten, dass sie genau wegen der „coolen“ Friseur*innen und deren tadellosen Arbeit zu Mastercut kamen. Sie grenzten den Salon dabei von herkömmlichen oder „eingestaubten“ Salons ab. Bei der Herstellung eines Looks zeigte sich ein Modus des Strebens nach urbaner Verkörperung, in die Friseur*in und Kund*in gemeinsam mit chemischen Substanzen und Schnitttechniken involviert waren. Looks präsentieren dabei einen Moment des „Chemisch-Werdens“; eine affektive und materielle Transformation, in der eine spezifische Urbanität Aktualisierung erfährt. Dabei ist ein Look zwischen einem individuellen Körper und sozialen Interaktionen positioniert, wie Plemons (2017) in seiner Ethnographie *The look of a woman* argumentiert. In seiner Auseinandersetzung mit Gesichtsfeminisierungs-OPs bei trans Frauen schlägt er deshalb ein Verständnis von Geschlecht vor, das auf Wiedererkennung beruht: „In a performative model citation and reception of sex/gender norms are predicated on recognition, the act of exchange by which we come into being to ourselves and each other. Social norms and expectations determine *who* is recognizable *to whom* and *as what*.“ (ebd.: 10; Hervorhebung im Original) Ein Look – sei es der Look „einer Frau“ oder „ein urbaner Look“ – ist damit nicht festgeschrieben, auch wenn er gegebene Stile oder Vorstellungen zitiert. Vielmehr bedarf es einiger Synchronisierungen, um materielle Körper mit ausgehandelten sozialen Normen in Einklang zu bringen.

Wenn die Friseur*innen von Looks sprachen, beschränkten sie sich nicht auf eine Frisur. Mehr noch als Haarfarbe und -schnitt umfasste

ein Look einen Ausdruck, der eine Beziehung zwischen dem individuellen Aussehen und einem Style herstellte. Um einen Look zu produzieren und damit Urbanität auszudrücken, reichte es nicht aus, eine modische Frisur von Instagram zu übernehmen und eins zu eins auf die Köpfe der Kund*innen zu stülpen. In Analogie dazu beschreibt Plemons (2017) die Arbeitsweise eines Chirurgen, der im Gegensatz zu seinem Kollegen nicht versucht, die Knochen- und Gewebestruktur seiner Patientinnen an Normwerte weiblicher Gesichter anzupassen. Stattdessen verfolge er eine Logik der Selbstoptimierung zur Herstellung besonders attraktiver (weiblicher) Gesichter mit „sex appeal“ (ebd.: 61). Auch Cedric betonte, dass die Herstellung eines Looks mehr erfordere, als nur Normvorstellungen zu reproduzieren. Vielmehr bräuchten Friseur*innen ein „Formgefühl“, eine Art Vision, um eine modische Frisur auf eine spezifische Person anpassen und so einen Look kreieren zu können. Florian beschrieb diesen Prozess folgendermaßen:

„Wenn ich jetzt zum Beispiel mit der Farbe anfangen, dann schaue ich mir die Person an und nehme sie in dem Sinne wahr, dass ich mir die Augenfarbe anschau von der Person; dass ich mir die Hautfarbe anschau; dass ich schaue, ob sie kühl oder warm ist. Dann schaue ich mir die Haarbeschaffenheit an: Was bringt mir die Kundin mit? Wie ist der Naturton? Wenn die Haare gefärbt sind: Welche Nuancen befinden sich in den Haaren? Und welche Klamotte trägt diese Person? Von den Klamotten her, welche *Farben* die Person trägt. Wie aufgeregt ist etwas? Wie unaufgeregt ist etwas? Und das sind für mich diese Anhaltspunkte, um ein Konzept zu entwerfen. [...] Und sowas kommt natürlich ganz stark aus der Beratung raus, indem ich Farbsträhnen nehmen kann und der Kundin das mal gegen die Haut halte, um damit die emotionale Reaktion direkt erleben kann, wie diese Kundin gerade sich empfindet mit dieser Strähne zum Gesicht hin.“

Die Herstellung eines Looks ist folglich keine reine Reproduktion oder Imitation und umfasst deutlich mehr als nur Haare. Sie ist von Anpassungsleistungen gekennzeichnet, in die unterschiedliche materielle (Haarstruktur), ästhetische (Farbharmonien), typbezogene (Gesamterscheinung der Person) und affektive (ihre spontane Reaktion) Aspekte einfließen. Die konkrete Umsetzung eines „Konzepts“, wie Florian es nannte, brachte einen Look durch unterschiedliche Techniken und Produkte hervor. Beispielsweise beobachtete ich Oliver bei einem Termin, bei dem er die sogenannte Painting-Technik anwendete, um einen „Beach-Look“ herzu-

stellen. Beim Auftragen der Farbe erklärte er mir minutiös, in welchem Winkel er Blondierung und Farbe ins Haar pinselte, um die Bleichkraft von Sonne und Salzwasser zu imitieren und so ein vermeintlich natürliches Ergebnis zu erzielen.

Cedric ergänzte, dass er Kund*innen viele Fragen stelle, um deren konkrete Wünsche besser erfassen und ihre Erwartungen bereits früh managen zu können, falls diese ein festgelegtes Budget oder materielle Möglichkeiten überschritten. Zum einen zeigte Cedric dabei, dass die Looks bei Mastercut ihren Preis hatten und nicht für jede*n gleichermaßen erschwinglich waren. Zum anderen drückte sich in Cedrics beständigem Nachfragen eine Art Fürsorge aus, die bei Mastercut praktiziert wurde. Körperliche Transformationen sind demnach in fürsorgliche Beziehungen eingebettet, wie es auch Plemons (ebd.: 88) für Gesichtsfeminisierungs-OPs bemerkt: „Care turns the cut into an act of intimacy, becoming its accomplice in the enactment of woman.“ Diese Form von *cutting as care* zeigte sich beispielsweise, wenn die Friseur*innen graue Ansätze scherzhaft in „neublondes Haar“ umtaufte, gezielt über OP-Narben am Kopf schwiegen, meinen Trennungsschmerz durch den Look einer „sexy single bitch“ minderten, schwindende Haarpracht durch einen passenden Schnitt verdeckten oder gemeinsam mit ihrer Kundin deren Schlaganfall beklagten. Die Herstellung eines Looks erfolgte in persönlichen Beziehungen und verband dabei unterschiedliche Anliegen in intimer Weise.

Im Salon stellten die Friseur*innen zusammen mit chemischen Haarprodukten, Schnitttechniken und den neuesten Trends Urbanität in Form von Looks her. Wenn die Kund*innen Mastercut und dessen fürsorgliche Beziehungen verließen, konnten sie den Moment urbaner Verkörperung nur teilweise auf ihren Köpfen mit sich nehmen. In sozialen Interaktionen entschied sich immer wieder aufs Neue, ob ein Look auch außerhalb von Mastercut funktionierte; das heißt, ob er als cool empfunden oder als Look einer „sexy single bitch“ wiedererkannt wurde. Die „harte Tür“ des Berghain kann als eine dieser bestätigenden beziehungsweise abweisenden Momente verstanden werden. Fotograf Sven Marquardt erlangte als strenger Türsteher des Technoklubs Berühmtheit. Ich stelle mir vor, wie Esther nach Stunden des Anstehens vor ihn tritt und sich mit ihrem Undercut und ihrem Nasenpiercing seinem Urteil ausliefert. Könnte sie Marquardts restriktiver Einlasspolitik standhalten, mit der er seit über 15 Jahren die Anstehenden aussortierte, um „eine gute Mischung für die Nacht“ (Marquardt 2014) zusammenzustellen? Das Passieren der „harten Tür“ würde Esthers Look als zur „underground culture“ zugehörig bestätigen.

Die Herstellung und Wiedererkennung von Looks präsentieren Momente des „Chemisch-Werdens“, in denen sich Urbanität in Körpern und sozialen Interaktionen manifestiert. Die körperlichen Transformationen im Salon und über diesen hinaus verfolgen nicht selten das molare Ziel, eine spezifische Identität auszudrücken. Gleichzeitig geht die Verkörperung von Szene-Urbanität in Looks über molare Reproduktion und Imitation hinaus. Ein Look entsteht durch intime Anpassungsleistungen, in denen unterschiedliche Rhythmen – Materialitäten, Affekte, Wünsche, Budgets sowie Imaginationen von Urbanität – bestmöglich miteinander synchronisiert werden. Erst außerhalb des Salons aktualisiert sich dann in Momenten der Wiedererkennung die Zugehörigkeit zu spezifischen Szenen – wenn ein Look Bestätigung erfährt.

5. Lust: Techno-ketaminische Urbanität

Auch in den drei Jahren nach meiner ethnographischen Forschung bei Mastercut begünstigte der gemeinsame Wohnort Berlin Zusammentreffen mit den Angestellten des Salons, etwa wenn ich gelegentlich für einen Haarschnitt dort vorbeischaute, wenn Oliver und ich uns in einem Klub kurz euphorisch in die Arme fielen, um dann wieder unserer Wege zu gehen oder wenn sich Jason auf einer *Hook-Up*-App auf mein Profil verirrte. Jason war einer der Assistenten und die gute Seele des Salons. Er kümmerte sich auf seine eigene sarkastische Weise, aber doch fürsorglich um das Wohlbefinden von Angestellten und Kund*innen. Da Jason und ich im selben Stadtteil wohnten, kam es vereinzelt zu schriftlichen Interaktionen in der App, oft eingeleitet von Kosenamen wie „Zaubermaus“ oder „Zuckerschnute“. Wie ich es bereits von meiner Feldforschung bei Mastercut kannte, waren die Chats mit Jason von Ambivalenz und sexueller Ironie getränkt, die nicht selten Fragen nach meiner Positionierung im Feld aufwarfen (Schnepf 2020). Bis heute kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob die Chats ein ernsthaftes sexuelles Interesse von Jason bekundeten oder lediglich Ausdruck einer verschmitzten Spielerei waren. Wahrscheinlich tappt auch Jason über die Bedeutung unserer Interaktionen im Dunkeln.

Als ich bei einem dieser virtuellen Zusammentreffen stolz von meinem morgendlichen Pilates-Workout berichtete, machte Jason keinen Hehl aus seiner Abscheu: „Pilates ist schlichtweg untechno und unketaminisch. That’s all.“ Auf meine Frage, was denn stattdessen eine „techno-ketaminische Sportart“ sei, hatte Jason sofort eine Antwort parat: „Bareback ficken, Berghain-Tanzen“, schrieb er in den Chat. Obwohl Jason einer der wenigen Angestellten bei Mastercut war, der Technoklubs generell mied,

stellte die Szene mit ihren Lokalitäten wie dem Berghain und den dort konsumierten Drogen wie Ketamin für ihn wichtige Wertungskategorien bereit. Im Gegensatz zu techno-ketaminischen Aktivitäten repräsentierte mein morgendliches Pilates einen auf Gesundheit fokussierten, mittelständischen Lebensstil, von dem sich Jason klar abgrenzen wollte. Pilates produziert wie auch Yoga sicherlich eine *andere* verkörperte Zugehörigkeit zur Stadt (Kern 2012), nicht jedoch eine Szene-Verkörperung, wie sie bei Mastercut hergestellt und wertgeschätzt wurde. *Barebacking*, verstanden als analsex ohne Kondom, und das Tanzen im wohl bekanntesten Berliner Technoklub hingegen waren Aktivitäten, die sich dezidiert von einer solchen Pilates-Urbanität abgrenzten.

Die Herstellung einer techno-ketaminischen Urbanität in Momenten sexueller Freizügigkeit, durch den Konsum von Drogen und das „Berghain-Tanzen“ fasse ich unter dem Begriff Lust. Die zentrale Rolle von Lust in sozialen Veränderungsprozessen stellt Race (2018: 27) in seinem Kapitel zu „queer chemistry“ heraus: „A focus on the pleasures afforded by intoxicants, however temporary and ambiguous these may appear, may give some insight into the experiential shape and texture of particular social worlds and the conditions in which participants attempt certain transformations or escapes.“ Parallel zur Herstellung von Looks ist auch Lust in Körpern und sozialen Interaktionen zu verorten. Auch sie wird durch das Experimentieren mit chemischen Substanzen begünstigt. Bei der Betrachtung lustvoller Momente des „Chemisch-Werdens“ rückten weniger die Körper der Kund*innen, sondern eher die der Angestellten von Mastercut in den Vordergrund. Hierzu führte ich in Anlehnung an Hardons (2021: 14 ff.) Vorgehen sogenannte „Head-to-toe“-Interviews mit den Angestellten des Salons. Darin fragte ich sie, welche Substanzen an und in ihre Körper gelangten. Insbesondere die Nutzung synthetischer Partydrogen und antiretroviraler Medikamente zur Prävention einer HIV-Infektion kamen dabei zur Sprache.

In diesen „Head-to-toe“-Interviews betonten die Angestellten, dass sie bei Hygieneartikeln auf natürliche Produkte achteten und beschrieben ihre Sportroutinen und gesunden Essgewohnheiten – in Anklang an eine von Jason zuvor abgelehnte Pilates-Urbanität. Als ich nach diesen Ausführungen bei Oliver explizit nachfragte, was *in* seinen Körper gelange, fragte er zuerst nervös, ob seine Kolleg*innen ehrlich gewesen seien. Erst nach meiner Bestätigung beschrieb er die Bedeutung von Drogen in seinem Leben, aber auch bei anderen Angestellten von Mastercut, wobei er selbst den Widerspruch zwischen der Anwendung natürlicher Schönheitsprodukte

und synthetischer Drogen benannte. Oliver erinnerte sich an einen Sticker, den er vor langer Zeit zusammen mit seiner Mutter erblickt hatte. Als Junge hatte er einen „Keine Macht den Drogen“-Aufkleber auf der Rückseite eines Autos entdeckt und sich nach einem elterlichen Aufklärungsgespräch geschworen, niemals Drogen zu nehmen. Doch gerade in Berlin, gerade in der elektronischen Klubszene, seien Drogen Oliver zufolge unerlässlich: „Man möchte dabei sein. Man möchte natürlich auch mitfeiern. Und dann macht man das auch einfach, weil man vielleicht auch – ganz ehrlich – auf ’ner Party nichts Besseres zu tun hat. Was machst du dann in so ’nem Klub, wenn du da 18 Stunden bist? Klar, es macht Spaß: Tanzen, trinken, dich unterhalten. Manche haben Sex da.“ Olivers Wunsch, dabei zu sein, wurde durch den Konsum von Drogen erfüllbar. Die konsumierten Substanzen eröffneten ihm eine Erlebnis- und Gefühlswelt, welche kaum anders körperlich und emotional zu erreichen ist. Als „Dabei-Sein“ beschrieb Oliver diesen lustvollen Moment der Zugehörigkeit, die an chemische Substanzen geknüpft war, in diesem Fall an synthetische Partydrogen. Dieses „Dabei-Sein“ war jedoch nicht an eine definierte Gruppe gebunden, sondern bezog sich auf das Bedürfnis, Teil einer unkonkreten Masse tanzender und Sex habender Körper zu sein. Der Wunsch nach Zugehörigkeit richtete sich demnach auf die Stadt Berlin und ihre Klubkultur und fand im Konsum von Partydrogen seine momentane Aktualisierung.

Auch Friseur Jack bestätigte diese fast untrennbare Verbindung von Drogen und „Berghain-Tanzen“, als er mir erzählte, dass er seit nunmehr zehn Jahren trocken sei. In seinem vorherigen Leben in den USA habe er fast täglich Alkohol und andere Drogen konsumiert. Doch um seinem hohen professionellen Anspruch an sich selbst gerecht zu werden, musste er sein Leben komplett ändern: „Wenn du ’n ganz großer Feiernensch, Alkoholiker bist, dann muss man ’ne radikale Veränderung machen, um das zu hemmen. Und ja – also muss man machen. Also du kannst nicht sechs Tage die Woche in Klubs unterwegs sein und nüchtern bleiben.“ Laut Jack verunmöglichte es ihm seine Abstinenz, „dabei zu sein“ wie Oliver: Ohne Drogen hatte er keinen Zugang zu jenen Momenten der Zugehörigkeit und war damit indirekt vom substanzfokussierten Berliner Klubleben ausgeschlossen.[5]

Dafür versuchte Jack auf andere Weise an urbaner Sexkultur teilzuhaben. Er trainierte fast täglich und präsentierte seinen muskulösen, tätowierten Körper auf Instagram in Lederoutfits und aufreizenden Posen. Auch wenn ihm das „Berghain-Tanzen“ weitestgehend verwehrt blieb, konnte er über die Darstellung schwuler Ästhetik seine

Szene-Zugehörigkeit performen. Jacks verkörperte und mediatisierte Teilnahme an schwuler Subkultur – das Trainieren, Tätowieren, Kleiden und Darstellen seines Körpers – kann als Teil dessen verstanden werden, was Jason in zugespitzter Weise auf „Bareback-Ficken“ reduzierte – als eine transgressive Form schwuler Sexualität.

Insbesondere durch die HIV-Prophylaxe PrEP erfuhren teils moralisch geführte Debatten um *barebacking* in gesundheitswissenschaftlicher Literatur sowie im Sprachgebrauch schwuler Sexkultur eine Aktualisierung (Brisson 2017). Vor der Einführung der PrEP stellte laut Dean (2009) Sex ohne Kondom, der Austausch von Körpersubstanzen und damit die potenzielle Weitergabe des HI-Virus einen gemeinschaftsstiftenden Akt unter einigen schwulen cis-Männern dar, der keine biologische, sondern eine virale Reproduktion forciert. Gerade das potenzielle Risiko einer HIV-Infektion beim Sex ohne Kondom konstituierte, so Dean, die *Barebacking*-Subkultur in der Subversion gängiger neoliberaler Gesundheitsimperative. Jason fasste in einem späteren Chat das Argument fast treffend zusammen, als er halb scherzhaft von seiner „Lebensaufgabe“ sprach: „Mein Sperma verteilen und meine Gene weitergeben, ja [Heiligenschein-Emoji]“. Doch im Gegensatz zu Deans Fokus auf virale Sozialität gab Jason in seinem Profil an, die PrEP einzunehmen. Eine Infektion mit HIV oder eine Weitergabe des Virus zählten damit explizit nicht zu seiner „Lebensaufgabe“. Vielmehr konnte er durch das „Verteilen seines Spermas“ Lust generieren, gerade weil das Medikament eine HIV-Infektion ausschloss.

Auch Oliver betonte diese anti-virale Sozialität durch Selbst- und Fremdschutz. Er bestellte sich bereits während meiner Forschung im Salon das Medikament über das Onlineportal „AllDayChemist“ aus Indien. Zu dieser Zeit beschrieb er sein ambivalentes Verhältnis zu Kondomen:

„Es ist halt diese – es sind so Fetische, die man auch hat irgendwo. Kondom gehört da bei mir definitiv nicht dazu. Aber ich hab’ mit Kondom Sex, einfach nur weil’s wichtig ist. Ich sag aber öfter mal nein oder kann schwer sagen zu der Person: ‚Nein, mach eins drauf!‘ Das kann ich einfach nicht so gut, ehrlich gesagt. Ich schütz mich quasi vor mir selbst mit der PrEP – auch andere.“

Oliver erklärte, dass die Abwesenheit eines Kondoms gemeinsam mit der Abwesenheit eines Infektionsrisikos lustvolle Begegnungen generieren kann. In diesen Momenten der Lust musste er dank der PrEP den Sex nicht unterbrechen, um seinen Partner an die Verwendung eines Kondoms zu erinnern. Die PrEP ermöglichte demnach ein vollumfängliches „Dabei-

Sein“ ohne Unbehagen, genauso wie sie Jason dabei unterstützte, seine „Lebensaufgabe“ zu erfüllen. Kritiken an der pharmazeutischen HIV-Prophylaxe und ihrer biopolitischen Kontrolle über schwule Sexualität (Dean 2015) sollten deshalb die Herstellung lustvoller Begegnungen – und auch biopolitischer Gemeinschaften im Kampf um gleiche Zugänge zum Medikament (siehe Schubert 2019) – berücksichtigen.

Jasons „techno-ketaminische“ Ausführungen deuten Momente des „Chemisch-Werdens“ an, die hauptsächlich in schwuler Sexkultur und der Berliner Technoszene zu verorten sind. Dabei sind Substanzkonsum in Klubkontexten und promiske (schwule) Sexualität in ihrer pharmakologischen Ermöglichung weder exklusiv städtische noch allein queere Phänomene. Nichtsdestoweniger verdichten sich in der beschriebenen lustvollen Nutzung von Drogen und Pharmazeutika Imaginationen von Urbanität und speziell bezogen auf Berlin als Oase der Freizügigkeit und queeren Sexualität (Beachy 2014). Parallel zur Herstellung von Looks verspricht lustvolles „Chemisch-Werden“ eine Teilnahme an jenem Berlin, in dem Körper im chemischen Streben nach Szene-Urbanität produziert werden. Unterschiedliche chemische Substanzen ermöglichten hierbei lustvolle Interaktionen – sei es das „Dabei-Sein“ im Klub dank bewusstseinsweiternder Substanzen oder der unbeschwerter Sex ohne Kondom dank PrEP. Dieser Umgang mit „Bareback-Ficken“ und „Berghain-Tanzen“ eröffnet eine Perspektive auf Drogen und Pharmazeutika, die schwule Männer nicht als Opfer externer und interner Homonegativität pathologisiert, sondern hervorhebt, wie produktiv diese Substanzen an Momenten urbaner Zugehörigkeiten beteiligt sind. Gleichzeitig zeigen Profiltexthe auf *Hook-Up*-Apps, in denen User ausschließlich *Bareback*-Sex suchen, dass sich diese Momente auch in anhaltenden Ausschlüssen festigen können. Auch Jacks Abstinenz bestätigte, dass denjenigen, die nicht „chemisch werden“ können oder wollen, der Zugang zu jenen intimen Begegnungen verwehrt bleiben kann.

6. Fazit: Chemische Rückstände

In diesem Artikel habe ich mich auf chemische Substanzen konzentriert und darauf, wie sich diese daran beteiligen, Körper zu urbanen Körpern zu machen – wie Stadt in Körpern an konkreten Orten passiert. Unter dem Begriff „Chemisch-Werden“ habe ich Momente versammelt, in denen Szene-Zugehörigkeiten in und zwischen Körpern affektiv und materiell hergestellt werden. Im Experimentieren mit chemischen Substanzen drückt sich ein Streben nach urbaner Verkörperung aus, ohne dass es oder der Wunsch „dabei zu sein“ zwangsweise in geteilten städtischen

Identitäten oder festen urbanen Gruppen, Szenen und Subkulturen Verfestigung findet. Im „Chemisch-Werden“ blitzt Urbanität als sozial situierte Potenzialität auf. „Chemisch-Werden“ beschreibt Stadt als molekulare Beziehung zwischen Körpern, Chemikalien und Lokalitäten, in der Urbanität beständig kreiert wird. In diesen kreativen Momenten des „Chemisch-Werdens“ offenbaren sich Stadt und ihre Szenen als Rhythmus oder *vibe*, in den Personen mithilfe von Schönheitsprodukten, Drogen und Medikamenten körperlich und affektiv mit einstimmen.

„Chemisch-Werden“ geschieht an konkreten Lokalitäten, die einen spezifischen Platz in der Stadt und ihrer Geschichte einnehmen. Mit seiner geographischen, affektiven und historischen Nähe zur Berliner Technoszene diente mir Mastercut als Ausgangspunkt für meine ethnographischen Erkundungen. Wie bei einem Haarbüschel, in dem sich Stränge unterschiedlicher Herkunft und Beschaffenheit überkreuzen, verknoten und wieder lösen, trafen im Salon Bewegungen von Personen, Körpern, Imaginationen, Chemikalien und Stilen aufeinander. Indem ich einigen dieser Stränge folgte, identifizierte ich Looks und Lust als zwei Momente des „Chemisch-Werdens“. In Looks und Lust reagieren Körper und Chemie miteinander und erzeugen Urbanität in all ihrer Flüchtigkeit. Chemie, verstanden als affektive und materielle Transformation, nimmt in diesen Momenten unterschiedliche Stellungen ein. Bei der Herstellung von Looks kommen chemische Produkte zum Einsatz, um Haare zu verändern. Doch wie die Friseur*innen bei Mastercut betonten, sind die affektiven Formen von Chemie von ebenso großer Bedeutung. Nur in intimen Begegnungen zwischen Friseur*in und Kund*in können unterschiedliche Anliegen – Haarstrukturen, Budgets, Wünsche, Trends – so synchronisiert werden, dass ein Look entsteht, der auch in sozialen Interaktionen außerhalb des Salons wiedererkannt und bestätigt wird. Auch Lust entsteht in Körpern und deren Interaktionen. Dabei sind intime Begegnungen, anders als bei der Herstellung von Looks, nicht Voraussetzung, sondern Ausdruck von Lust. In Momenten des „Dabeis-eins“ im Klub und beim sorgenfreien Sex ohne Kondom manifestiert sich in Lust eine „techno-ketaminische“ Urbanität. Drogen und die HIV-Prophylaxe PrEP ermöglichten jene intimen Begegnungen beim „Bareback-Ficken“ und „Berghain-Tanzen“.

Looks und Lust beschreiben verkörperte Momente urbaner Zugehörigkeit, die jedoch ungleich erreichbar und erfahrbar bleiben. Aufgrund hoher Kosten für Frisiertermine, rassistischer Ausschlüsse in der Berliner Klubszene sowie ungleicher gesundheitlicher oder körperlicher Möglichkeiten kann nicht jede*r gleichermaßen „chemisch werden“. „Chemisch-Werden“ ereignet

sich an spezifischen Lokalitäten in der Stadt und verortet damit die körperliche Herstellung urbaner Zugehörigkeiten in sozialen und politischen Dynamiken der Ungleichheit; insbesondere in Verbindung mit gesellschaftlichem Rassismus, sozio-ökonomischen Diskrepanzen und unterschiedlichen körperlichen Voraussetzungen. Zudem hinterlassen Momente des „Chemisch-Werdens“ auch in ihrer Flüchtigkeit Rückstände. Einzelne Looks fügen sich zu einem diffusen Stil der „Szene“ zusammen, auf dessen Basis Personen mit abweichenden Looks der Zugang zu Lokalitäten verwehrt bleiben kann. Andere betreten diese Orte von sich aus nicht, da selbst eine physische Präsenz ohne einen drogeninduzierten Bewusstseinszustand einem „Dabei-Sein“ nicht gleichkommt. Zuletzt sind die beschriebenen Momente der Lust teilweise an cis-männliche Verkörperungen gebunden. Diese Momente können sich zu einer Vorliebe für *Bareback-Sex* und einer strikten Ablehnung von Kondomen akkumulieren und damit all diejenigen ausschließen, die solchen geschlechtlichen Verkörperungen und sexuellen Präferenzen nicht nachkommen können oder wollen.

Die chemischen Rückstände – die nachklingenden Effekte jener affektiv-materiellen Transformationen, aber auch das Zurückbleiben hinter Idealen von Chancengleichheit – verweisen auf die politischen Dimensionen der beschriebenen Prozesse. „Chemisch-Werden“ ist geographisch und gesellschaftlich positioniert. Zugleich positioniert es Körper in städtischen Szenen unterschiedlich. Meine chemo-ethnographische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen chemischen Substanzen in Berlin zeigt dabei auf, dass urbane Zugehörigkeit in Körpern und deren intimen Begegnungen ständig kreiert und ausgehandelt wird. Diese emergenztheoretische Perspektive auf Werden mit Chemie fragt danach, wie Körper zur Stadt zugehörig werden und dabei Ungleichheiten in Zugängen zu städtischen Szenen entstehen. „Chemisch-Werden“ lässt Urbanität differenziert in Körpern und deren intimen Begegnungen aufscheinen.

Danksagung

Mein Dank geht an das Team von Mastercut – dafür, dass es mich herzlich im Salon empfangen und mir ethnographisch wie persönlich neue Welten eröffnet haben. Ein Dankeschön gilt auch den Kund*innen des Salons für das Teilen ihrer intimen Geschichten und für ihre Nachsicht, wenn mein Umgang mit ihren Haaren das ein oder andere Ziepen verursachte. Marleen de Witte bin ich verbunden für ihre ermutigenden Worte und eine intensive Betreuung meiner Masterarbeit an der Universität van Amsterdam. Für ein wohlwollend-kritisches Feedback zu einem

ersten Entwurf dieses Artikels bedanke ich mich beim Arbeitskreis „Medical Anthropology“ an der Freien Universität Berlin, insbesondere bei meinem Promotionsbetreuer Hansjörg Dilger für seine gründliche Auseinandersetzung mit meiner Arbeit. Nicht zuletzt möchte ich mich bei Maja Sisnowski für inspirierende Gespräche und kritische Kommentare bedanken, die mein Denken auch über diesen Artikel hinaus prägen.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Freien Universität Berlin gefördert.

Endnoten

- [1] Die Forschung führte ich im Rahmen meines Masters in Social Sciences an der Universität van Amsterdam durch. Auch für die Angestellten des Salons habe ich in Absprache mit diesen Pseudonyme gewählt, um ihre Anonymität zu gewährleisten.
- [2] Zu den Effekten der Covid-19-Pandemie auf die städtischen Räume Berlins und damit auf die Sichtbarkeit von nicht-normativem Sex siehe Probst/Schnepf (2022).
- [3] Begleitend zu meiner ethnographischen Forschung führte ich einen Feldforschungsblog, auf dem ich meine Positionierung im Feld, mein methodisches Vorgehen sowie spezifische Begegnungen im Salon reflektierte (siehe Schnepf 2017).
- [4] Anhand experimentalchemischer Versuche diskutiert Earley (1998) unterschiedliche „modes of chemical becoming“ bei der zeitweisen Herstellung kohärenter Einheiten aus der Ansammlung heterogener Moleküle und Atome. Diese Erkenntnisse zu Zusammenhalt trotz Differenz überträgt Earley auf den Aufstieg und Niedergang von Zivilisationen, die ihm zufolge trotz ihrer internen Komplexität als Einheit agieren. Entgegen dieser Nutzung von Chemie als Analogie für soziale Prozesse beschreibe ich mit „Chemisch-Werden“ Chemie als Teil des Sozialen.
- [5] Der Fokus auf zugehörigkeitsstiftende Aspekte des „Chemisch-Werdens“ soll eine Auseinandersetzung mit strukturellen Ausschlüssen nicht übergehen, sondern eine kritische Perspektive auf die Rolle chemischer Prozessen hinzufügen. Im Sommer 2021 benannten Diskussionen innerhalb der Berliner Klubszene jene strukturellen Ausschlüsse. So schloss zum einen das Revier Südost nach Rassismuskorrekturen gegenüber dem Sicherheitspersonal zeitweise seine Pforten. Zum anderen kündigte die queere Partyreihe Buttons ihre Zusammenarbeit mit dem Klub //about blank aufgrund unvereinbarer politischer Positionen im Nahost-Konflikt und der laut Buttons darauffolgenden Diskriminierung von „DJs and collectives of colour, of Palestinian clubgoers and clubgoers in solidarity with Palestine“ (buttonsberlin 2021).

Autor_innen

Max Schnepf promoviert im Fach Sozial- und Kulturanthropologie mit einer ethnographischen Forschung zur medizinischen HIV-Prophylaxe PrEP in Berlin.
max.schnepf@fu-berlin.de

Literatur

- Agard-Jones, Vanessa (2013): Bodies in the system. In: Small Axe: A Caribbean Journal of Criticism 17/3, 182-192.
- Amin, Ash / Thrift, Nigel J. (2002): Cities. Reimagining the urban. Cambridge: Polity Press.
- Bährend, Josephine (2021): Was das RAW-Gelände in Berlin bewegt. Von Problemen und Lösungen. In: tip Berlin vom 3.5.2021. <https://www.tip-berlin.de/stadtleben/raw-gelaende-berlin-probleme-loesungen/> (letzter Zugriff am 18.11.2021).

- Balayannis, Angeliki / Garnett, Emma (2020): Chemical kinship. Interdisciplinary experiments with pollution. In: *Catalyst: Feminism, Theory, Technoscience* 6/1, 1-10.
- Barry, Andrew (2005): Pharmaceutical matters. The invention of informed materials. In: *Theory, Culture & Society* 22/1, 51-69.
- Beachy, Robert (2014): *Gay Berlin. Birthplace of a modern identity*. New York: Knopf.
- Biehl, João / Locke, Peter (2017): Introduction. Ethnographic sensorium. In: João Biehl / Peter Locke (Hg.), *Unfinished. The anthropology of becoming*. Durham: Duke University Press, 1-38.
- Blum, Alan (2003): *The imaginative structure of the city*. Montreal: McGill-Queen's University Press.
- Brisson, Julien (2017): Reflections on the history of bareback sex through ethnography. The works of subjectivity and PrEP. In: *Anthropology & Medicine* 26/3, 345-359.
- Buckland, Fiona (2002): *Impossible dance. Club culture and queer world-making*. Middletown: Wesleyan University Press.
- buttonsberlin (2021): We are ending our long term relationship with @about.blank.berlin. https://www.instagram.com/p/CQa-Hm7hEAa/?utm_source=ig_web_copy_link (letzter Zugriff am 7.6.2022).
- Dean, Tim (2009): *Unlimited intimacy. Reflections on the subculture of barebacking*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Dean, Tim (2015): Mediated intimacies. Raw sex, Truvada, and the biopolitics of chemoprophylaxis. In: *Sexualities* 18/1-2, 224-246.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix (2013 [1988]): *A thousand plateaus. Capitalism and schizophrenia*. London u. a.: Bloomsbury Academic.
- Drysdale, Kerryn (2019): Intimate investments in drag king cultures. The rise and fall of a lesbian social scene. London: Palgrave Macmillan.
- Earley, Joseph E. (1998): Modes of chemical becoming. In: *HYLE – An International Journal for the Philosophy of Chemistry* 4, 105-115.
- Färber, Alexa (2014): Potenziale freisetzen. Akteur-Netzwerk-Theorie und Assemblageforschung in der interdisziplinären kritischen Stadtforschung. In: *sub|urban: zeitschrift für kritische stadtforschung* 2/1, 95-103.
- Farías, Ignacio (2010): Introduction. Decentering the object of urban studies. In: Ignacio Farías / Thomas Bender (Hg.), *Urban assemblages. How Actor-Network Theory changes Urban Studies*. London/New York: Routledge Taylor & Francis, 1-24.
- Hardon, Anita (2021): *Chemical youth. Navigating uncertainty in search of the good life*. Cham: Springer.
- Holmes, Helen (2014): Chameleon hair. How hair's materiality affects its fashionability. In: *Critical Studies in Fashion & Beauty* 5/1, 95-110.
- Kasmani, Omar (2019): Thin attachments. Writing Berlin in scenes of daily loves. In: *Capacious. Journal for Emerging Affect Inquiry* 1/4, 34-53.
- Kern, Leslie (2012): Connecting embodiment, emotion and gentrification. An exploration through the practice of yoga in Toronto. In: *Emotion, Space and Society* 5/1, 27-35.
- Kirksey, Eben (2020): Chemosociality in multispecies worlds. Endangered frogs and toxic possibilities in Sydney. In: *Environmental Humanities* 12/1, 23-50.
- Liebelt, Claudia (2019): Aesthetic citizenship in Istanbul. On manufacturing beauty and negotiating belonging through the body in urban Turkey. In: *Citizenship Studies* 23/7, 686-702.
- Marquardt, Sven (2014): *Die Nacht ist Leben. Autobiographie*. Berlin: Ullstein.
- McCormack, Derek P. (2007): Molecular affects in Human Geographies. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 39/2, 359-377.
- Møller, Kristian / Hakim, Jamie (2021): Critical chemsex studies. Interrogating cultures of sexualized drug use beyond the risk paradigm. In: *Sexualities* (online first), 20.6.2021, <https://doi.org/10.1177%2F13634607211026223>.
- Murphy, Michelle (2017): Alterlife and decolonial chemical relations. In: *Cultural Anthropology* 32/4, 494-503.

Max Schnepf

- Plemons, Eric (2017): *The look of a woman. Facial feminization surgery and the aims of trans-medicine*. Durham: Duke University Press.
- Probst, Ursula / Schnepf, Max (2022): *Moral exposures, public appearances. Contested presences of non-normative sex in pandemic Berlin*. In: *European Journal of Women's Studies* 29/1, 75-89.
- Race, Kane (2009): *Pleasure consuming medicine. The queer politics of drugs*. Durham: Duke University Press.
- Race, Kane (2018): *Gay science. Intimate experiments with the problem of HIV*. Abingdon/ New York: Routledge.
- Rapp, Tobias (2009): *Lost and Sound. Berlin, Techno und der Easyjetset*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Robin, Guillaume (2021): *Berghain, Techno und die Körperfabrik. Ethnographie eines Stamm-publikums*. Marburg: Büchner.
- Romero, Adam M. / Guthman, Julie / Galt, Ryan E. / Huber, Matt / Mansfield, Becky / Sawyer, Suzana (2017): *Chemical geographies*. In: *GeoHumanities* 3/1, 158-177.
- Schnepf, Max (2017): *Anthrobod*. <https://anthrobod.net/> (letzter Zugriff am 01.09.2022).
- Schnepf, Max (2020): *Camp at the salon. Anthropological sense-making with a wink*. In: *Etnofoor* 32/2, 83-98.
- Schubert, Karsten (2019): *The democratic biopolitics of PrEP*. In: Helene Gerhards / Kathrin Braun (Hg.), *Biopolitiken. Regierungen des Lebens heute*. Wiesbaden: Springer, 121-153.
- Schwanhäuser, Anja (2010): *Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene*. Frankfurt am Main / New York: Campus.
- Shapiro, Nicholas / Kirksey, Eben (2017): *Chemo-ethnography. An introduction*. In: *Cultural Anthropology* 32/4, 481-493.
- Stahl, Geoff (2014): *Poor, but sexy. Reflections on Berlin scenes. Introduction*. In: Geoff Stahl (Hg.), *Poor, but sexy. Reflections on Berlin scenes*. Bern u. a.: Peter Lang, 7-20.
- Stengers, Isabelle (2021): *Receiving the gift. Earthly events, chemical invariants, and elemental powers*. In: Dimitris Papadopoulos / María Puig de la Bellacasa / Natasha Myers (Hg.), *Re-activating elements. Chemistry, ecology, practice*. Durham: Duke University Press, 18-33.

Chemical becoming. Embodied moments of urban belonging in Berlin

This paper focuses on chemistry, bodies and the city in their intimate entanglements and mutual interference. It explores how the city variously inscribes itself into bodies through chemistry and how the urban is constantly re-produced in chemically mediated body practices. Based on ethnographic research in an upmarket hair salon in Berlin, I analyze how the intentional and pleasurable use of chemical substances produces belonging. Urban belonging is not understood as a finished state. Instead, it constitutes a vanishing point that some Berliners aspire to in the intersecting usages of beauty products, drugs and pharmaceuticals. "Chemical becoming" describes specific localities in Berlin, bodily intimacies, and urban imaginaries as constantly constituting each other. I present these affective and material co-transformations through two ethnographic moments of "chemical becoming": First, I analyze, how looks are produced with the help of beauty products in the salon and, second, how pleasure is achieved with help of recreational drugs and the pharmaceutical HIV prophylaxis PrEP in the (gay) club scene. In these practices, urban belonging does not necessarily translate into a shared identity or fixed subculture but appears as an affective orientation and material-corporeal striving.

Subjektive Rationalität

Die Suche nach visuell wahrnehmbaren
 Ordnungsprinzipien in der Stadtforschung bis 1975

Stefanie Brünenberg

Die Qualität historischer Stadträume hat seit jeher eine besondere Faszination auf Stadtplaner*innen und Architekt*innen ausgeübt. Mit der Kritik an der modernen Stadt nach 1960 erfuhr die Betrachtung der alten Städte einen neuen Aufschwung. In Kombination unter anderem mit den technologischen Versprechungen des Computers war es so nur eine Frage der Zeit, bis diese Faszination für die Muster und Ordnungsprinzipien historischer Stadträume in mathematische Berechnungen und Prognosen überführt wurde. Der vorliegende Beitrag widmet sich dieser Entwicklung und ordnet die bisher wenig bekannten Forschungen des Architekten Wolfgang Rauda (1907-1971) in diesen historischen Kontext ein. Insbesondere Raudas Versuch, mithilfe einer mathematisch berechneten „Raumwertzahl“ die Qualität von Stadträumen zu bewerten, offenbart die Unverträglichkeit von Rationalität und Ästhetik: Das individuelle Stadterleben kann nicht durch quantitative Faktoren verallgemeinert werden.

An English abstract can be found at the end of the document.

„Diese optimistischen Jahre mit ihrem Glauben an die wissenschaftliche Planbarkeit der Welt von etwa 1960 bis 1975 waren [...] eine ungeheuer kreative Zeit.“ (Sieverts 1997: 52)

Die 1960er-Jahre markieren für den Städtebau des 20. Jahrhunderts einen Umbruch: Der Wiederaufbau der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Städte in der Bundesrepublik galt als weitestgehend abgeschlossen, die Wirtschaftskraft und damit die Anzahl der mannigfaltigen Bauaufgaben stieg, der neu erfundene Computer bot Innovationen in Entwurfstechniken. Auch die Diskurskultur wandelte sich: Durch die Einführung des gemeinsam von Ulrich Conrads und Gerd Albers konzipierten Magazins *Stadtbauwelt* als viermal jährlich erscheinende Sonderausgabe der *Bauwelt* und durch die Etablierung der Buchreihe *Bauwelt Fundamente* wurden die Diskussionen zu Stadtplanung und Städtebau in der Öffentlichkeit ausgetragen. Stadt und städtische Prozesse wurden deutlicher mit ih-

ren historischen Entwicklungen und politischen Veränderungen wahrgenommen – eine neue Phase der kritischen Stadtforschung begann (Belina/Naumann/Strüver 2018; Gribat et al. 2016). Insbesondere die Kritik an der Stadt der Nachkriegsmoderne in Verbindung mit dem neu einsetzenden Zeitalter der Informationstechnologie veränderte dabei die grundsätzliche Argumentationsweise der Stadtplanung. Frühe Simulationsmodelle zur Stadtentwicklung wurden programmiert, um soziale Faktoren der Stadt zu quantifizieren und zu prognostizieren (Streich 2011 [2005]: 546–550). Ebenfalls in den 1960er-Jahren entstanden, unter anderem beeinflusst von Kevin Lynchs *Das Bild der Stadt* (1965), einerseits Forschungen zur wiederentdeckten Stadtgeschichte und andererseits verschiedene Untersuchungen zur Rationalisierung und Quantifizierung „immaterieller“ Faktoren wie ästhetischer Gestaltung. Dazu gehörte die 1974 als 43. Band der Reihe *Bauwelt Fundamente* publizierte Doktorarbeit des Stadtplaners Michael Trieb, deren Intention es war, eine objektivierbare Bestimmung der „physisch relevanten formalen Qualität der Städte“ (Trieb 1972: 19) als „Theorie der Stadtgestaltung“ auszuformulieren. Neben Trieb's Arbeit ist die Doktorarbeit von Helmut Gebhard (1969) zu benennen, die sich mit der eingehenden Analyse der Raumgestaltungen in mittelgroßen süddeutschen Städten befasst, um ein entsprechendes Bewertungssystem der Stadtgestaltung zu formulieren. Die Herangehensweise Gebhards wurde unter anderem von Wolfgang Rauda übernommen: Er entwickelte die „Raumwertzahl“, eine Zahl zwischen 1 und 500, die eine ästhetische Bewertung eines Stadtraumes unter Berücksichtigung von dessen historischer Entwicklung darstellt (Rauda 1971: [492 f.][1]). Im Folgenden wird dieser Ansatz als Verknüpfung der Methoden von Stadtgeschichtsforschung und Informationsästhetik kontextualisiert. Dabei offenbart sich die Schwäche der Verbindung von Rationalität und Ästhetik: Die Anwendung von vermeintlich in Vergessenheit geratenen Ordnungsprinzipien historischer Städte sollte eine stadtbaukünstlerische Wirkung garantieren, obwohl allein die individuelle Wahrnehmung der Städtebauer*innen und -theoretiker*innen die Interpretation dieser Prinzipien subjektiv beeinflusste.

In den folgenden Ausführungen soll die Entwicklungslinie der Quantifizierung ästhetischer Grundsätze im Städtebau seit dem Zweiten Weltkrieg und im Spannungsfeld mit der beginnenden Postmoderne nachvollzogen werden[2]. Bewusst wird die historische Grenze der Betrachtungen hierbei im Jahr 1975 gesetzt: Mit den Folgen der Ölkrise und dem Europäischen Denkmalschutzjahr setzt eine Renaissance der historischen Stadt ein, die

nicht mehr nur den Fachdiskurs beeinflusst, sondern als „europaweite Kultur-Initiative“ auch Bürgerinitiativen hervorbringt (Falser 2008: 99-108). Fokussiert werden im weiteren Verlauf vor allem Theorien zum Städtebau. Dadurch können wichtige Einflüsse der Systemtheorie und vor allem Forschungen zur Planungstheorie nur am Rande gestreift werden.

1. Erste Überlegungen zu Ordnungsprinzipien der historischen Stadt

Die Suche nach Regeln des Städtebaus ist so alt wie die Disziplin selbst: Während Reinhard Baumeisters *Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung* (1876) und Joseph Stübbens *Der Städtebau* (1890) klassische Regelwerke zur technischen Planung von Städten darstellen, verfolgte Camillo Sitte in *Der Städtebau nach künstlerischen Grundsätzen* (1901 [1889]) den Anspruch, die auf der ästhetischen Wahrnehmung basierenden Gesetzmäßigkeiten festzustellen.[3] Durch die empirische Analyse historischer Stadträume entwickelte er, bezogen auf die visuelle Wahrnehmung des*der durch die Stadt Flanierenden, Regeln für eine „gute“ Raumwirkung. Diese hierfür betrachteten Beispiele sind weitestgehend unabhängig von Stilepochen, auch wenn Sitte die jeweiligen Vor- und Nachteile der entsprechenden Epochen deutlich benannte. Sitte forderte allerdings keine Kopie der historischen Formen, sondern erwartete eine Neuinterpretation derer Ordnungsprinzipien auf Grundlage seiner wissenschaftlichen Analysen. Insbesondere auf seine Arbeit aufbauend, transportierten Albert Erich Brinckmann, Theodor Fischer und Heinz Wetzels die traditionalistische Ansicht der Stadtbaukunst in die Nachkriegsmoderne.[4]

1.1. Wolfgang Rauda –

Der Städtebau nach seinen raumkulturellen Grundsätzen

Ein Erbe dieser Positionen – bisher in den Forschungsdebatten wenig beachtet – war Wolfgang Rauda (1907-1971).[5] Geboren als Sohn des Denkmalpflegers Fritz Rauda in Zittau und aufgewachsen in Dresden, studierte er Architektur in Dresden und Stuttgart, wurde 1932 bei Adolf Muesmann mit einer Arbeit über den historischen Stadtgrundriss Dresdens promoviert und war 1940 als Regierungsbaumeister und Stadtplaner in dem vom nationalsozialistischen Regime besetzten Osten, in Kepno und Łódź, tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er zurück nach Dresden und erhielt 1952 eine Professur für Wohnungsbau an der dortigen Hochschule. Nicht überzeugt vom sozialistischen Regime und sich in seinen Forschungen eingeschränkt fühlend, wanderte er 1958 nach Hannover aus.[6] Dort ar-

beitete er als freier Architekt, hauptsächlich für Schul- und Kirchenbauten sowie Gemeindezentren. Sein Forschungsschwerpunkt lag allerdings während seines gesamten Werdegangs in der Erforschung des historischen Städtebaus und seiner Gesetzmäßigkeiten. 1957 formulierte er die Intention seiner Arbeiten im Angesicht der vom Zweiten Weltkrieg zerstörten Städte:

„Zu hoffen und zu wünschen wäre, daß aus dem Beispiel der räumlichen Gestaltung unserer alten Städte und der ihnen innewohnenden räumlichen Gesetzmäßigkeiten für das Bauschaffen innerhalb der alten Stadtkerne – im Herzen unserer Städte – die vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten stadtbau-künstlerischen Gestaltens neu gesehen, anerkannt und zu zeitgemäßer Form und Aussage umgeprägt würden.“ (Rauda 1957a: 9)

Um diese „räumlichen Gesetzmäßigkeiten“ zu finden, untersuchte Rauda die historischen Epochen von der Antike bis zur Gegenwart und arbeitete epochenspezifische Muster räumlicher Wahrnehmung aus, die im gesellschaftlichen Wandel für entsprechende Raumbildungen im Städtebau wirksam sind. Die Stadtbilder dieser von ihm erst als „Gestaltbereiche“ und später als „Perioden städtebaulicher Raumkulturen“ bezeichneten Epochen seien laut Rauda gekennzeichnet durch verschiedene „Ordnungsprinzipien“, das heißt durch bestimmte Merkmale bezüglich der Symmetrie, des Rhythmus und der Verhältnisse des Stadtraums zum Menschen, zu den umgebenden Freiräumen sowie Bauten. Seine Erkenntnisse hielt er in drei Monografien fest: *Raumprobleme im europäischen Städtebau* (1956, nur in Westdeutschland erschienen), *Lebendige städtebauliche Raumbildung* (1957a, 1957b, in West- und Ostdeutschland) und *Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen* (1969, nur in Westdeutschland). Hierin analysierte er zahlreiche stadträumliche Beispiele aus allen Epochen, um seine Thesen in der Theorie eines „Städtebaus nach seinen raumkulturellen Grundsätzen“ zu belegen (siehe Abb. 1).

Als er an der TH Hannover 1968 einen Lehrauftrag erhielt, sah er die Möglichkeit, seine empirische Methode auszubauen: Neben der städtebaulichen Grundlagenlehre mit Fokus auf stadtbauhistorischen Untersuchungen wollte er ein Bewertungssystem von Stadträumen entwickeln. Dieses sollte möglichst viele Stadträume nach allgemein verbindlichen Wertebegriffen analysieren und das Ergebnis in „Raumwertzahlen“ ausdrücken und darstellen.

Seine Forschungen waren von Anfang an auf die Suche nach einem städtebaulichen Ausdruck eines neuen Raumbewusstseins im 20. Jahrhundert

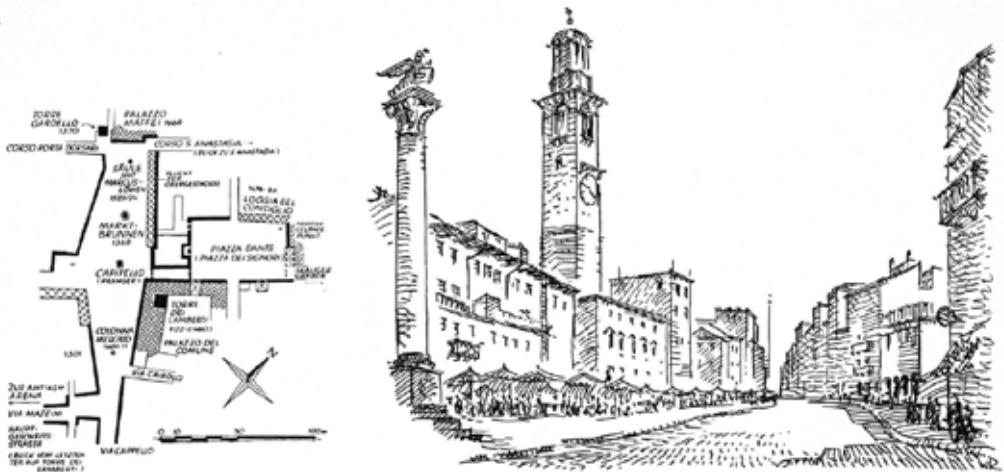
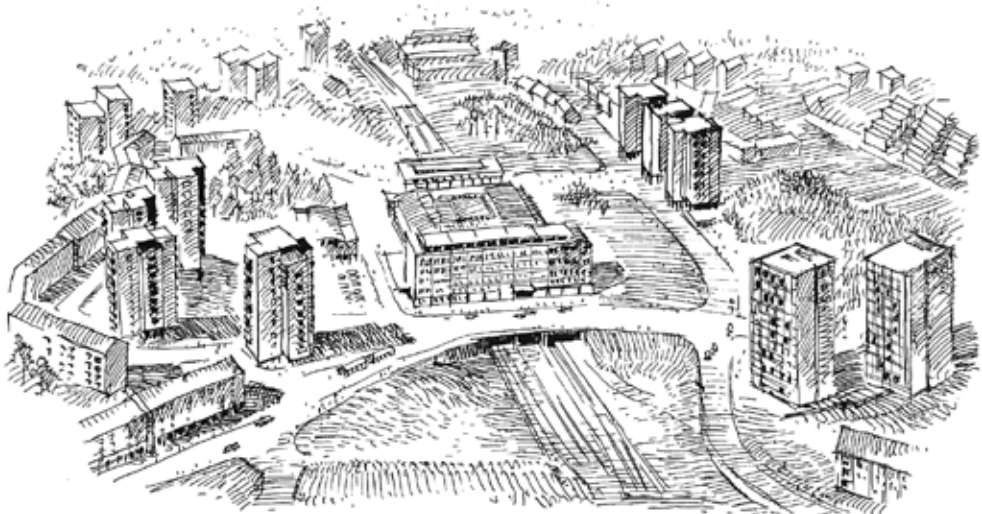


Abb. 1 Wolfgang Raudas Analyse der Piazza delle Erbe/Verona im Lageplan und als Perspektive (Rauda 1956: 21)

ausgerichtet. Dabei sah er selbst seine Ausführungen als ideologiefrei an: Seine Prägung durch die Stuttgarter Schule, insbesondere durch Heinz Wetzell, lässt sich zwar deutlich nachvollziehen, dennoch bezog Rauda immer wieder theoretische Ansätze und radikal moderne Planungen in seine Überlegungen ein. So stellte beispielsweise die Trabantenstadt Vällingby (siehe Abb. 2) für ihn zwar einen herausragenden Stadtraum der Nachkriegsmoderne dar, insgesamt befürchtete er allerdings, dass die Leitbilder der nachkriegsmodernen Stadtplanung zu einer „Raumarmut“ und Überforderung der Gesellschaft geführt hätten. Damit griff Rauda wichtige Argumente der Kritik am nachkriegsmodernen Städtebau auf.

Abb. 2 Vogelschau Wolfgang Raudas von Vällingby (Rauda 1956: 74)



1.2. Das Scheitern der modernen Stadt

Die bestimmenden Leitbilder des Wiederaufbaus deutscher und europäischer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg waren geprägt von sowohl den traumatischen Erfahrungen des Luftkriegs als auch den Folgen der hygienischen Zustände in den hochverdichteten Industriestädten des 19. Jahrhunderts; die Schlagworte „gegliedert“, „aufgelockert“ und „durchgrünt“ prägten die Stadtplanung Westdeutschlands seit den frühen 1940er-Jahren. Neuer Wohnraum für die Zeit nach dem verheerenden Krieg war außerhalb der zertrümmerten Stadtzentren entstanden, mit dem wirtschaftlichen Erstarken der Bundesrepublik begann man nun, intensiver die Gestaltung dieser Zentren zu planen. Unter anderem diesem Thema widmete sich der *Deutsche Städtetag* 1960 in Augsburg, bei dem der Wirtschaftswissenschaftler Edgar Salin den Einführungsvortrag mit dem Titel *Urbanität* hielt. In der Herleitung eines politisch und kulturell geprägten Urbanitätsbegriffs von der Antike bis zu den Städten der Renaissance betonte Salin die Bedeutung der Bürgeremanzipation für die Entwicklung von Urbanität.

Die Folgen unter anderem dieses Vortrags für die Stadtplanung waren enorm: Statt die gesellschaftliche Einbindung in die Forderung zu übertragen, verstand man sie räumlich als Anspruch einer „Urbanität durch Dichte“ mit Funktionsmischung und baulicher Höhenentwicklung. So entstanden aus dem Glauben an die Zukunftsfähigkeit des wirtschaftlichen Aufschwungs weitere Wohnsiedlungen am Stadtrand, vornehmlich durch Wohnungsbaugesellschaften, und eine wachsende Tertiärisierung der Innenstädte. Dieser Vorgang, insbesondere in Form von Großsiedlungen wie Neu-Perlach/München, dem Märkischen Viertel/Berlin-West oder Neu-Kranichstein/Darmstadt, sollte später zum Synonym für die „Zweite Zerstörung“ der Städte werden (Hannemann/Sewing 1998: 60 f.). Die dadurch ebenso angeregte Rückbesinnung auf den historischen Städtebau wurde in den folgenden Jahren bestärkt durch Alexander Mitscherlichs Kritik an der *Unwirtlichkeit unserer Städte* (1965) und seiner darin erläuterten „Traditionsvernichtung“ der Stadtplanung, deren soziale und psychische Folgen noch nicht absehbar seien.

2. Ein neues Bild der Stadt:

Einflüsse aus dem englischsprachigen Raum

Das Buch *The image of the city* von Kevin Lynch muss als eines der wichtigsten Publikationen im Paradigmenwechsel von der modernen Stadt

Subjektive Rationalität

der Nachkriegszeit zur Wiederentdeckung der historischen Stadt in der beginnenden Postmoderne etwas ausführlicher betrachtet werden: Der Architekt und Schüler von Frank Lloyd Wright suchte mithilfe empirischer Bewertung des Stadterlebens nach der Definition des spezifischen und unverwechselbaren Bildes einer Stadt. 1960 erstmals in Amerika erschienen, wurde Lynchs Buch 1965 ins Deutsche übersetzt und in der Reihe *Bauwelt Fundamente* unter dem Titel *Das Bild der Stadt* veröffentlicht. Damit wurde auch in Deutschland die Kritik an der Moderne weiter bestärkt.

Grundsätzlich ging Lynch davon aus, dass die Ablesbarkeit des Individuellen, Wiedererkennbaren das entscheidende Merkmal eines spezifischen Stadtbildes darstellt. Hat eine Stadt etwas „Charakteristisches“, würde man als Person in dieser Stadt ein „Heimat-Gefühl“ entwickeln (Lynch 1965: 12 ff.). Die Definition der formalen Kennzeichen dieser Charaktereigenschaft von Stadt versuchte Kevin Lynch durch eine empirische Datensammlung zu fassen:

„Die allererste Aufgabe ist die Beschäftigung mit dem, was man ‚allgemeine Vorstellungen‘ nennen könnte: mit den gemeinsamen geistigen Bildern, die eine große Anzahl der Einwohner einer Stadt in sich trägt; hier findet sich eine Übereinstimmung, die in den Wechselbeziehungen einer einzigen physischen Realität, einer gemeinsamen Kultur und einer die Grundlage bildenden physiologischen Natur in Erscheinung treten könnte.“ (Ebd.: 17)

Es ging ihm um ein Kollektivbewusstsein der Stadtmenschen für die Wechselwirkungen zwischen ihrem Raumbewusstsein und der jeweiligen Raumgestaltung. Dieses „Vorstellungsbild der Umwelt“ bestand laut Lynch aus „Identität, Struktur, Bedeutung“, wobei „Identität“ in dieser deutschen Übersetzung des Buches nicht im Sinne einer „Übereinstimmung“ zu verstehen ist, sondern als „Individualität und Ganzheit“ (Ebd.: 18). Um das Vorstellungsbild nach diesen Merkmalen zu analysieren, betrachtete Lynch die drei nordamerikanischen Städte Boston (Massachusetts), Jersey City (New Jersey) und Los Angeles (Kalifornien). Hier führte er Interviews mit einigen Ortsansässigen, ließ sie Stadtpläne zeichnen, Wege beschreiben, befragte sie zu Besonderheiten ihrer jeweiligen Stadt und übertrug diese subjektiven Eindrücke auf eine empirische Bewertung des Stadterlebens. Er nutzte hierfür wissenschaftliche Methoden aus der Gestaltpsychologie und der topologischen Psychologie, um das soziale Verhalten der Stadtbewohnerschaft innerhalb ihrer Umwelterfahrungen zu untersuchen. Die von den Bewohner*innen aus der Erinnerung gezeichneten

Stadtpläne mit Markierung der wichtigsten Stadtelemente interpretierte er und übertrug sie in sogenannte Vorstellungsbilder (Lynch 1965: 161-181).

Formal leitete er daraus verschiedene Erkenntnisse zur Charakterisierung eines individuellen Stadtbildes ab. Besonders relevant wären der freie Raum und ein ausgedehntes Blickfeld zum Überblick, zu der Orientierung und der grundsätzlichen „Freude“ an einem „gutangelegten Panorama“ (ebd.: 57). Außerdem bevorzugten bzw. bemerkten die Befragten insbesondere landschaftliche Züge innerhalb der Stadt als Gegensatz zur visuellen Dominanz der Straßen. In allen drei Städten wurde häufig auf „Kontraste“ hingewiesen: soziale Klassen, Alter der Bauwerke, Grad der Sauberkeit, Art der Landschaftsgestaltung etc. (ebd.: 58 f.). Aus diesen beschreibenden Charakteristika der Stadt leitete Lynch die „Elemente des Stadtbildes“ ab: Wege, Grenzlinien, Bereiche, Brennpunkte und Merkzeichen. Aus den Beziehungen innerhalb dieser Elemente entwickelte er deren gemeinsame Eigenschaften: Einmaligkeit, Klarheit der Form, Kontinuität, Dominanz, Klarheit der Verbindungsglieder, Richtungsdifferenzierung, Umfang des Sichtbereichs, Bewegungsbewusstsein, zeitliche Reihenfolge, Namen und Bedeutungen (Lynch 1965: 125-128). Mit Piktogrammen versehen (siehe Abb. 3), konnte er seine Erkenntnisse in eine gewisse Allgemeingültigkeit übertragen. Das Innovative an Lynchs Herangehensweise bestand in der Analyse des „Innenbilds“ der Stadt aus der Analyse der Empfindungen der Bewohnerschaft heraus (Sieverts 1997: 56). Er stellte die Fragen nach der Wiedererkennung, visuellen Wahrnehmung, Orientierung und Wechselwirkung zwischen Umwelt und den Bewohner*innen sowie nach ihren eigenen subjektiven Bewertungen dieses Stadtbildes. Damit bediente er sozialwissenschaftliche wie auch stadtplanerische Fragestellungen.

Während Lynch mit seinen Ausführungen unter anderem eine gesellschaftliche Erziehung zur Stadtbaukunst anstrebte (Lynch 1965: 142), intendierte der britische Architekturtheoretiker Gordon Cullen eine eigene Bewegung innerhalb seiner Fachdisziplin: Er formulierte seine Idee der *Townscape* in der gleichnamigen Monografie von 1961, eine Übersetzung ins Deutsche erfolgte allerdings erst 1991.[7] Das Buch besteht hauptsächlich aus Abbildungen: Sequenzen von Stadträumen, Beispielen von

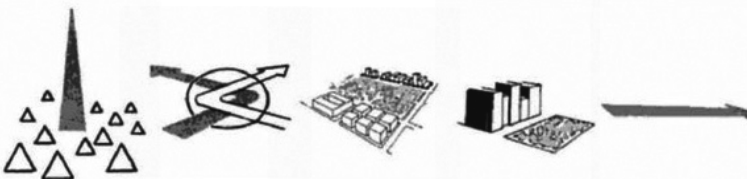


Abb. 3 Die Piktogramme aus Kevin Lynchs *Das Bild der Stadt* (Lynch 1965: 60-62)

Stadtmobiliar, Skizzen, Collagen, Fotografien und Luftbildern. Wie auch Kevin Lynch versuchte Gordon Cullen die Zusammenhänge zwischen Sehen und Erleben der Stadt darzustellen, verzichtete aber auf jegliche wissenschaftliche Methoden. Diese Bildersammlung bezeichnete Cullen als *Vokabular der Stadt*, als Wörterbuch, das unabhängig von Stilepochen, geographischen Bezugspunkten, Größe oder Bedeutung des präsentierten Stadtraums die „Kunst der Stadtgestaltung“ (Cullen 1991: 197) darstellte. Mithilfe empirischer Sammlung unterschiedlichster Beispiele sollte damit eine Sprache der Stadtbaukunst, basierend auf der visuellen Wahrnehmung und Interaktion des Betrachtenden mit dem ihn umgebenden Stadtraum, entwickelt werden.

Das Konzept des „Wörterbuchs“ ist wiederum aus dem US-Amerikanischen nach Mitteleuropa gelangt: *A pattern language* (Alexander/Ishikawa/Silverstein 1977) basierte auf Christopher Alexanders Überlegungen aus den 1960er-Jahren zur Systematisierung von Designproblemen. 1964 definierte Alexander, geboren in Wien und ausgebildet zum Architekturtheoretiker in Großbritannien, in seiner Publikation *Notes on the synthesis of form* den städtebaulichen Gestaltungsprozess als „process of inventing things which display new physical order, organization, form, in response to function“ (Alexander 1964: 1). Man müsse sich mit den Einzelaspekten einer gestalterischen Aufgabe auseinandersetzen, wie es auch in den Ingenieur- und anderen Wissenschaften getan werde. Die Gestaltenden müssten ihre Rolle im Gestaltungsprozess finden – dieser läge im Erkennen und in der Organisation der Gestaltungsaufgaben.[8]

Konzentrierte sich Alexander in dieser Arbeit noch auf die Form an sich, nutzte er seine Erkenntnisse in den folgenden Jahren für die Architektur. Den Höhepunkt seines Schaffens stellt die 1977 gemeinsam mit weiteren Personen verfasste Publikation *A pattern language* dar, in der er architektonische und städtebauliche Probleme systematisierte und mit Diagrammen verknüpfte, um Lösungsansätze zu verdeutlichen. Hierin listete er 253 Muster auf, die als Bausteine genutzt und verknüpft werden könnten, um ein architektonisches „Problem“ zu lösen. Hatte er in *Notes on the synthesis of form* noch mit mathematischen Gleichungen und informationstheoretischen Ansätzen argumentiert, weswegen Thomas Sieverts den Ansatz als grundlegend auf der Suche nach einer Objektivierung der Intuition bezeichnet hatte (Sieverts 1969: 113), ist die *Muster-Sprache* eher als Versuch zu einer harmonischen Ordnung der gebauten Umwelt zu betrachten. Dennoch war das systemtheoretische Denken in seinen Arbeiten fest verankert.[9]

3. Die Wiederentdeckung der Stadtgeschichte

Die Kritik am (nachkriegs-)modernen Städtebau und die oben besprochenen Lösungsansätze aus dem englischsprachigen Raum führten zu einer Wiederentdeckung der Qualität und der Bedeutung historischer Stadträume in Mitteleuropa und insbesondere in der Bundesrepublik. Einer der Protagonist*innen und Vorreiter*innen auf dem Gebiet der Stadtgeschichtsforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist Cord Meckseper: Er studierte in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre Architektur, Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie an der TH Stuttgart, wurde 1969 zu einer stadtbauhistorischen Betrachtung promoviert und 1970 für das Lehrgebiet der Stadtbaugeschichte habilitiert. Im Rückblick auf den Beginn seiner Forschungskarriere beschrieb er den „völligen Umbruch“ in der Forschung zur Stadtgeschichte um 1970 (Meckseper 2007: 15). Dieser Umbruch hätte sich vor allem durch eine neue methodische Herangehensweise und die Betrachtung der Stadt nicht nur über archivalische Schriftquellen oder das Erscheinungsbild des Stadtgrundrisses an sich, sondern durch die Analyse der vorhandenen Bausubstanz geäußert. Dies war laut Meckseper nur durch ein neues „Deutungsmuster der Geschichte“ möglich, durch das man „die Stadtgestalt nicht mehr als Emanzipation völkischer Stammeskultur oder ähnlichem zu deuten versuchte, sondern als ‚Überbauphänomen‘ gesellschaftlicher, gar primär ökonomischer Bedingungen begriff“ (2007: 15). Diese neue Deutung der Geschichte würde auf der „eher als konservativ, wenn nicht reaktionär eingestuften“ Stadtgeschichtsforschung seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aufbauen (ebd.). Durch diesen methodischen Umbruch wurden diverse Initiativen zur Förderung stadtbaugeschichtlicher Forschung gegründet, von denen hier nur zwei exemplarisch genannt werden sollen: das 1970 etablierte Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster und der 1974 durch Karl Fehn ins Leben gerufene „Arbeitskreis für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa“. Dazu kamen neue Überblickswerke wie der *Deutsche* und der *Westfälische Städteatlas* von Heinz Stoob (1973, 1975) und die Gründung der *Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege* (später: *Die alte Stadt*, heute *Forum Stadt*) durch Otto Borst 1974.

Neben diesen Forschungsinstitutionen stieg die Zahl von Betrachtungen zur Geschichte der Stadt: Exemplarisch zu nennen sind die 1961 von Lewis Mumford verfasste *City in history*, 1963 erstmals in Deutschland erschienen, und die 1975 veröffentlichte *Storia della città* Leonardo Benevolos

(in dt. Übersetzung von 1983) als umfassende Geschichtsbetrachtung der fünftausendjährigen Entwicklung städtischer Lebensräume. Beiden Werken ist gemein, dass sie sich als Auseinandersetzung mit den Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Gesellschaft verstanden. So sei Lewis Mumfords mehrbändige Publikation „auch eine Geschichte des Städtebaus“, aber vor allem „eine Universalgeschichte“ sowohl der Stadt als auch des Stadtlebens (Mumford 1963: Klappentext). Leonardo Benevolo hingegen formulierte die Intention seines Buches wie folgt: „Innerhalb dieses umfassenden historischen Rahmens werden wir die Veränderungen der Umwelt untersuchen, die durch die Art des Zusammenlebens der Menschen bedingt sind und die ihrerseits auf verschiedenartige Weise das Zusammenleben der Menschen beeinflussen.“ (1983: 6)

Doch nicht nur die Geschichte der Stadt an sich wurde als Forschungsdesiderat erkannt, auch die Auseinandersetzung mit den bisherigen städtebauththeoretischen Arbeiten erlebte eine neue Rezeptionsgeschichte: Allen voran müssen hier die Werke von Gerd Albers genannt werden, der 1975 die *Entwicklungslinien im Städtebau von 1875 bis 1945* darstellte. In dieser Veröffentlichung untersuchte er wichtige städtebauththeoretische Schriften auf ihre Aussagen zur Wissenschaftsdisziplin Städtebau, dem Wesen, den Grundlagen und Zielen, der Organisation sowie Rechts- und Kostenfragen des Planens, außerdem ging er ihren Thesen zu Strukturordnung und Gestaltung als Planungsaufgabe sowie zu Sanierung und Stadterneuerung nach. Zu den betrachteten Schlüsselfiguren gehörten Camillo Sitte, Reinhard Baumeister, Joseph Stübben, Ebenezer Howard, Raymond Unwin, Cornelius Gurlitt, Gottfried Feder und Heinz Wetzel. Dieser Versuch der Typologisierung von theoretischen Abhandlungen war eine zeitgemäße wissenschaftliche Methode, die auch in den Dissertationen von Helmut Winter (1988) und Zrinka Rudež (1988) angewandt wurde.

Daneben setzte eine Art „Sitte-Renaissance“ ein, die bis heute anhält: Rezipierte man Sittes Schriften in der Moderne unter anderem wegen Le Corbusiers Gegenposition im deutschsprachigen Raum kaum, wurden sie im Nationalsozialismus als bildungsbürgerlich-idealistisches Ideal übernommen, weswegen sie auch in der direkten Nachkriegsmoderne kaum nutzbar waren. Erst mit der beginnenden differenzierten Auseinandersetzung und Reflektion der Wirkungen der Sitte-Anhänger, aber auch durch die Übernahme der Ideen seiner „künstlerischen Grundsätze im Städtebau“ durch internationale Publikationen wie von Kevin Lynch wurde Camillo Sitte wieder zu einem Standard in den Literaturverzeichnissen der architekturgeschichtlichen und städtebaulichen Betrachtungen.

Aus den Erkenntnissen zu den *Entwicklungslinien im Städtebau* bis 1945 entwickelte sich knapp zehn Jahre später die Folgepublikation von Gerd Albers in Zusammenarbeit mit dem aus Griechenland stammenden Stadthistoriker Alexander Papageorgiou-Venetas *Stadtplanung. Entwicklungslinien 1945-1980*. Durch einen ideengeschichtlichen Ansatz setzten sich die beiden in zwei Bänden mit den Thesen der städtebaulichen Literatur und beispielgebenden Konzepten auseinander, um die Vielfalt der Positionen und Veränderungen der Schwerpunkte zu analysieren. Aus dieser Analyse der theoretischen Konzepte formulierten Gerd Albers und Alexander Papageorgiou-Venetas eine Lösung für die Kritik an der Stadt der Nachkriegsmoderne, die in der Zwischenzeit durch andere Faktoren ebenso entwickelt worden war: die Beachtung der Besonderheiten von sichtbaren Zeugnissen der vormodernen Stadt für die zukünftige Stadtplanung. Sie formulierten dies wie folgt: „Indessen wird man das heute erreichte Bewußtsein von der Bedeutung der baulichen Kontinuität in unseren Städten – und deren Sichtbarmachung – auch künftig nicht missen wollen.“ (Albers/Papageorgiou-Venetas 1984: 300)

4. Stadtsimulationen

Die empirische Herangehensweise Kevin Lynchs und die Forderung einer Systematisierung der Ästhetik wie beispielsweise durch Gordon Cullen prägten den Städtebau von der theoretischen Seite her. Doch die Kritik an der Stadtentwicklung in den 1960er-Jahren forderte auch mehr Kontrolle und Steuerung der Planung: Darlegungen zur *Planung als politischer Prozess* von Fritz W. Scharpf (1973) oder zu *Strukturprobleme[n] des kapitalistischen Staates* von Claus Offe (1972) verstärkten den Drang nach einer strukturellen Nachvollziehbarkeit der Planungssteuerung. Zusammen mit einer Art Glauben an die Allgewalt der Technik durch das beginnende Informationszeitalter entwickelten sich verschiedene rational-wissenschaftliche Berechnungsmethoden (Müller-Raemisch 1990: 106).

Der Computer mit seinen Versprechungen einer rein berechenbaren Welt führte die westliche Gesellschaft in das Informationszeitalter. Max Bense übertrug die Informationstheorie auf die Ästhetik, Manfred Kiemle nutzte unter anderem dessen Konzept als architekturtheoretischen Ansatz (Dreyer 2012). 1972 stellten Gerhard Fehl, Mark Fester und Nikolaus Kuhnert fest, dass die „Kybernetik“ und der Strukturalismus großen Einfluss auf die Gesellschafts- und Planungstheorie haben. Erneut ist es die diskurs-schärfende Reihe *Bauwelt Fundamente*, die diesem Thema einen Band widmet: Unter dem Titel „Planung und Information“ sammelten Fehl, Fester

Subjektive Rationalität

und Kuhnert relevante system- und planungstheoretische Aufsätze, um eine „reale Planungstheorie“ zu entwickeln, die „von der Analyse der historischen gesellschaftlichen Bedingungen auszugehen hat“ (Fehl/Fester/Kuhnert 1972: 8).

All diese Einflüsse wirkten sich auf die Stadtplanung aus: Simulationsmodelle für die Stadtentwicklungsplanung sollten das komplexe System Stadt messbar, quantifizierbar und vor allem vorhersehbar darstellen. Exemplarisch soll im Folgenden auf zwei in Deutschland entwickelte Simulationsmodelle eingegangen werden: das Berliner Simulationsmodell (BESI) des Zentrums Berlin für Zukunftsforschung e. V. und das Modell POLIS, das am Frankfurter Batelle-Institut e. V. entwickelt wurde. Beide Modelle basierten im Großen und Ganzen auf dem Modell „Urban Dynamics“, das 1969 von Jay Wright Forrester vorgestellt wurde.

Das Berliner Simulationsmodell wurde vom Berliner Senat beauftragt, um „für das Studium des Strukturwandels von Großstädten am Beispiel Berlin (West) mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Einflußfaktoren“ (Nowak 1973: 69) eine Entscheidungshilfe für die kommunale Planung zu entwickeln. Von Anfang an war eine enge Zusammenarbeit mit den verantwortlichen Führungskräften vorausgesetzt. In dem Modell wurde die Stadt als sozioökonomisches, kybernetisches System betrachtet, dessen jeweilige Bürgermeister*innen die Entwicklungsziele formulieren. Im Vergleich dieser Ziele mit dem tatsächlichen Zustand und unter Berücksichtigung statistischer, wissenschaftlicher und praktischer Erkenntnisse sollte eine Entscheidungshilfe für die Stadtentwicklung konzipiert werden. BESI erhob den Anspruch, alle Bereiche sozialer Faktoren in der Stadtentwicklung zu betrachten: Bevölkerung, Flächennutzung, Bildungs-, Wohnungs-, Gesundheits- und Verkehrswesen sowie Unterhaltung, Kultur und Politik. Die Erfüllung dieses Anspruchs wäre komplex und damit teuer gewesen – nach nur einem Jahr wurden dem Zentrum Berlin für Zukunftsforschung e. V. die finanziellen Mittel durch den Berliner Senat gestrichen und das Projekt wurde nicht weiterverfolgt (Nowak 1973: 69-73).

Dagegen hatte das in Frankfurt entwickelte und vom Bundesministerium für Städtebau und Wohnungswesen finanzierte POLIS-Modell ein deutlich reduzierteres Programm: Die Anwendung der Simulation war auf die Flächennutzung und den Verkehr der Stadt Köln konzentriert. Um das städtische Verkehrssystem entsprechend den Bedürfnissen weiter auszubauen, wurden unter anderem statistische Daten wie die Bevölkerung nach Alter, Beschäftigte nach Wirtschaftszweigen und Wohnungen nach Bauzustand

erfasst. Insbesondere die Reisezeiten sowohl mit dem Individual- als auch mit dem öffentlichen Personennahverkehr sollten verbessert werden. Das Simulationsmodell wurde 1973 auf die Wiener Stadtentwicklung angewendet und 1975 in die Datenbank der Stadtentwicklung Köln implementiert. Die Vorbemerkung des Schlussberichts zu dieser Einbindung der Daten suggeriert allerdings, dass die Anwendung des Modells bei den Beschäftigten des Stadtplanungsamtes Köln nicht auf großes Interesse gestoßen war (Ruppert 1979: 19).

Beide Modelle waren von der Systemtheorie und der Systemanalyse beeinflusst: Sie stellten den Versuch dar, auch soziale Faktoren der Stadt in Subsysteme zu unterteilen und diese durch empirische Methoden in einem Simulationsmodell zu erfassen. Zwar konnten die Modelle darüber zu berechneten Ergebnissen gelangen, hatten allerdings noch keine Möglichkeiten, diese auch darzustellen und sie damit der Politik und vor allem der Öffentlichkeit zu vermitteln. Dadurch waren die von Fachleuten aus Computer- und Wirtschaftswissenschaften entwickelten Prozesse schlecht nachvollziehbar und die Simulationen wurden wieder verworfen (Streich 2011 [2005]: 546-550). Vor allem das Berliner Modell BESI scheiterte am eigenen Anspruch: Die Komplexität der Stadt bleibt offensichtlich undefinierbar und ihre Entwicklung nicht vorhersehbar.

5. Die Rationalisierung der historischen Stadt

Die bisher vorgestellten drei Ebenen einer frühen kritischen Stadtforschung – sozialwissenschaftliche Untersuchungen zum individuellen Bild von Stadt, die Wiederentdeckung der Qualität historischer Stadträume und die informationsästhetischen sowie systemtheoretischen Möglichkeiten der Quantifizierung von Faktoren der Stadtentwicklung – kulminierten in verschiedenen Forschungsansätzen zur rationalen Bewertung von Stadtgestaltung. Diese resultierten auch aus einem Umdenken einer in der Architektur- und Planungspraxis der späten 1960er-Jahre aufstrebenden Generation von Architekt*innen, zu denen der eingangs zitierte Thomas Sieverts zu zählen ist. Dieser beschreibt jene Zeit wie folgt: „Ich gehörte damals zu der Gruppe junger städtebaulich ausgerichteter Architekten [...], die mit ihrer traditionellen ‚handwerklichen‘ und auf ‚Intuition und Erfahrung‘ beruhenden Ausbildung unzufrieden waren und nach wissenschaftlich-methodischen Grundlagen ihres Metiers suchten.“ (Sieverts 1997: 52)

Das intuitive Entwerfen war in einer Zeit der sozialwissenschaftlichen Ansprüche kaum noch zeitgemäß. Gerade die junge Architekt*in-

Subjektive Rationalität

nengeneration definierte sich weniger über besonders kreative und intuitive Ideen, sondern forderte – unter anderem resultierend aus den Studierendenprotesten 1968 – wissenschaftliche Grundlagen für die Entwürfe und die theoretische sowie auch politische Diskussion zur Architektur. Die Folge waren experimentelle Lehr- und Praxisformate in selbstorganisierten Kooperationsseminaren (Gribat 2019: 20). Darüber hinaus resultierte die Kritik am Städtebau auf der akademischen Ebene in Neugründungen von Studiengängen an den Hochschulen mit Schwerpunkten auf Stadt- und Regional- bzw. Raumplanung. An diesen neu gegründeten Instituten entstanden in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre einige Forschungsarbeiten zur rationalen Bewertung der Stadtgestalt. Interessanterweise konzentrierten sich einige dieser Arbeiten in Anlehnung an Camillo Sitte auf die visuelle Wahrnehmbarkeit von städtebaulichen Ordnungsprinzipien. Dazu gehört die Dissertation von Helmut Gebhard: In dieser 1969 am Institut für Städtebau an der TH München von Gerd Albers betreuten Doktorarbeit beschäftigte er sich mit der eingehenden Analyse der Raumgestaltungen in Dinkelsbühl, Rothenburg ob der Tauber, Nördlingen und Donauwörth und formulierte ein Bewertungssystem für die „immateriellen“ ästhetischen Faktoren der Stadtgestaltung neben den „materiellen“ topographischen, strukturellen und technischen Gesichtspunkten. Die Arbeit selbst war konsequent methodisch gehalten: Jede der Städte hatte Gebhard nach bestimmten Kategorien untersucht und diese im Anschluss daran miteinander verglichen. In einem an die Zusammenfassung anschließenden Exkurs über-

Abb. 58, 2: BEISPIEL BÜRGERHAUS DINKELSB. WEINMARKT

Gerüst	mat.	Wertst.	verbesserungsbedürftig	+ X : 1
"	immat.	"	teilw. bedeut. als Kunstwert	+ Y : 3
Funktion	mat.	"	mit teilw. Veränd. brauchb.	- X : 2
"	immat.	"	örtliche Bedeutung	- Y : 2

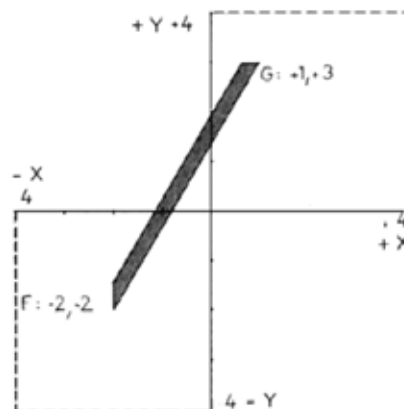


Abb. 4 Koordinatensystem zur Darstellung der Wertstufen nach Helmut Gebhard (Gebhard 1969: 69)

trug er die Allgemeingültigkeit der Erkenntnisse durch Systematisierung in ein übergeordnetes Wertungssystem. Auch die Darstellung und Vermittlung – das Problem der oben genannten Simulationsmodelle der Stadtentwicklung – versuchte er durch eine Koordinatengrafik zu lösen (siehe Abb. 4).

Diese Arbeit war wohl eine der frühesten diesbezüglichen Überlegungen mit einer Ausarbeitung bis zur Darstellungsmethodik der Ergebnisse. Dabei beschränkten sich die Ausführungen Gebhards auf die Bewertung der vorhandenen Bausubstanz und damit auf einzelne Gebäude.

Ebenfalls ohne Computerkenntnisse, dafür aus rein mathematischer Sicht, erweiterte Wolfgang Rauda Gebhards Methode um einen städtebaulichen Maßstab. In seinem unveröffentlichten Manuskript *Festliches Venedig, Stadtbaukunst im Wandel von Raum und Zeit. Ein Beitrag zur Rettung europäischer, historischer Städte*, das der Autorin vorliegt, entwickelte er anhand der Stadtgeschichte Venedigs eine Berechnung zur Quantifizierung der Qualität eines Stadtraums.[10] Ebenfalls ausgehend von den materiellen und immateriellen Faktoren und der Darstellung im – bei Rauda nun kartesischen – Koordinatensystem, sollte die „Raumwertzahl“ berechnet werden: eine natürliche Zahl zwischen 1 und 500 zur Angabe der Qualität eines Stadtraums.

Innerhalb des Koordinatensystems mit seinen vier Quadranten trug Rauda materielle Werte an der x-Achse und immaterielle Werte an der y-Achse ein. Darüber hinaus erfasste er die Werte für „Gerüst“, das heißt Bau, Gebäude, Bebauung, Gefüge, Gestalt oder Form, und bildete sie jeweils in die positive Werterichtung ab sowie jene für „Funktion“, die Einbeziehung der Gesamtheit des in der Stadt wirksamen Lebens, die er in die negative Richtung eintrug. Rauda erweiterte zudem die Definitionen Gebhards und legte die einzelnen Wertstufen wie folgt fest: Die materielle Wertstufe für das „Gerüst“ gibt die Fähigkeit eines Baukörpers und seiner Wand an, Raum herzustellen, während die materielle Wertstufe der „Funktion“ die Verbundwirkung mit dem benachbarten architektonischen Freiraum bewertet. Die immaterielle Wertstufe der „Funktion“ des Baukörpers zeigt also, inwiefern der Baukörper Anteil „am Bewirken eines räumlichen Kunstwerkes hat“, während die Wertstufe des „Gerüsts“ kalkuliert, welchen Anteil der gebildete Raum „an der räumlichen Bewußtseinsbildung der Gesellschaft“ hat (Rauda 1971: [493]). Für die Wertstufen der einzelnen Kategorien jeweils für die bauliche und die städtebauliche Situation legt Rauda Werte von 0 bis 5 fest (siehe Abb. 5), von denen jedem Wert eine Bedeutung zugewiesen wird: So rangiert der Wert

Subjektive Rationalität

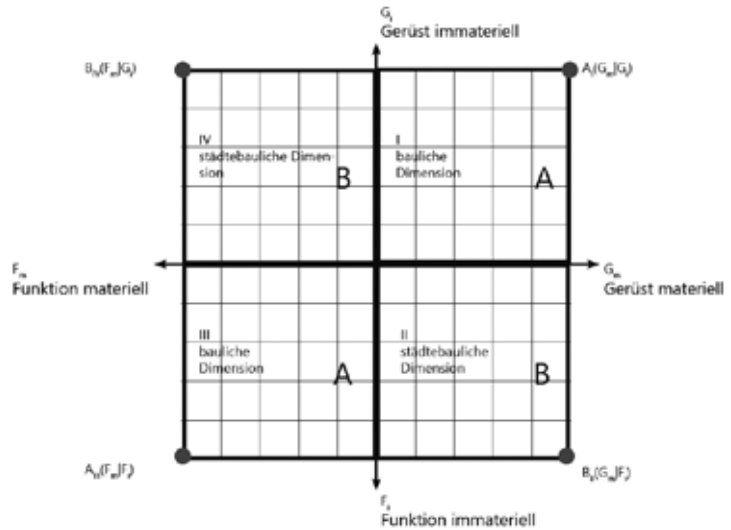


Abb. 5 Koordinatensystem zur Darstellung der Wertstufen nach Rauda (Darstellung der Autorin)

für das immaterielle Gerüst der baulichen Situation von „keiner Bedeutung als Kunstwerk“ (Wert: 0) über „Baudenkmal örtlicher Bedeutung“ (Wert: 2) bis hin zu „Baudenkmal internationaler Bedeutung (Wert: 5).

Diese Werte fanden auch eine Übertragung auf die städtebauliche Situation: Wird dem Bauwerk eine geringe Bedeutung innerhalb des architektonischen Freiraums zugesprochen, erhält es den Wert 1, bei übernationaler Bedeutung den Wert 5. In Quadrant I des Koordinatensystems wird die bauliche Dimension der materiellen Werte, in Quadrant III die der immateriellen Werte abgetragen. Die Quadranten II und IV bilden die entsprechenden Werte der städtebaulichen Situation ab. Daraus resultiert ein mit vier Rechtecken gefülltes Koordinatensystem, dessen jeweilige Flächen summiert die Raumwertzahl ergeben. Diese Berechnung sollte für einzelne historische Entwicklungsstufen eines städtebaulichen Raums erfolgen: Rauda selbst führte diese Untersuchung für verschiedene Entwicklungsstufen der Piazza San Marco mit deren raumbegrenzenden Wänden der Basilica di San Marco, der alten sowie neuen Prokuratien, der Westseite der Piazza sowie des Dogenpalastes durch. Er kam dabei zu dem Schluss, dass die Raumwertzahl seit der Neuerrichtung der Westseite 1805 gesunken war und nur eine sogenannte „Stadtregenerierung“, das heißt eine städtebauliche Anpassung sowohl in formaler als auch in funktionaler Art, die Raumwertzahl wieder in die Nähe der „idealen Raumwertzahl von 500“ bringen könne (Rauda 1971: [492]). Insbesondere die Entwicklung Venedigs als „Schlafstadt für Fremde und Einheimische“ müsse aufgehalten werden. Rauda plante hierzu, die Ausbreitung der touristischen Erschließung und entsprechender Läden einzudämmen, um beispielsweise an der Piazza Platz für Wohnungen und ein Tagungszentrum zu

schaffen. Ergänzt durch eine U-Bahn-Linie durch Venedig würden so „neue Impulse“ die „Stagnation“, die sich „abzeichnende Entleerung der City und ihres Herzens“ stoppen und das Stadtzentrum wieder als „Geschäftszentrum“ definiert werden (ebd.: [389]).

Mit einer Methode zur qualitativen Berechnung eines Stadtraums erfüllte Rauda seine eigene Forderung aus den 1950er-Jahren zur Identifikation der „räumlichen Gesetzmäßigkeiten für das Bauschaffen innerhalb der alten Stadtkerne“ (Rauda 1957b: 9). Seine in der Zwischenzeit entwickelte Theorie der städtebaulichen Raumkultur basiert dabei ausschließlich auf der rein visuellen Wahrnehmung der durch die Stadt flanierenden Person. Damit hatte er eine Theorie der Raumwahrnehmung im Städtebau formuliert.

Nur kurze Zeit später entstand eine der ausführlichsten Arbeiten zur theoretischen Definition der Stadtgestaltung: Die Forschungsarbeit *Theorie der Stadtgestaltung* von Michael Trieb, die 1972 – nach Raudas Tod – als Dissertation an der TH Stuttgart verteidigt und 1974 in überarbeiteter Fassung in der Reihe *Bauwelt Fundamente* erschien. In Reaktion auf die Kritik von Mitscherlichs These zur Unwissenheit über die psychischen Folgen der Stadtgestaltung wollte Trieb mit seiner Arbeit die Gestaltung von „Erlebnisräumen“ forcieren (Trieb 1972: 10 ff.).^[11] Entsprechend den oben beschriebenen Prinzipien der Informationsästhetik, das heißt der Beschreibung ästhetischer Produkte durch mathematisch-informati-onstheoretische Mittel, wie sie beispielsweise durch Max Bense seit den 1950er-Jahren beschrieben wurden,^[12] widmete sich Michael Trieb den einzelnen Entscheidungen im Planungsprozess, die bisher zu häufig willkürlich getroffen würden. Planer*innen wären sich zwar prinzipiell bewusst, dass die städtebauliche Setzung eines Gebäudes eine gewisse Wirkung hätte,^[13] aber beim Versuch, diese ästhetische Wirkung als Qualität der urbanen Umwelt rational zu fassen, würde man vor vielen vermeintlich subjektiv zu beantwortenden Fragen stehen:

„Warum ziehen wir manchmal längere Wege kürzeren vor? Warum wirken manche Straßen länger als gleichlange andere? Warum ermüden manche Wege mehr als andere? Warum sind manche Stadtviertel beliebter als andere? Wie kann man den Verlust einer Aussichtsplatte an einer sonst bebauten früheren Aussichtsstraße bewerten? Warum findet man sich in manchen Stadtvierteln schlechter zurecht als in anderen?“ (Trieb 1972: 19)

Das Ziel von Trieb's Arbeit war die Darstellung der Stadtgestaltung als wissenschaftliche Disziplin – als Theorie – durch die Verbindung von sozial-

sowie gestaltpsychologischen und anthropologischen Verfahren mit den Erkenntnissen aus der Semiotik, der Entwurfstheorie, der Stadtsoziologie und den Entwicklungslinien des Städtebaus, kurz: „Was verbindet die informationstheoretischen Arbeiten Max Benses mit den künstlerischen Regeln Camillo Sittes?“ (Ebd.)

In der Analyse der einzelnen Einflussfaktoren auf die Ebenen der Stadtwahrnehmung lässt sich Trieb's Theorie der Stadtgestaltung wie folgt nachvollziehen (Trieb 1974: 91): Tritt auf der einen Seite der*die „Umweltbeobachtende“ in einen urbanen Raum ein, nimmt er*sie grundsätzlich das Stadtbild wahr – diese Wahrnehmung erfolgt unter bestimmten Bedingungen und in Abhängigkeit der Intentionen der beobachtenden Person. Daraufhin erfolgen eine Interaktion mit der Umwelt sowie die Wahrnehmung von Qualitäten verschiedener Art und es ergibt sich eine Aktion des*der Betrachtenden innerhalb des Stadtraums. Der*die „Umweltplaner*in“ auf der anderen Seite kann die Qualitäten und die Umwelt selbst beeinflussen. Da es innerhalb der einzelnen Modellebenen und -elemente Abhängigkeiten, Verbindungen und Wechselbeziehungen gibt, können die Entscheidungen der Planer*innen die jeweilige Umwelt entsprechend beeinflussen.

Im Grunde erreichte Trieb damit das, was Sieverts einige Jahre zuvor mit dem Verweis auf Christopher Alexander gefordert hatte: Er unterteilte das „Problem der Stadtgestaltung“ in mehrere „Unterprobleme“ und versuchte Einzellösungen zu erarbeiten, die in ihrer Summe die Gesamtlösung darstellten. Dabei nutzte er einerseits den Ansatz von Cullen und Lynch, die „Ästhetik“ nicht nur als „schöne Zutat“, sondern als „Teil essentieller menschlicher Interessen“ (Trieb 1972: 34) zu begreifen, und nahm andererseits die von Helmut Gebhard definierten materiellen und immateriellen Faktoren des Städtebaus auf.[14]

In der konkreten Anwendung seiner Theorie wird die Nähe zu Cullen und Lynch noch deutlicher: Die Planung auf der „Stadtbildebene“ sollte mithilfe der bei Lynch erprobten Befragungsmethoden einen Ist- und einen Soll-Zustand erfassen, für die Planung der „Stadterscheinungsebene“ konzentrierte er sich auf die Wirkung von Sequenzen. Die Planung der „Stadtgestaltungsebene“ hingegen war ein Konglomerat aus verschiedensten stadtbaukünstlerischen Ideen der Maßstäblichkeit, des Rhythmus und der geordneten Unordnung. Interessant ist insbesondere die „Sichtflächenanalyse“ (siehe Abb. 6) mit der Einzeichnung des „optischen Einzugsbereichs der Kirche und des Marktplatzes“ (Trieb 1974: 160) oder die Betrachtung des „Negativraums“ – beide Methoden hat auch Wolfgang Rauda zur städtebaulichen Analyse verwendet.

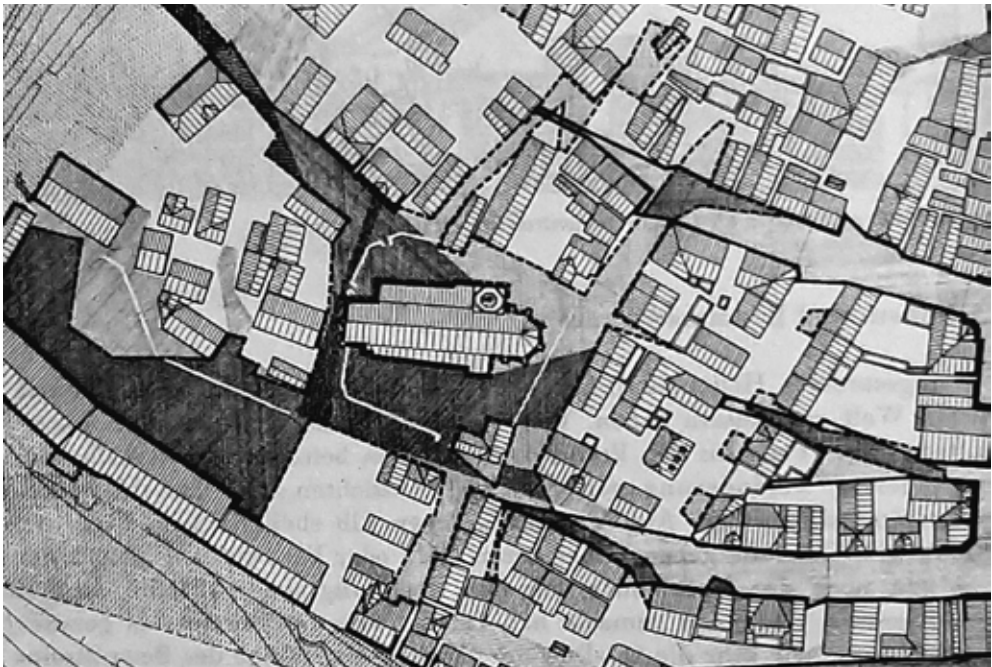


Abb. 6 Michael Trieb's Sichtanalyse des Stadtzentrums von Leonberg
(Trieb 1974: 160)

Die Arbeit Michael Trieb's bildete einen Höhepunkt zur Forschung der Objektivierbarkeit von Stadtgestaltung – sie nutzte die vorhandenen Erkenntnisse und führte sie aus bis zu einer Vorgabe für den Prozess der Stadtplanung. Gleichzeitig legte sie den Fokus auf das Stadterleben und damit auf die visuelle Wahrnehmung des Stadtraums. Sein anthropozentrischer Zugang betonte dabei, wie sich der Mensch innerhalb der Stadt bewegt, sich orientiert und mit ihr agiert.

6. Die Subjektivität der quantitativen Ansätze

„Zu unseren schönsten Träumen gehören angenehme Reiseerinnerungen. Herrliche Städtebilder, Monumente, Plätze, schöne Fernsichten ziehen vor unserem geistigen Auge vorüber, und wir schwelgen noch einmal im Genusse alles des Erhabenen oder Anmuthigen, bei dem zu verweilen wir einst so glücklich waren.“ (Sitte 1901 [1889]: 1)

Das berühmte Zitat aus Camillo Sittes Grundlagenwerk des frühen Städtebaus *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen* betont trotz aller Suche nach Regeln der ästhetischen Wahrnehmung die vor allem anderen stehende Subjektivität seines Ansatzes: „Schöne“ Erinnerungen prägten das Bild einer hohen städtebaulichen Qualität. „Schön“ ist dabei

Subjektive Rationalität

ein individuelles, höchst subjektives Bewertungskriterium, das allerdings für Sitte Beweis genug für die Objektivität seiner Herangehensweise war (Winter 1988: 143). Konsequenterweise konzentrierte sich Sitte auf südeuropäische Beispiele als Inbegriff des künstlerischen beziehungsweise malerischen Städtebaus. Der Fokus auf eine damit westeuropäische kulturelle Prägung ist bei beinahe allen oben genannten Konzepten, insbesondere den deutschsprachigen, ablesbar. Helmut Gebhard und Michael Trieb gingen genauso von einem spezifischen Bild der „europäischen Stadt“ aus wie im Grunde auch Gordon Cullen und Christopher Alexander. Diese Haltung ist mit dem damaligen Zeitgeist zu begründen.[15] Europa hat einen gewissen Stolz auf seine lange historische Entwicklung zur gemeinschaftlichen Demokratie entwickelt – und zeigt dies nicht zuletzt durch die sichtbaren baulichen Zeugnisse der Vergangenheit und ihrer Bewahrung (Siebel 2004). Damit waren auch die städtebauteoretischen Ansätze deutlich von einem Traditionsbewusstsein geprägt, was den besonderen Fokus auf das in den Städten sichtbare historische Erbe begründet.

Der rational-wissenschaftliche Ansatz Wolfgang Raudas kann – obwohl er nur in Andeutungen publiziert wurde – als Kulmination der informationsästhetischen und systemtheoretischen Tendenzen der späten 1960er- und frühen 1970er-Jahre in Verbindung mit der Wiederentdeckung stadthistorischer Forschung und Sittes malerischen Städtebaus bezeichnet werden. Er verknüpfte die einschlägigen Theorien dieser Zeit zu seiner eigenen Theorie eines „Städtebaus nach seinen raumkulturellen Grundsätzen“, indem er Ordnungsprinzipien der historischen Stadträume definierte und Vorschläge zur Bewertung und Weiterentwicklung der Stadtgestaltung erläuterte. Gleichzeitig offenbart sich in seiner theoretischen Ausformulierung auch die Unverträglichkeit von Rationalität und Ästhetik: Der Versuch, individuelles Stadterleben durch quantitative Faktoren zu verallgemeinern, scheiterte an der Komplexität des Systems Stadt. Rauda bemühte sich zwar um eine allumfassende Bewertungsmatrix, die schlussendliche Einschätzung der tatsächlichen Werte war allerdings auf sein eigenes subjektives Empfinden zurückzuführen. Ob die Bedeutung eines Bauwerks innerhalb des Stadtraums nun gering oder immerhin örtlich gesehen werden konnte, ist die Entscheidung des Bewertenden. Diese Macht der subjektiven Entscheidung wurde in ein komplexes System aus Wertbegriffen, empirischen Erhebungen und theoretischen Erläuterungen eingebettet und damit in gewisser Weise verschleiert. Raudas Begründung zur „Raumwertzahl“ des Bauzustands der Piazza San Marco in verschiedenen baulichen Entwicklungsstufen wurde

lediglich dargestellt, eine Erläuterung zur Wahl der jeweiligen Wertstufen erfolgte nicht. Während informationstheoretische Simulationsmodelle wie BESI und POLIS aufgrund ihrer Berechnungskomplexität und ihrer fehlenden nachvollziehbaren Darstellung nicht weiterentwickelt wurden, reduzierten Rauda, Trieb und Gebhard ihrer Modelle auf eine vermeintlich komplexe Grafik, die einen großen theoretischen Rahmen suggerierte. Schlussendlich scheiterten aber auch diese Formen der rationalen Betrachtung von Stadt und Stadtentwicklung an dem Versuch, die individuelle Wahrnehmung von Stadt zu verallgemeinern.

Dabei ist das individuelle Bild von Stadt, die Ausformulierung einzelner Stadtidentitäten beziehungsweise „Stadt-Images“ ein grundsätzliches Ziel der Kritik an der (nachkriegs-)modernen Stadt. Die Verurteilung der Moderne als gescheiterte Epoche – jedenfalls als baulicher Ausdruck einer Gesellschaft – war ein weiterer Aspekt im Misserfolg der rationalen Modelle des Städtebaus. Die Revision der Moderne, ausformuliert spätestens mit Charles Jencks Buch *Die Sprache der Postmoderne* (1988 [1980]), forderte auch, Methoden der Moderne grundsätzlich zu überdenken: Der klassisch moderne Städtebau wie Le Corbusier ihn unter der Maxime „Sonne, Raum und Grün“ gefordert hatte, hätte einen „rationalen Ersatz für traditionelle Verhaltensmuster“ geschaffen und war allein deshalb zum Scheitern verurteilt (ebd.: 9). So intendierte Gordon Cullen in *Townscape*, auf jegliche wissenschaftliche Methoden zu verzichten, da er diese mit der Funktionalisierung des Städtebaus assoziierte. Dennoch bezeichnete er seine Bildersammlung an für ihn kanonischen Stadträumen als Vokabular – und vermittelte so den Eindruck einer umfassenden wissenschaftlichen Betrachtung. Dieser Widerspruch von der Absage an die Wissenschaftlichkeit der Moderne und die Sehnsucht nach Objektivität wurde durch die Erkenntnis gelöst, dass man die Komplexität der Stadt nicht rationalisieren konnte: So wie BESI aufgrund seines komplexen Anspruchs nicht weiter finanziert wurde, liefen auch die informationsästhetischen Ansätze ins Leere. Die Anwendung vermeintlich in Vergessenheit geratener Ordnungsprinzipien historischer Stadträume hatte nicht zu dem Ergebnis geführt, das man sich erhofft hatte. Stattdessen wurde in der postmodernen Stadt mehr auf individuelle Bedürfnisse eingegangen, das intuitive Entwerfen wurde wieder praktiziert und die Phänomenologie ersetzte die Informationstheorie.

Auch Thomas Sieverts betonte im Rückblick auf diese „ungeheuer kreative“ Zeit, dass die Ansätze der sozialwissenschaftlichen Kybernetik und Systemtheorie lediglich eine „Zeitgeist-Literatur mit kurzer Halbwertszeit“

Subjektive Rationalität

gewesen wären (1997: 52). Bis heute geblieben ist ein schätzender und kritischer – kein quantifizierbar bewertender – Blick auf die historische Stadt.

Endnoten

- [1] Zu Zitierweise und Hintergründen dieses Werks vergleiche Endnote 10.
- [2] Die folgenden Erkenntnisse stellen Teilergebnisse des Promotionsprojekts der Autorin dar. Zwischen 2015 und 2019 hat sie Leben und Werk von Wolfgang Rauda analysiert und seine Schriften in die Entwicklung des Konzepts der „Stadtbaukunst“ im 20. Jahrhundert eingeordnet. Die Dissertation wurde – gekürzt um die Betrachtungen zur Bedeutung der Ordnungsprinzipien historischer Stadträume in der Postmoderne – 2021 unter dem Titel „Stadtbaukunst zwischen Tradition und Moderne. Wolfgang Raudas Theorie zum nachkriegsmodernen Städtebau“ publiziert.
- [3] Camillo Sittes Theorie des künstlerischen Städtebaus ist in vielfacher Weise in der Forschungsliteratur analysiert worden. Besonders soll an dieser Stelle auf die Arbeiten von Michael Mönninger (1998) hingewiesen werden. Die Grundlagen Sittes in physiologischen Studien zur optischen Wahrnehmung werden unter anderem von Gabriele Reiterer (2003) dargelegt.
- [4] Zur detaillierteren Betrachtung sei an dieser Stelle auf die von Vittorio Magnago Lampugnani, Katrin Albrecht, Helene Bihlmaier und Lukas Zurfluh (2017) herausgegebene Publikation *Manuale zum Städtebau. Die Systematisierung des Wissens von der Stadt 1870-1950* verwiesen.
- [5] Vgl. Brünenberg 2021, zur Biografie Raudas insbesondere die Seiten 74-173. Weitere Ausführungen zu Wolfgang Rauda finden sich bei Brandt 2015, Hillmann 2015 und Zumpe 2007.
- [6] Die Gründe für Raudas Flucht sind mannigfaltig und werden in Brünenberg (2021: 148-158) näher dargelegt.
- [7] [7] Die ersten Artikel zur „Townscape“ wurden von Gordon Cullen und Cronin Hastings im Rahmen ihrer Tätigkeit in der MARS-Group schon 1949 in der Zeitschrift *Architectural Review* veröffentlicht. Die folgenden Ausführungen sind der deutschen Übersetzung entnommen. Zur Townscape-Bewegung und ihrer Entwicklungsgeschichte siehe Orillard 2009.
- [8] [8] Alexander formuliert dies wie folgt: „In this [modern] atmosphere the designer's greatest gift, his intuitive ability to organize physical form, is being reduced to nothing by the size of the tasks in front of him, and mocked by the efforts of the ‚artists‘. What is worse, in an era that badly needs designers with a synthetic grasp of the organization of the physical world, the real work has to be done by less gifted engineers, because the designers hide their gift in irresponsible pretension to genius.“ (1964: 11).
- [9] Es muss in diesem Aufsatz leider zugunsten der Schwerpunktsetzung auf die Theorien zur Rationalisierung der Stadtgestaltung auf eine ausführliche Analyse der Luhmann'schen Systemtheorie verzichtet werden. Eine der letzten Ausgaben von *sub|urban* (Band 9, Heft 1/2) behandelt in mehrfacher Hinsicht die Folgen dessen auf die Stadtplanung. Ebenfalls wird die Entwicklung der Disziplin Planungstheorie und deren Einfluss unter anderem von Andreas Faludi in diesem Aufsatz nicht weiterverfolgt (vgl. Wiechmann 2018), da sich eher auf eine städtebaugeschichtliche Entwicklung konzentriert wird.
- [10] Dieses Manuskript wurde der Autorin von Wolfgang Raudas Sohn, Dr. Frank Rauda, freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Es ist schon publikationsreif gesetzt, lediglich einige Abbildungen fehlen. Wolfgang Raudas Tod verhinderte die Veröffentlichung. Man muss davon ausgehen, dass eine Publikation frühestens 1971 erfolgen sollte, das Werk wird daher im Folgenden als „Rauda 1971“ zitiert. Die insgesamt 507 Seiten sind nicht durchgängig nummeriert, sofern Seitenangaben vorhanden sind, werden

Stefanie Brünenberg

diese für die Zitzuordnung angegeben, sollte keine Paginierung auftauchen, wird die entsprechend fortlaufende Seitenzahl in eckige Klammern gesetzt.

- [11] Dazu zitiert Trieb eine Arbeit von Thomas Sieverts und Martina Schneider (1970), in der sie auf die Wichtigkeit des Stadtimages als „weicher Standortfaktor“ des Stadtmarketings hinweisen: „Zu diesen Qualitätsmerkmalen der Wohnortgunst gehört auch die Stadtgestalt (und eben das dadurch mitbestimmte Image einer Stadt), die damit in einer Wirtschaftsphase, in der Arbeitnehmer, besonders die qualifizierten, immer stärker vorn Objekt zum Subjekt der industriellen Standortwahl werden, auch zu einem beachtlichen Wirtschaftsfaktor wird.“ (Trieb 1972: 10)
- [12] Vgl. hierzu Oswald 2015.
- [13] „Wir wissen, der Charakter, die Eigenart eines Platzes kann verstärkt oder abgeschwächt, ja zerstört werden, je nachdem, wie ein neues Gebäude in ihn eingefügt wird: ob in der Fluchtlinie der benachbarten Gebäude, vorgesetzt, zurückgesetzt, höher oder niedriger, je nach Fassadengliederung, Materialqualität und Farbe. Doch sind wir oft unsicher, wenn wir begründete Entscheidungen in solchen Fragen treffen sollen.“ (Trieb 1972: 18 f.)
- [14] „Es wird demnach nicht nur von materiellen Funktionen wie Handel und Verkehr, sondern auch von immateriellen Funktionen wie dem Wirken von optischen und symbolischen Werten zu sprechen sein.“ (Ebd.: 26)
- [15] Wolfgang Rauda wurde sich dieses Schwerpunktproblems im Laufe seiner Arbeiten bewusst: In *Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen* (1969) stellte er fest, dass die städtebauliche Entwicklung „auf der westlichen Seite der Erde anders als auf der östlichen Halbkugel“ (ebd.: 43) verlaufen war, da vor allem das Verständnis von Zeit und dessen Abbildung im Stadtraum im ostasiatischen Raum anders war. Rauda schlug vor, aus dem „Fernen Osten“ zu lernen, um das kulturell unterschiedlich geformte Geschichtsbewusstsein zu differenzieren.

Autor_innen

Stefanie Brünenberg ist Architekturstudienhistorikerin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Geschichte von Architektur und Städtebau der DDR, den Formen des Wiederaufbaus deutscher Städte nach dem Zweiten Weltkrieg sowie der Städtebau- und Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts.
sbruenenberg@posteo.de

Literatur

- Albers, Gerd (1975): *Entwicklungslinien im Städtebau. Ideen, Thesen, Aussagen 1875-1945: Texte und Interpretationen.* Düsseldorf: Bertelsmann Fachverlag.
- Albers, Gerd / Papageorgiou-Venetas, Alexander (1984): *Stadtplanung. Entwicklungslinien 1945-1980.* Tübingen: Ernst Wasmuth.
- Alexander, Christopher (1964): *Notes on the synthesis of form.* Cambridge: Harvard University Press.
- Alexander, Christopher / Ishikawa, Sara / Silverstein, Murray (1977): *A pattern language.* Oxford: Oxford University Press.
- Baumeister, Reinhard (1876): *Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung.* Berlin: Ernst & Korn.
- Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2018): *Handbuch Kritische Stadtgeographie.* Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Benevolo, Leonardo (1983): *Die Geschichte der Stadt.* Frankfurt am Main: Campus.
- Brandt, Sigrid (2015): *Stadtbaukunst. Methoden ihrer Geschichtsschreibung.* Berlin: Hendrik Bäßler.

Subjektive Rationalität

- Brünenberg, Stefanie (2021): Stadtbaukunst zwischen Tradition und Moderne. Wolfgang Raudas Theorie zum nachkriegsmodernen Städtebau. Berlin: urbanophil.
- Cullen, Gordon (1991): Townscape. Das Vokabular der Stadt. Basel: Birkhäuser.
- Dreyer, Claus (2012): Strukturelle Ansätze in der Architekturtheorie der sechziger und siebziger Jahre. In: Joaquín Medina Warmburg / Cornelia Leopold (Hg.), Strukturelle Architektur. Zur Aktualität eines Denkens zwischen Technik und Ästhetik. Bielefeld: transcript, 37-54.
- Falser, Michael S. (2008): Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland. Dresden: thelem.
- Fehl, Gerhard / Fester, Mark / Kuhnert, Nikolaus (Hg.) (1972): Planung und Information. Materialien zur Planungsforschung. Gütersloh: Bertelsmann Fachverlag.
- Gebhard, Helmut (1969): System, Element und Struktur in Kernbereichen alter Städte, dargestellt an der Stadt Dinkelsbühl und den Nachbarstädten Rothenburg o. d. T., Nördlingen und Donauwörth. Stuttgart/Bern: K. Krämer.
- Gribat, Nina (2019): Alternative Gestaltungsansätze in der Lehre von Städtebau und Urban Design. In: Stadtbauwelt 6, 19-23.
- Gribat, Nina / Höhne, Stefan / Michel, Boris / Schuster, Nina (2016): Kritische Stadtforschungen. Ein Gespräch über Geschichte und Produktionsbedingungen, Disziplinen und Interdisziplinarität. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 4/2-3, 11-36.
- Hannemann, Christine / Sewing, Werner (1998): Gebaute Stadtkultur: Architektur als Identitätskonstrukt. In: Volker Kirchberg / Albrecht Göschel (Hg.), Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur. Opladen: Leske + Budrich, 55-79.
- Hillmann, Roman (2015): „Maßstäblichkeit“. Was impliziert der Begriff und was entgeht ihm? In: Forum Stadt 41/2, 145-164.
- Jencks, Charles (1988 [1980]): Die Sprache der Postmoderne. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Lampugnani, Vittorio Magnago / Albrecht, Katrin / Bihlmaier, Helene / Zurfluh, Lukas (2017): Manuale zum Städtebau. Die Systematisierung des Wissens von der Stadt 1870-1950. Berlin: DOM publishers.
- Lynch, Kevin (1965): Das Bild der Stadt. Berlin u. a.: Birkhäuser.
- Meckseper, Cord (2007): Stationen und Tendenzen stadtbaugeschichtlicher Forschung. In: Mark Escherich / Christian Misch / Rainer A. Müller (Hg.), Entstehung und Wandel mittelalterlicher Städte in Thüringen. Berlin: Lukas, 9-20.
- Mitscherlich, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Thesen zur Stadt der Zukunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mönninger, Michael (1998): Vom Ornament zum Nationalkunstwerk. Zu Kunst- und Architekturtheorie Camillo Sittes. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- Müller-Raemisch, Hans-Reiner (Hg.) (1990): Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung 1945-1985. Frankfurt am Main: Waldemar Kramer.
- Mumford, Lewis (1963): Die Stadt. Geschichte und Ausblick. Köln/Berlin: dtv wissenschaft.
- Nowak, Jürgen (1973): Simulation und Stadtentwicklungsplanung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Offe, Claus (1972): Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur Politischen Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Orillard, Clément (2009): Tracing urban design's „Townscape“ origins: Some relationships between a British editorial policy and an American academic field in the 1950s. In: Urban History 36/2, 284-302.
- Oswald, David (2015): Max Bense und die Informationsästhetik. In: David Oswald / Christiane Wachsmann / Petra Kellner (Hg.), Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm. Ulm: Dorothea Rohn, 116-123.
- Rauda, Wolfgang (1956): Raumprobleme im europäischen Städtebau. Das Herz der Stadt – Idee und Gestaltung. München: Callwey.
- Rauda, Wolfgang (1957a): Lebendige städtebauliche Raumbildung. Asymmetrie und Rhythmus in der deutschen Stadt. Stuttgart: Julius Hoffman.

Stefanie Brünenberg

- Rauda, Wolfgang (1957b): Lebendige städtebauliche Raumbildung. Asymmetrie und Rhythmus in der deutschen Stadt. Berlin: Henschelverlag.
- Rauda, Wolfgang (1969): Die historische Stadt im Spiegel städtebaulicher Raumkulturen. Hannover: Patzer.
- Rauda, Wolfgang (1971): Festliches Venedig, Stadtbaukunst im Wandel von Raum und Zeit. Ein Beitrag zur Rettung europäischer, historischer Städte. Hannover: Patzer (nicht erschienen).
- Reiterer, Gabriele (2003): AugenSinn. Zu Raum und Wahrnehmung in Camillo Sittes Städtebau. Salzburg: Pustet.
- Rudež, Zrinka (1988): Stadtraum. Prinzipien städtebaulicher Raumbildung. Eine Untersuchung über die im Zeitraum von 1880-1930 angewandten Entwurfsprinzipien. Köln: Kohlhammer.
- Ruppert, Wolf-Reimer (1979): Anwendung des Simulationsmodells POLIS für die Stadtentwicklungsplanung Köln. Forschungsprojekt BMBau RS II 6-7041 02-87 C (1978). Bad Godesberg: Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau.
- Salin, Edgar (1960): Urbanität. In: Deutscher Städtetag (Hg.), Erneuerung unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages, Augsburg, 1.-3. Juni 1960. Köln: Kohlhammer, 9-34.
- Scharpf, Fritz Wilhelm (1973): Planung als politischer Prozess. Aufsätze zur Theorie der planenden Demokratie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Siebel, Walter (Hg.) (2004): Die europäische Stadt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sieverts, Thomas (1969): Stadtplanung zwischen Intuition und Berechnung. In: Institut für Städtebau und Wohnungswesen der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung, München (Hg.), Raumplanung und Entscheidungstheorie. München: Institut für Städtebau und Wohnungswesen, 100-115.
- Sieverts, Thomas (1997): Wiedergelesen: Kevin Lynch und Christopher Alexander. In: The Planning Review 129, 52-59.
- Sieverts, Thomas / Schneider, Martina (1970): Zur Theorie der Stadtgestalt. In: Stadtbauwelt 26, 109-113.
- Sitte, Camillo (1901 [1889]): Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien: Carl Graeser & Co.
- Stoob, Heinz (1973): Westfälischer Städteatlas. Dortmund: W. Größchen.
- Stoob, Heinz (1975): Deutscher Städteatlas. Dortmund: GSV Größchen Städteatlas.
- Streich, Bernd (2011 [2005]): Stadtplanung in der Wissensgesellschaft. Ein Handbuch. Wiesbaden: Springer.
- Stübgen, Josef (1890): Der Städtebau. Darmstadt: Bergsträsser.
- Trieb, Michael (1972): Eine Theorie der Stadtgestaltung. Entwicklung und Anwendung. Stuttgart: Hochschulschrift.
- Trieb, Michael (1974): Stadtgestaltung. Theorie und Praxis. Braunschweig: Birkhäuser.
- Wiechmann, Thorsten (2018): Planungstheorie. In: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.), Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung. Hannover: ARL, 1771-1784.
- Winter, Helmut (1988): Zum Wandel der Schönheitsvorstellungen im modernen Städtebau. Die Bedeutung psychologischer Theorien für das architektonische Denken. Zürich: Verlag der Fachvereine.
- Zumpe, Manfred (2007): Der „Vater“ einiger Dresdner Wohnheime. In: Dresdner Universitätsjournal 18/11, 4.

Subjective rationality. The search for visually perceivable principles of order in urban research until 1975

The quality of historical urban spaces has always held a special fascination for urban planners and architects. With the criticism of the modern city after 1960, the consideration of old cities experienced a new revival. In combination with the technological promises of the computational era, it was only a matter of time before this fascination with the patterns and ordering principles of historical urban spaces was translated into mathematical calculations and forecasts. This article is dedicated to this development and focuses on the so far little-known research of the architect Wolfgang Rauda (1907-1971). In particular, Rauda's attempt to assess the quality of urban spaces with the help of a mathematically calculated „spatial value number“ reveals the incompatibility of rationality and aesthetics: the individual urban experience cannot be generalised by quantitative factors.

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

Potenziale und Herausforderungen einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung

Sebastian Schipper, Tabea Latocha

Der Beitrag skizziert die Perspektive einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung, welche auf (1) die kooperative Entwicklung von Fragestellungen mit außeruniversitären Akteuren, (2) partizipative Forschungsprozesse mit zivilgesellschaftlichen Initiativen, (3) die Verbindung von wissenschaftlichem Erkenntnisstreben und politischer Praxis im Sinne einer Aktions- beziehungsweise Transformationsforschung sowie (4) breit aufgestellte Publikationsstrategien abzielt. Argumentiert wird dabei, dass ein solcher Zugriff eine gegenstandsangemessene Forschung insbesondere in Hinblick auf prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe erlaubt, die praxisorientierte und gesellschaftspolitisch relevante Ergebnisse zu liefern verspricht. Zudem kann ein solcher Ansatz spezifische forschungsethische Probleme vermeiden und in methodischer Hinsicht die Qualität der Datenerhebung verbessern. Die Überwindung der Distanz zwischen Theorie und Praxis sowie die transparente normativ-politische Positionierung ermöglichen es darüber hinaus, Forschungsprozesse stärker auf die Transformation bestehender Machtverhältnisse auszurichten.

An English abstract can be found at the end of the document.

„Each with one foot in academia and one foot in local communities (in a form of situated solidarity), we jointly consider the obligation of the academic world to place its insights at the disposal of communities its members have studied.“ (Herzfeld/Lees 2021: 291)

Angesichts der Rückkehr der Wohnungsfrage gewinnen prekäre Wohnverhältnisse und soziale Kämpfe um das Wohnen gegenwärtig als Forschungsthemen an Bedeutung. Methodische Zugriffe der empirischen Sozialforschung, die sich diesen Themen mit quantitativen oder qualitativen Methoden „von außen“ zuwenden, sind dabei – wie wir im Weiteren konkreter darlegen – mit verschiedenen forschungspraktischen Problemen und forschungsethischen Herausforderungen konfrontiert. Davon ausgehend, möchten wir in diesem Beitrag unter Rückgriff auf Ansätze einer „Angewandten Kritischen Geographie“ (Kuge et al. 2020) die

Perspektive einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung umreißen und aufzeigen, warum und inwiefern ein solches methodisches Vorgehen insbesondere im Kontext prekärer Wohnverhältnisse und wohnungspolitischer Kämpfe eine gegenstandsangemessene Forschungspraxis erlaubt, die durch ihre Perspektive „von innen“ zugleich praxisorientierte und gesellschaftspolitisch relevante Ergebnisse zu liefern verspricht.

Als Angewandte Kritische Geographie (AKG) haben Kuge et al. (2020) eine Forschungsperspektive skizziert, die – ausgehend von den Interessen und der Lebenswirklichkeit subalternen sozialer Gruppen – Probleme aus der Praxis zivilgesellschaftlicher Akteure aufgreift und in einer dialogisch ausgerichteten Form der Wissensproduktion mit wissenschaftlichen Theorien und Methoden bearbeitet, um Handlungsoptionen aufzuzeigen und Ergebnisse hervorzubringen, die wiederum auch für eine breitere Öffentlichkeit relevant sind. Der Begriff „kritisch“ bezieht sich dabei auf den Anspruch, Wissen für und mit Akteuren und Initiativen zu produzieren, die innerhalb bestehender gesellschaftlicher Machtverhältnisse nicht von einer dominanten Position aus sprechen können, sondern als subaltern zu bezeichnen sind. Als subaltern werden gesellschaftliche Gruppen benannt, die in ihren Möglichkeiten, sich öffentlich politisch zu artikulieren und ihre Interessen kollektiv zur Geltung zu bringen, stark eingeschränkt sind. Bezogen auf Fragen der Wohnungs- und Gentrifizierungsforschung sind dies in erster Linie Menschen und Haushalte in prekären Wohnverhältnissen, die von Verdrängung bedroht sind, in Substandardwohnungen leben und allgemein von Wohnungsnot betroffen sind. Diese gesellschaftlich marginalisierten Gruppen stehen in der Regel außerhalb des herrschenden Diskurses und können im Gegensatz zu gesellschaftlichen Eliten, Lobbyverbänden der Immobilienwirtschaft und anderen ressourcenstarken Akteuren auf wohnungspolitische Entscheidungen meist kaum Einfluss nehmen. Im Kontext der gegenwärtigen Wohnungskrise nimmt eine derartige Perspektive Problemstellungen in den Blick, die insbesondere an den Erkenntnisinteressen mietenpolitischer Bewegungen und stadtpolitischer Initiativen ansetzen. Beispielsweise geraten dadurch Fragen in den Fokus, wie einkommensarme Haushalte Verdrängungsprozesse und prekäre Wohnverhältnisse erleben, welche konflikthaften Bleibestrategien Verdrängung verhindern können oder inwiefern es einer Wissensproduktion „von unten“ gelingen kann, wohnungspolitische Entscheidungsprozesse zu beeinflussen oder die politische Organisation subalternen Gruppen zu stärken. Angewandt ist eine solche Forschung somit, weil sie „wissenschaftliches Erkenntnistreben unmit-

telbar mit Problemstellungen und Relevanzen der Praxis“ (Nuissl 2012: 13) verknüpft.

Im Folgenden werden wir die Perspektive der Angewandten Kritischen Geographie, die auf partizipativen Forschungstraditionen der Sozialwissenschaften aufbaut (Flick/Herold 2021), methodisch für Fragen der Wohnungsforschung konkretisieren. Eine solche Herangehensweise erachten wir aus dreierlei Gründen für hilfreich: Erstens ist in jüngerer Zeit eine Zunahme an empirischen Forschungsprojekten zu Verdrängung zu beobachten, die den Fokus auf die Betroffenen richten beziehungsweise von subjektiven Perspektiven und Erfahrungen subalternen Bewohner*innen ausgehen (Künstler/Schipper 2021; Meuth/Reutlinger 2021; Rinn/Wehrheim/Wiese 2022). Eine angewandt-kritische Wohnungsforschung setzt genau an diesem Erkenntnisinteresse an und eröffnet Wege, sich gegenstandsangemessen derartigen Fragestellungen zu nähern. Die Forschung auf die Erkenntnisinteressen von Mieter*innen und die politischen Kämpfe und Artikulationsbegehren wohnungspolitischer Initiativen auszurichten, macht es, so unsere These, wahrscheinlicher, Forschungsfragen von gesellschaftlicher Relevanz zu stellen, einen tatsächlichen Erkenntnisgewinn für die politische Praxis zu erzielen und zum Kern des betrachteten Problems vorzudringen (Gibbons et al. 2020).

Zweitens kann eine angewandt-kritische Forschungsperspektive auf prekäres Wohnen und die damit verbundenen politischen Kämpfe dem forschungsethischen Problem begegnen, Betroffene – oft: marginalisierte Haushalte – als Wissensträger*innen für die eigene akademische Karriere auszubeuten. Durch die kooperative Bezugnahme auf und die gelebte Solidarität mit subalternen Akteuren stellt eine angewandt-kritische Wohnungsforschung vielmehr Reziprozität her, indem zum Beispiel Ergebnisse produziert werden, die auch für die Beforschten selbst von Interesse sind und in deren politischer Praxis unterstützend wirken (Herzfeld/Lees 2021).

Drittens wird die bis dato relativ vernachlässigte Rolle von Studien zu prekären Wohnverhältnissen im Kontext der Gentrifizierungsforschung auch auf forschungspraktische Herausforderungen zurückgeführt (Baeten et al. 2021; Helbrecht 2016). Erfahrungsgemäß beteiligen sich insbesondere marginalisierte soziale Gruppen, die am unmittelbarsten von Verdrängungsprozessen, Wohnungsnot und prekären Wohnverhältnissen betroffen sind, deutlich weniger an quantitativen Befragungen oder qualitativen Interviews empirischer Sozialforschung. Die Bereitschaft, für Forschungszwecke Auskunft über die eigene Lebens- und Wohnsituation

zu geben, ist hier tendenziell gering, sodass die Perspektiven der entsprechenden Gruppen in den Ergebnissen meist unterrepräsentiert bleiben. Eine angewandt-kritische Perspektive bietet diesbezüglich produktive Anknüpfungsmöglichkeiten, um derartigen Herausforderungen auf methodischer und forschungspraktischer Ebene zu begegnen (Thurber et al. 2020).

Allerdings erfordert eine Wohnungsforschung, die nicht nur eine kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen anstrebt, sondern im Sinne einer praxisorientierten Wissenschaft den emanzipatorischen Anspruch formuliert, bestehende Ungleichheiten überwinden zu wollen, eine politisch-normative Positionierung seitens der Forschenden (Pain/Cahill 2022). Die hier skizzierte Perspektive einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung leistet genau dies, weil sie den eigenen politisch-normativen Standpunkt transparent macht und explizit von diesem Anspruch ausgehend Forschungsfragen, Forschungsprojekte und Publikationsstrategien entwickelt.

Im Folgenden werden wir, aufbauend auf eigenen Forschungsprojekten in Frankfurt am Main sowie der Rezeption partizipativer Ansätze aus der internationalen Wohnungsforschung, vier methodische und forschungspraktische Implikationen ins Zentrum rücken, die für eine angewandt-kritische Wohnungsforschung zu prekären Wohnverhältnissen sowie zu stadt- und wohnungspolitischen Kämpfen wesentlich sind:

- die kooperative Entwicklung von Fragestellungen zusammen mit außeruniversitären Akteuren (Abschnitt 1),
- eine gemeinsame Forschungspraxis, welche die bislang nur Beforschten zu eigenständigen Subjekten im Forschungsprozess macht (Abschnitt 2),
- die unmittelbare Verbindung von wissenschaftlichem Erkenntnistreben mit einer politischen Praxis im Sinne der Aktions- und Transformationsforschung (Abschnitt 3) sowie
- das Verfolgen von Publikationsstrategien, die Forschungsergebnisse auch für ein außerakademisches Publikum zugänglich machen (Abschnitt 4).

Abschließend werden wir die Potenziale und Herausforderungen, die mit einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung einhergehen, diskutieren (Abschnitt 5).

1. Kooperativ Fragestellungen entwickeln

Eine angewandt-kritische Wohnungsforschung zielt erstens darauf ab, wissenschaftliche Fragestellungen zu formulieren und Forschungsprojekte zu konzipieren, die auch für marginalisierte Gruppen und für die mit ihnen verbundenen Akteure sozialer Bewegungen oder zivilgesellschaftlicher Initiativen von Interesse sind und die diese nicht ohne Weiteres selbst zu beantworten vermögen (Kuge et al. 2020; Schipper 2018: 127 ff.; Volmer 2020). Dementsprechend werden Fragestellungen nicht primär entlang wissenschaftlicher Debatten und Forschungslücken formuliert, sondern stärker bezogen auf Erkenntnisinteressen entwickelt, wie sie etwa von stadt- und mietenpolitischen Bewegungen artikuliert werden (Derickson/Routledge 2015; Herzfeld/Lees 2021). Es geht also darum, „that we can produce research agendas and knowledges that do not merely address what is theoretically exciting or trendy here, but also what is considered politically imperative by the communities we work with or are committed to over there“ (Oldfield 2015: 2073). Im Kontext der Wohnungsforschung umfasst dies beispielsweise Problemstellungen

(1) zu den Funktionsweisen einer kapitalistischen Wohnungsversorgung unter Bedingungen von Neoliberalisierung und Finanzialisierung – etwa Untersuchungen zu den konkreten Geschäftspraktiken der finanzialisierten Wohnungswirtschaft (Unger 2018),

(2) zu den Auswirkungen der Wohnungskrise (Mießner 2020) beziehungsweise der Frage, wie einkommensarme Haushalte Verdrängungsprozesse, Prekarität und Wohnungsnot erleben (Rinn/Wehrheim/Wiese 2022; Schipper 2021; Valli 2015),

(3) zu Herausforderungen politischer Mobilisierung und Organisation von Mieter*innen (Genz 2020; Hurlin et al. 2021; Polanska/Rolf/Springfeldt 2021; Steenblock/Petzold 2021) – also etwa dazu, wie es gelingen kann, dass auch marginalisierte Gruppen, die am unmittelbarsten von Wohnungsnot, Verdrängung und steigenden Mieten betroffen sind, ihre Interessen kollektiv artikulieren (Ferreri 2020; Künstler/Schipper 2021) – oder

(4) zur Reflexion der Wirkmächtigkeit politischer Interventionen – also der Frage, inwiefern Bleibestrategien, die auf konflikthafte Aushandlungsprozesse mit der Vermieterseite abzielen, Verdrängung verhindern können (Vollmer 2018) oder wie es für eine soziale Bewegung möglich ist, „von unten“ Einfluss auf wohnungspolitische Entscheidungsprozesse zu gewinnen (Schipper 2018).

Eine Herangehensweise, die derartige und weitere ähnliche Fragestellungen kooperativ entwickelt, erleichtert unserer Erfahrung nach zum einen die Konzeption gegenstandsangemessener Forschungsdesigns. Forschungskonzepte hingegen, die etwa zu den oben genannten Problemstellungen aus einem rein akademischen Kontext heraus formuliert werden, laufen im Vergleich dazu eher Gefahr, gesellschaftspolitisch relevante Fragestellungen zu übersehen. Dies wäre etwa der Fall, wenn die beforschten Akteure die Fragen ohne Weiteres selbst beantworten können oder selbige keinerlei Bedeutung für sie entfalten. Die ernsthafte Einbindung außeruniversitärer Kooperationspartner*innen, die als Expert*innen ihrer Lebensumstände bereits über ein vertieftes Verständnis ihres Gegenstandes (Halder 2018; Kindon/Pain/Kesby 2010) und womöglich über Erfahrungen mit prekären Wohnverhältnissen, den Herausforderungen politischer Organisation oder Strategien der Gegenmacht verfügen, vermag es dagegen, solche Tendenzen zu korrigieren. Dementsprechend unterstreicht etwa Sophie Oldfield (2015: 2074), ausgehend von ihren Erfahrungen mit bewegungsnaher Forschung in Kapstadt:

„Theory uninformed by and isolated from social movement struggles is more likely to be sterile and less likely to capture the vibrant heart and subtle nuances of movement efforts. Theorists without significant connections to social movements can end up constructing elegant abstractions with very little real insight or utility.“

Zum anderen ist eine kooperative Entwicklung von Forschungsfragen auch in forschungsethischer Hinsicht vorteilhaft. Insbesondere in Kontexten prekärer Lebens- und Wohnverhältnisse, aber auch in der Zusammenarbeit mit stadt- und wohnungspolitischen Initiativen stehen Forschende häufig vor dem Dilemma, ihre beforschten Akteure lediglich als Datenquellen und Forschungsmaterial für die eigenen akademischen Ambitionen einzuspannen (Herzfeld/Lees 2021; Pain 2003; Polanska/Rolf/Springfeldt 2021). Verbunden ist damit ein unter Umständen nicht ganz unbegründetes Unbehagen, Menschen in schwierigen Lebenslagen oder zivilgesellschaftlichen Zusammenschlüssen, die in beiden Kontexten erfahrungsgemäß über wenig Ressourcen und wenig Zeit verfügen, dadurch ein Stück weit auszunutzen. Die kooperative Entwicklung von Fragestellungen beugt diesem Phänomen vor, da eine solche Herangehensweise akademische Ressourcen nutzt, um letztlich Ergebnisse zu produzieren, die auch für die Beforschten selbst relevant sind und für sie einen Erkenntnisgewinn

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

versprechen, welcher womöglich sogar in den entsprechenden sozialen Kämpfen unterstützend wirkt (Thurber et al. 2020).

Grundvoraussetzung für die Entwicklung bewegungsnaher Forschungsfragen ist es, die Distanz zwischen akademischer Forschung und zivilgesellschaftlichen Akteuren zu überwinden und ein Vertrauensverhältnis aufzubauen (Genz 2020; Lees/Robinson 2021; Schipper 2018: 128). Eine sich als dialogisch und reziprok verstehende Wissensproduktion vermag es, Fragestellungen zu generieren, die auch im außerakademischen Kontext von Relevanz sind.

Beispielhaft soll im Folgenden ein solches Vorgehen anhand einer Studie reflektiert werden, in deren Rahmen wir zwei Vonovia-Siedlungen im Frankfurter Stadtteil Gallus im Hinblick auf Sozialstruktur, Mietbelastung und Verdrängungsprozesse untersucht haben (Schipper 2021). In beiden traditionellen Arbeitersiedlungen waren zum Zeitpunkt des Beginns der Studie schon seit mehreren Jahren zwei Initiativen betroffener Mieter*innen sowie die Stadtteilgruppe Solidarisches Gallus aktiv, die sich gegen die vernachlässigte Instandhaltung, drohende Modernisierungsmieterhöhungen und den Verdrängungsdruck durch die Vonovia engagieren. Da beide Autor*innen dieses Beitrags schon seit Längerem in stadtpolitischen Vernetzungen in Frankfurt aktiv sind, bestand bereits ein zumindest loser Kontakt zu den drei genannten Initiativen. Erst angesichts dieser sozialen Nähe konnte die Idee Gestalt annehmen, universitäre Ressourcen zu nutzen, um in den beiden Siedlungen eine wissenschaftliche Untersuchung zu den kleinräumigen Verdrängungsprozessen durchzuführen.

Mit dem Vorgehen war von Anfang an die gemeinsame Perspektive und Hoffnung verbunden, die gewonnenen Ergebnisse später in öffentlichen Auseinandersetzungen als Instrument im Kampf gegen die Verschlechterung der Wohnverhältnisse nutzen zu können. In dem kollaborativen Austausch sind letztlich drei Fragestellungen entstanden:

1. Inwiefern geben in den beiden Siedlungen einkommensschwache Haushalte aufgrund steigender Wohnkosten ihre Wohnungen auf und müssen womöglich den Stadtteil verlassen?
2. Inwiefern führen Mieterhöhungen zu einer Verdrängung aus dem Lebensstandard?
3. Inwiefern erleben die Bewohner*innen subjektiv Verdrängungsdruck, das heißt haben Ängste, sich ihre Wohnung zukünftig nicht mehr leisten zu können?

Die anschließende Konzeption des methodischen Forschungsdesigns, welches eine quantitativ-statistische Befragung mit qualitativen Leitfadeninterviews verbindet, sowie die spätere Auswertung des empirischen Materials erfolgten ausschließlich im universitären Kontext. Die stadtpolitischen Initiativen hatten allerdings erheblichen Anteil am Erfolg der Datenerhebung beziehungsweise an der hohen Rücklaufquote, da sie in den Siedlungen auf die anstehende Umfrage hingewiesen und zur Teilnahme motiviert, Fragebögen vor Ort in Empfang genommen sowie bei der Simultanübersetzung in verschiedene Sprachen geholfen hatten. Für eine Wohnungsforschung, die die Perspektive von Verdrängten und prekär Lebenden in den Blick nehmen möchte, empfiehlt es sich daher in methodischer Hinsicht ungemein, die kooperative Zusammenarbeit mit Mieterinitiativen und anderen lokal verankerten zivilgesellschaftlichen Akteuren zu suchen, da so auch marginalisierte soziale Gruppen erreicht werden können, die sich sonst nur stark unterrepräsentiert an empirischen Erhebungen beteiligen.

Im Ergebnis kann die Studie zeigen, dass die Haushalte in beiden Siedlungen im Hinblick auf die Sozialstruktur der Bewohner*innen existenziell auf den Erhalt von preisgünstigem Wohnraum angewiesen, die Wohnkosten und Mietbelastungsquoten allerdings in den vergangenen Jahren stark gestiegen sind. Aufgrund umfassender Modernisierungen werden die Mieten auch zukünftig weiter steigen, sodass knapp 60 Prozent der Mieter*innen sich die Wohnkosten nach Abschluss der Bauarbeiten nicht mehr leisten werden können. In Konsequenz müssen die Haushalte in anderen Lebensbereichen deutlich sparen, was einer Verdrängung aus dem schon jetzt oft prekären Lebensstandard gleichkommt, oder ihnen droht eine direkte Verdrängung aus ihrer Wohnung und dem Stadtteil (Schipper 2021). Im Anschluss an die Studie haben wir die Ergebnisse mit Unterstützung der Mieter- und Stadtteilinitiativen im stadtpolitischen Kontext öffentlich gemacht. Konkret sind die Erkenntnisse in Form einer in den Siedlungen verteilten Broschüre kommuniziert, in einer öffentlichen Sitzung des Ortsbeirats vorgestellt sowie mittels einer Pressemitteilung breit publiziert worden. In Reaktion auf Letztere gab es zahlreiche Interviewanfragen von Print-, Radio- und Fernsehmedien, die von uns Forschenden und den Mieterinitiativen genutzt werden konnten, um auf die prekären Wohn- und Lebensverhältnisse der Mieter*innen im Gallus und das Agieren der Vonovia als Eigentümerin aufmerksam zu machen.

Zusammenfassend ist es also gelungen, eine Fragestellung zu formulieren und zu bearbeiten, die auch für die Mieter- und Stadtteilinitiativen

relevant ist, und Ergebnisse hervorzubringen, die den zivilgesellschaftlichen Akteuren in ihrem Kampf um öffentliche Anerkennung und gegen Verdrängungsprozesse Unterstützung bieten. Zugleich hat das kooperative Vorgehen in methodischer Hinsicht eine repräsentative Datenerhebung möglich gemacht, da sich auch prekär Wohnende und marginalisierte Haushalte in großem Umfang an der Erhebung beteiligt haben; also auch soziale Gruppen erreicht werden konnten, die in der empirischen Sozialforschung ansonsten häufig unterrepräsentiert sind.

Als ambivalent ist jedoch die politische Wirkmächtigkeit einer solchen Forschungspraxis zu bewerten, was wiederum Potenzial für Enttäuschungen birgt. Denn obschon die gesellschaftliche Sprecherposition der Wissenschaft es erlaubt, in öffentliche Diskurse hörbar zu intervenieren, dort die Narrative der (potenziell) Verdrängten mit empirischen Erhebungen zu untermauern und Aufmerksamkeit für die Lebensverhältnisse subalternen Gruppen zu generieren, ist der Einfluss der Wissenschaft auf politische oder betriebswirtschaftliche Entscheidungen doch marginal. Anders ausgedrückt, kann eine angewandt-kritische Wohnungsforschung Öffentlichkeit herstellen und in Kämpfe um Hegemonie eingreifen, aber sie kann Verdrängungsprozesse nicht verhindern, wenn sich im Kontext ökonomischer Interessengegensätze Politik und – wie im Gallus der Fall – börsennotierte Konzerne angesichts ihrer Renditeorientierung verhärtet zeigen. Wichtig erscheint uns daher, schon zu Beginn der kooperativen Praxis klar zu kommunizieren, was eine angewandt-kritische Wissenschaft zu leisten vermag und wo ihre Grenzen liegen, um Missverständnisse zu verhindern und überzogene Erwartungshaltungen seitens partizipierender Mieter*innen und zivilgesellschaftlicher Initiativen zu dämpfen. Zudem kann der Herausforderung potenzieller Enttäuschungen auch begegnet werden, indem die gemeinsame Forschungspraxis zugleich mit Strategien der politischen Organisierung zum Aufbau einer kollektiven Handlungsmacht verbunden wird. Erfahrungen, die in eine solche Richtung gehen, werden im folgenden Abschnitt reflektiert.

2. Gemeinsam forschen

Über die kooperative Entwicklung von Forschungsfragen hinausgehend, verfolgt eine angewandt-kritische Wohnungsforschung zweitens Forschungsstrategien, die noch stärker auf eine gemeinsame Forschung mit Akteuren sozialer Bewegungen oder zivilgesellschaftlicher Initiativen setzen. In Anlehnung an methodische Ansätze partizipativer Forschung (Fals-Borda 1987; Flick/Herold 2021; McIntyre 2008; Pain 2003) umfasst dies

Forschungskonzepte, bei denen außerakademische Akteure als eigenständige Kooperationspartner*innen in sämtliche Phasen des Forschens von der Entwicklung der Fragestellung über die Datenerhebung, -auswertung und -interpretation bis hin zur späteren Dissemination der Ergebnisse integriert werden (Barbarino 2021; Kindon/Pain/Kesby 2010; Thurber et al. 2020). Die traditionell lediglich Beforschten werden so zu eigenständigen Subjekten im Forschungsprozess und zu Koproduzent*innen akademischen Wissens; gleichzeitig sind die Betroffenen selbst an einer für sie praxisrelevanten Wissensproduktion unmittelbar beteiligt.

Beispielhaft möchten wir im Folgenden ein partizipatives Mappingprojekt vorstellen, das aus einer selbstorganisierten Vernetzungsinitiative von Mieter*innen des börsennotierten Wohnungskonzerns Vonovia SE in Frankfurt hervorgegangen ist. Angesichts einer Vielzahl von Konflikten mit dem Konzern, die in jüngerer Zeit in verschiedenen Frankfurter Siedlungen zur Entstehung von Mieterinitiativen geführt haben, hat sich im Herbst 2019 erstmalig ein offener Kreis von betroffenen und politisch aktiven Vonovia-Mieter*innen gegründet. Ziel ist es gewesen, sich zukünftig stadtweit regelmäßig über Probleme im Wohnalltag – etwa im Kontext von energetischen Modernisierungen, drohenden Mieterhöhungen und falschen Nebenkostenabrechnungen – sowie mögliche Strategien gegen derartige Praktiken auszutauschen. Organisiert und begleitet worden sind die Zusammenkünfte von einem solidarischen Aktivistin, einem Sozialarbeiter sowie der Autorin dieses Beitrags. Mit dem Anspruch, die regelmäßigen Treffen zu einer stadtweiten Plattform für eine langfristig angelegte Vernetzung von Vonovia-Mieter*innen auszubauen, hat die Initiative im Dezember 2019 einen Workshop veranstaltet, um die Ziele und Potenziale dieser breiter angelegten Vernetzung zu diskutieren. Bei diesem Treffen ist die Idee eines stadtweiten Vonovia-Mappings als mögliches Instrument entstanden, um sichtbarer zu werden und weitere Betroffene zu motivieren, sich am Austausch zu beteiligen und sich mietenpolitisch zu organisieren. Entschluss der Mieter*innen ist es zunächst gewesen, herauszufinden, wo die Vonovia in Frankfurt am Main überhaupt Wohnungen besitzt, und dabei der Frage nachzugehen, wo gegebenenfalls weitere Mieter*innen von der Geschäftspraxis der Eigentümerin, Mieterhöhungen, mangelnder Instandhaltung oder sogar drohender Entmietung betroffen sind. Als Ziel des Mappings ist also definiert worden, einen Überblick über die Bestände und Problemlagen in den Wohnungen der Vonovia in Frankfurt zu generieren und diese möglichst genau und aktuell abzubilden, um ein Werkzeug zur weite-

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

ren Vernetzungsarbeit und Organisation aufzubauen, das dezentrale Kämpfe unterstützt und gleichzeitig thematisch bündelt. Die Idee einer kartenbasierten Darstellung des Wissens über Vonovia in Frankfurt im Sinne eines „Counter-Mappings“ (Azhar et al. 2020; Schweizer/Halder/Virchow 2022) ist somit von den Mieter*innen selbst entwickelt worden.

Der langwierige Prozess des Datensammelns über mehrere Monate war zudem immer wieder begleitet von Momenten der Selbstermächtigung aufseiten der beteiligten Mieter*innen, die intensiv recherchiert und neue Datenquellen erschlossen haben, um das Projekt voranzubringen. Allerdings wurde schon früh der Wunsch insbesondere nach technischer Unterstützung bei der kartographischen Umsetzung geäußert. Diesem Bedarf konnten drei Masterstudierende der Humangeographie entsprechen, die sich zeitgleich im Rahmen eines GIS-Projektseminars mit der Finanzialisierung des Wohnens in Frankfurt am Main beschäftigt haben. Bereits ab Januar 2021 haben die Studierenden im Austausch mit der Vernetzungsinitiative ein Format für die inhaltliche Struktur der späteren Karte und die finale Visualisierung des Vonovia-Mappings Frankfurt entwickelt und ab März 2021 umgesetzt. Die Visualisierung des Vonovia-Wohnungsbestands, den wir zu dem Zeitpunkt auf circa 11.500 Wohneinheiten geschätzt haben, ist schließlich mit ArcGIS in Form einer Onlinekarte beziehungsweise einer Story Map publiziert worden (Betz/Franke/Göbel 2021). In der Karte werden nicht nur die Vonovia-Wohnungsbestände in Frankfurt, sondern auch Problemlagen der Mieter*innen, Medienberichte zu den Wohnverhältnissen sowie aktive Mietervereine oder -initiativen aufgeführt und verlinkt.

Betrachten wir das Mappingprojekt im Sinne einer angewandt-kritischen Praxis als partizipative Forschung mit Mieter*innen (Schweizer/Halder/Virchow 2022), so kann man festhalten, dass eine Wissensproduktion „von unten“ angestoßen werden konnte, deren Ausgangspunkt die Erkenntnisinteressen der Betroffenen selbst gewesen sind. Das gemeinsame und niedrigschwellige Datenerheben war dabei von großer Relevanz, während der Prozess des Zusammenarbeitens mit einem gemeinsamen Ziel die besondere Qualität des partizipativen Forschens in „situated solidarity“ (Herzfeld/Lees 2021: 291) mit den Interessen der Mieter*innen ausgezeichnet hat. Mit Carolin Genz (2020: 20) gesprochen, formen „[d]ie Involviertheit und der Austausch mit den Akteur_innen [...] über die Zeit nicht nur das eigene Wissen, sondern auch den Untersuchungsgegenstand. Es entwickelt sich ein gegenseitiges Verstehen, eine Akzeptanz und ein Vertrauensverhältnis.“

Insgesamt ist das Kartieren für alle Beteiligten ein Lernprozess gewesen, in dem die Rollen, Ressourcen und Methoden immer wieder neu verhandelt werden mussten. In der gemeinsamen Reflexion sind der Forschungsprozess und seine Ergebnisse von allen als wertvolle Erfahrungen und hilfreich für die politische Arbeit und Organisation der Mieter*innen bewertet worden. Dies zeigt, dass eine kollektive Wissensproduktion „von unten“ Früchte trägt. Allerdings haben die Auswirkungen der Coronapandemie und die damit verbundene Erschöpfung der Mieter*innen, den Austausch über Monate und Jahre ausschließlich über Onlineplattformen abhalten zu müssen, den Vernetzungsprozess zuerst gelähmt und später (vorläufig) zum Erliegen gebracht. Aus diesem Grund können wir zum jetzigen Zeitpunkt auch nicht bewerten, inwiefern das gemeinsame Forschungsprojekt in Hinblick auf den beschriebenen Organisationsprozess von Vonovia-Mieter*innen in Frankfurt dauerhafte Wirkung hätte entfalten können. Positiv festzuhalten ist allerdings, dass die entwickelte Karte in Bewegungskreisen weiterhin zirkuliert und aktiv genutzt wird.

Uns universitär Forschende hat dieses Projekt genuin partizipativer Forschung ermöglicht, mit betroffenen Menschen an einem konkreten Vorhaben zu arbeiten und so Prozesse der Kollektivierung und Politisierung von Mieter*innen aus teilnehmender Perspektive solidarisch zu unterstützen. Zeitlich später einsetzende Organisationsprozesse in anderen Wohnsiedlungen in Frankfurt, die wir derzeit forschend begleiten, bauen auf den im Rahmen des Mappingprojekts geknüpften Beziehungen und den gemeinsam gesammelten Erfahrungen auf. Das kooperative Forschen lässt sich – über singuläre Projekte hinweg – daher als ein lernender und evolvierender Prozess der Wissensproduktion charakterisieren, der immer auch Ausgangspunkt für neue Vorhaben sein kann. Die Langfristigkeit der solidarischen Zusammenarbeit mit Akteuren der Mieter*innenbewegung ist dabei entscheidend für den Erfolg. Projekte mit ähnlicher Intention, zum Beispiel die Estate Watch in London^[1] oder das Anti-Eviction Mapping Project in der San Francisco Bay Area (Anti-Eviction Mapping Project 2021), verweisen darauf, welche weitergehenden Potenziale partizipative Ansätze und die forschende Unterstützung wohnungspolitischen Kämpfe eröffnen, wenn Forschende und wohnungspolitische Initiativen langfristig zusammenarbeiten. Wegweisend sind diesbezüglich insbesondere Forschungsvorhaben in London, wo die über Jahrzehnte gewachsene Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler*innen und Studierenden des University College London (UCL) mit lokalen Initiativen und wohnungs-

politischen Organisationen von Mieter*innen mittlerweile als offizielle Kollaboration zwischen Universität und Zivilgesellschaft institutionalisiert ist.[2] Das ermöglicht wiederum, universitäre Ressourcen dauerhaft für wohnungspolitische Kämpfe und stadtplanerische Alternativen „von unten“ nutzen zu können (Sendra/Fitzpatrick 2020). Gleichzeitig prägt das Praxiswissen aus den Bewegungen so auch umgekehrt langfristig die Prozesse universitärer Wissensproduktion.

Zusammenfassend kennzeichnet ein partizipatives Forschen von Wissenschaftler*innen mit wohnungspolitischen Initiativen und Mieter*innen, nicht nur die Erkenntnisinteressen der Betroffenen in den Mittelpunkt zu rücken, sondern sie als eigenständige Subjekte am Forschungsprozess zu beteiligen. Gewinnbringend ist das gemeinsame Forschen deshalb, weil die Zusammenarbeit an einem konkreten Projekt es möglich macht, praxisrelevantes Wissen zu produzieren und langfristige, solidarische Beziehungen zwischen Wissenschaft und sozialen Bewegungen aufzubauen.

In derartigen partizipativen Projekten sind Fragen der Positionalität von größter Relevanz (Genz 2020; Herzfeld/Lees 2021). Sensibilität für die entstehende Gruppendynamik sowie regelmäßige Reflexionen und Gespräche über die Rollen- und Ressourcenverteilung haben sich bei dem beschriebenen Forschungsprojekt als essenziell erwiesen, um Spannungen und Konflikte auszuhandeln. Denn nicht nur die Akteure sozialer Bewegungen oder zivilgesellschaftlicher Initiativen schlüpfen in eine neue Rolle, nämlich die der Forschenden, sondern auch für die Beteiligten mit akademischem Hintergrund erfordert eine ernst gemeinte Kooperation eine Auseinandersetzung mit der eigenen Privilegierung und Positionierung (in der Gruppe sowie in politischen Kämpfen). Im Falle des Vonovia-Mappings galt es durch offene Gespräche zu vermitteln zwischen dem Wunsch der Mieter*innen, möglichst schnell ein detailliertes Mapping zu erstellen und dieses auch zu veröffentlichen, und den begrenzten zeitlichen Ressourcen sowie der universitären Eingebundenheit der Studierenden, die das Projekt als technische Expert*innen unterstützt und umgesetzt haben. Mit dem Anspruch partizipativer Forschung ging das Neuaushandeln und Reflektieren von Erhebungsmethoden, Analysetools und Formaten der Dateninterpretation und -präsentation einher, um eine kooperative und niedrigschwellige sowie möglichst inklusive Form der Sammlung und Analyse empirischer Daten zu ermöglichen. Feministische Methoden und Reflexionen zur Situierung von Wissensproduktion und zur Positionalität von Forschenden lieferten hier wichtige Erkenntnisse und Hilfestellungen

bei der Konzeption und Durchführung des Projekts (Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht 2021).

3. Aktions- und Transformationsforschung

Ein dritter Strang angewandt-kritischer Wohnungsforschung verknüpft wissenschaftliches Erkenntnisstreben noch unmittelbarer mit politischem Handeln, indem Theorie und Praxis systematisch verknüpft und auf die emanzipatorische Transformation bestehender Machtverhältnisse ausgerichtet werden (Barbarino 2021; Chatterton/Hodkinson/Pickerill 2010). Im Sinne der Transformationsforschung folgt ein solcher Ansatz dem Anspruch, gesellschaftliche Entwicklungen nicht nur verstehen und erklären, sondern darüber hinaus auch unmittelbar in bestehende Machtverhältnisse und politische Auseinandersetzungen intervenieren zu wollen (Carstensen et al. 2014; Choudry 2014). Dabei kann der Prozess der Wissensproduktion selbst genutzt werden, um die Fähigkeiten zivilgesellschaftlicher Akteure oder subalternen Gruppen zu stärken, gemeinsam in politische Entscheidungsprozesse einzugreifen (Halder/Schweizer 2020; Sendra/Fitzpatrick 2020). Ebenso wie bei Ansätzen partizipativer Forschung setzt auch die stärker transformativ ausgerichtete Variante die langfristige Präsenz und Mitarbeit von Forschenden in sozialen Bewegungen, zivilgesellschaftlichen Initiativen und anderen Formen politischer Organisation voraus. Angesichts dieser Hürde sind Ansätze der Aktions- und Transformationsforschung forschungspraktisch voraussetzungsvoll (Halder 2018). Allerdings kann diese auf Dauer ausgerichtete beobachtende Teilnahme zugleich besonders produktiv und erkenntnisreich sein, da sich wissenschaftliches Erkenntnisstreben und politische Praxis wechselseitig verstärken: Auf der einen Seite fließen wissenschaftliche Theorien, Einsichten und Methoden je nach Bedarf in die Praxis sozialer Kämpfe ein und können so unmittelbar an der Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse mitwirken. Auf der anderen Seite prägen gleichermaßen die in der konkreten Praxis gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse das theoretische Verständnis des Gegenstands. Dabei zeigt sich, dass die teilnehmende Beobachtung wohnungspolitischer Initiativen in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in verschiedener Hinsicht methodischen Zugriffen „von außen“ (wie etwa Befragungen oder Interviews) an Tiefenschärfe überlegen und daher dem Verständnis des Gegenstands angemessener ist.

Im Folgenden möchten wir den Gewinn dieser Wechselwirkung von Theorie und Praxis am Beispiel des kommunalen Bürgerbegehrens Miet-

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

entscheid in Frankfurt am Main illustrieren. Das Bündnis Mietentscheid hat sich im Dezember 2017 gegründet, um mithilfe eines kommunalen Bürgerbegehrens die städtische Wohnungspolitik grundlegend zu verändern und den Bestand an preis- und belegungsgebundenen Sozialwohnungen deutlich auszuweiten (Botzem/Besedovsky 2021; Hahn/Hemmerich 2021). Seit Gründung des Mietentscheids hat der Autor dieses Textes zusammen mit weiteren Kolleg*innen aus der Humangeographie den Prozess als beobachtender Teilnehmer begleitet. Konkret haben wir an der Entwicklung der drei zentralen Forderungen des Bürgerbegehrens mitgewirkt, das Bündnis fortlaufend in wohnungspolitischen Fragen beraten, deren Anliegen bei öffentlichen Veranstaltungen und gegenüber Journalist*innen vertreten, Unterschriften gesammelt und Aktionen geplant sowie regelmäßig an Arbeitsgruppen, Treffen und Versammlungen partizipiert.

Nach Abschluss der erfolgreichen Unterschriftensammlung zur Initiierung des Bürgerbegehrens im Januar 2019, welche mit 25.000 Unterschriften das notwendige Quorum deutlich überschritten hat, ist es allerdings nicht – wie ursprünglich geplant im Mai 2019 parallel zur Europawahl – zur Abstimmung gekommen. Grund ist, dass das Rechtsamt der Stadt Frankfurt knapp ein Jahr lang eine Stellungnahme erarbeitet hat, auf dessen Grundlage die Stadt im März 2020 entschieden hat, das Begehren aus juristischen Gründen abzulehnen und es nicht zum Bürgerentscheid kommen zu lassen. Gegen diese Entscheidung hat das Bündnis Mietentscheid unmittelbar beim Verwaltungsgericht Klage eingereicht. Der Prozess zur Beurteilung der rechtlichen Zulässigkeit des Bürgerbegehrens hat sich dann wiederum zwei Jahre hingezogen. In diesem Zeitraum haben wir mehrfach juristische Gutachten und Stellungnahmen für den Mietentscheid mitverfasst und als Sachverständige fungiert. Während der langen Wartezeit hat das Bündnis wiederholt Aktionen und Veranstaltungen durchgeführt, um weiterhin öffentlich auf sein Anliegen aufmerksam zu machen. Im März 2022 hat das Verwaltungsgericht allerdings unter anderem mit Verweis auf die defizitäre Haushaltslage der Stadt Frankfurt die Zulässigkeit des Bürgerbegehrens abgelehnt. Gegen dieses Urteil hat der Mietentscheid beim Oberverwaltungsgericht Kassel Berufung eingelegt. Mit einer Entscheidung ist allerdings frühestens im Jahr 2023 zu rechnen. Als Erfolg kann man dennoch werten, dass das Bündnis vier Jahre lang den wohnungspolitischen Diskurs wesentlich geprägt und mit innovativen Konzepten vorangetrieben hat. Nach den Kommunalwahlen im März 2021 hat zudem die neue Stadtregierung aus SPD, Grünen, FDP und Volt alle drei Forderungen des Mietentscheids, zumindest in abge-

schwächer Form, als Absichtserklärung in den Koalitionsvertrag aufgenommen (Schipper i. E.). Inwiefern diese zukünftig auch umgesetzt werden, bleibt abzuwarten.

In methodischer und forschungspraktischer Hinsicht veranschaulicht das Beispiel zweierlei. Durch die langjährige Präsenz und Mitarbeit von Wohnungsforschenden in einer zivilgesellschaftlichen Initiative konnten zum einen zentrale Kenntnisse der Stadt- und Wohnungsforschung etwa in Hinblick auf die Strukturen und Verfahren der kommunalen Wohnungspolitik, der städtischen Finanzverfassung, des kommunalen Wohnungsunternehmens und der sozialen Wohnbauförderung in Hessen anwendungsorientiert im Sinne der Transformationsforschung in die politische Praxis einfließen. Da zudem die hessische Gemeindeordnung kommunale Bürgerbegehren mit zahlreichen Hürden und Herausforderungen versehen hat, die ein hohes Maß an Expertise voraussetzen, hat erst die enge personelle Verbindung in die Wohnungsforschung hinein die Initiative ermächtigt, ein solches Vorhaben anzugehen. Die Entwicklung von wohnungspolitischen Forderungen, die sozialpolitisch wünschenswert sind und zugleich den hohen rechtlichen Hürden entsprechen, sowie die Kostenkalkulation und die Konzeption eines Finanzierungsvorschlags wären ohne die kontinuierliche wissenschaftliche Begleitung kaum zu stemmen gewesen. Auf diesem Weg hat also eine angewandt-kritische Wohnungsforschung unmittelbar gesellschaftliche Relevanz entfaltet.

Zum anderen hat die langfristig angelegte beobachtende Teilnahme es ebenso ermöglicht, wissenschaftliche Erkenntnisse sowohl über die Praxis sozialer Bewegungen als auch über die Strategien von Macht und Herrschaft der Gegenseite zu erlangen, die insgesamt einen tieferen Einblick in wohnungspolitische Auseinandersetzungen, Mechanismen der Urban Governance unter Bedingungen kommunaler Austerität sowie Dynamiken sozialer Kämpfe erlauben (Schipper i. E.). Ein rein externer Blick vermag dies in der Tiefe nicht zu leisten, weil viele Phänomene nicht in verschriftlichter Form vorliegen (und dadurch für Diskurs- und Dokumentenanalysen nicht zugänglich sind) und für Außenstehende auch über qualitative Interviews oder ähnliche Methoden nicht erfasst werden können.

Dieser methodische Vorteil bringt allerdings auch wesentliche forschungsethische Herausforderungen mit sich. Gerade weil politisch involvierte Wissenschaftler*innen über einen privilegierten und auf Vertrauen beruhenden Feldzugang verfügen, gilt es kritisch zu reflektieren, welches Wissen und welche Erkenntnisse etwa über die Herausforderungen und

Schwierigkeiten sozialer Bewegungen öffentlich gemacht werden können, ohne den Beteiligten und dem gemeinsamen Anliegen zu schaden (vgl. auch Genz 2020: 18 ff.). Darüber hinaus birgt die (zugeschriebene) Rolle als Expert*innen die Gefahr, dass Wissenschaftler*innen aufgrund ihrer Sprechfähigkeit bewusst oder unbewusst kollektive Entscheidungsprozesse und damit etwa die politische Ausrichtung zivilgesellschaftlicher Initiativen oder Bündnisse dominieren. Mit dieser Herausforderung umzugehen bedeutet, die eigene Position zu reflektieren und sich in kollektiven Aushandlungsprozessen eher zurückzunehmen, statt diese mit der Autorität der Wissenschaft in eine bestimmte Richtung zu lenken.

4. Publizieren und Wissen verbreiten

Viertens verfolgt eine angewandt-kritische Wohnungsforschung – analog zu Ansätzen der „Public Sociology“ (Burawoy 2004) oder der „People’s Geography“ (Harvey 1984; Strong 2020) – Publikations-, Kommunikations- und Disseminationsstrategien, die es ermöglichen, das generierte Wissen und die Forschungsergebnisse auch für ein außerakademisches Publikum leicht und verständlich zugänglich zu machen. Der Anspruch, die Forschung auf die Erkenntnisinteressen von Mieter*innen und die politischen Kämpfe und Artikulationsbegehren wohnungspolitischer Initiativen auszurichten, impliziert, dass sich auch die Verbreitung der Ergebnisse genau hieran zu orientieren hat: Sie setzt demnach bei den betroffenen Menschen selbst und den zivilgesellschaftlichen Zusammenschlüssen an, um die es in der Forschung geht. Daraus folgt, dass eine angewandt-kritische Wohnungsforschung, wie wir sie hier skizzieren, eine breit aufgestellte Publikationsstrategie bedingt, die parallel zu den üblichen wissenschaftlichen Fachzeitschriften und Monographien auch Formate bedient, die für zivilgesellschaftliche Gruppen und Akteure sozialer Bewegungen zugänglich und relevant sind, etwa lokale Tageszeitungen, bewegungsnahe Zeitschriften und Blogs, aber auch nicht textbasierte Medien wie Radiosendungen, Fernsehbeiträge, Ausstellungen, Workshops, Podcasts oder Kurzfilme. Mit diesem Anspruch geht für die Forschenden einher, sich gezielt und gegebenenfalls mit den Akteuren aus der Zivilgesellschaft zusammen darüber Gedanken zu machen, welche Formate und Medien für die zu kommunizierenden Inhalte passend sind und wie diese für die entsprechenden Zielgruppen aufbereitet werden können. Demgemäß müssen mitunter andere Techniken der sprachlichen und visuellen Kommunikation erlernt und eingesetzt werden, als es für rein akademische Veröffentlichungen der Fall ist. Dieses „Mehr“ an strategischer

Planung sowie sensibler Kuratierung von Ergebnispublikationen bringt für Wissenschaftler*innen einen erhöhten Zeit- und Ressourcenaufwand mit sich, den es in den Forschungsprozess mit einzuplanen gilt.

Noch einen Schritt weiter gehen Wissenschaftler*innen wie Loretta Lees und Martina Blank, die ihre Forschungsergebnisse gemeinsam mit den beforschten Akteuren verschriftlicht und publiziert haben (Blank/Hannes 2021; Lees/Robinson 2021). Basierend auf den freundschaftlichen Beziehungen, die im ethnographischen Forschungsprozess über einen langen Zeitraum hinweg entstanden und gewachsen sind, ist es Lees und Blank gelungen, auch die Veröffentlichung der Ergebnisse als „first person plural urban research“ (Lees/Robinson 2021: 595) abzuschließen. Diese äußerst voraussetzungsvolle Form der Koproduktion von Wissen kann freilich nur dann gelingen, wenn Vertrauen zwischen Forscher*innen und Forschungssubjekten bereits aufgebaut worden ist und der gemeinsame Schreibprozess in beiderseitigem Einvernehmen gestaltet werden kann. Das Potenzial des gemeinsamen Publizierens im Kontext ethnographischer Untersuchungen von prekären Wohnverhältnissen und wohnungspolitischen Kämpfen liegt zum einen darin begründet, dass Erfahrungswissen als „voice from the margins“ (ebd.) aus erster Hand wiedergegeben werden kann. Zum anderen eröffnet eine solche Publikationspraxis zugleich die Möglichkeit, dass Forschungssubjekte in dem gemeinsamen Schreibprozess ihre gelebten Erfahrungen autobiographisch verarbeiten können. Loretta Lees erläutert: „Beverley [ihre Koautorin] has been able to attend to what Butler (2010) calls ‚grievability‘ — a private and public mourning for her home and community, as a testimony to the state-sponsored violence of gentrification.“ (Ebd.: 610)

Für eine angewandt-kritische Publikationsstrategie bietet sich auch das Format des Sammelbands an, wie etwa das Buchprojekt „Frankfurt am Main – Eine Stadt für alle?“ (Betz et al. 2021) zeigt. Der Band dreht sich um die konfliktreiche Entwicklung der Stadt Frankfurt und widmet sich unter anderem Fragen der Wohnungs- und Bodenpolitik, präsentiert situierte Analysen von Gentrifizierungsprozessen und stellt soziale Kämpfe gegen Verdrängung und Wohnungsnot aus der Perspektive Betroffener und Kämpfender vor. Anspruch der Herausgeber*innen war es, die Stimme von marginalisierten Gruppen in politischen Auseinandersetzungen zu stärken, Probleme aus der Praxis zivilgesellschaftlicher Akteure aufzugreifen und mit ihnen in kooperativer Form Handlungsoptionen für soziale Bewegungen und stadtpolitische Initiativen aufzuzeigen. Die zentrale Besonderheit des Sammelbands ist die den Beiträgen zugrunde liegen-

de kooperative Wissensproduktion, welche die außeruniversitäre Praxis von Forschung und Reflexion, wie sie von sozialen Bewegungen und zivilgesellschaftlichen Akteuren betrieben wird, mit der akademischen Variante einer kritischen Gesellschaftswissenschaft produktiv verbindet. Der Gewinn dieser kooperativen Form der Wissensproduktion liegt darin, dass sie wechselseitige Lernprozesse ermöglicht, die Wissenschaft zwingt, ihre akademischen Theorien und Erkenntnisse in eine verständliche Sprache zu übersetzen, sowie die Fokussierung auf Probleme, Themen und Fragestellungen erleichtert, die auch für Akteure außerhalb der universitären Landschaft relevant sind. Zudem bietet der Band ein Format, in dem auch außeruniversitäre Initiativen und Bewegungen ihr implizit vorhandenes Erfahrungswissen sowie eigene Reflexionsprozesse der Wissenschaft und breiten Öffentlichkeit zugänglich machen können.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass mit dem Ziel einer breit aufgestellten Publikationsstrategie einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung die Wissenschaft gezwungen ist, die eigene Perspektive und die generierten Erkenntnisse in eine verständliche Sprache und eine anregende Darstellung zu übersetzen (Hellriegel/Schmitt Pacífico 2019; Roy et al. 2020). Ermöglicht wird so, dass wissenschaftliche Perspektiven und Erkenntnisse sozialen Bewegungen, zivilgesellschaftlichen Akteuren und stadtpolitisch Interessierten zugänglich gemacht werden. Gleichzeitig gilt es als Forschende zu berücksichtigen, dass außerwissenschaftliche Akteure meist auch selbst über eigene Formate verfügen, um ihr Wissen über den Gegenstand und die Aktionsformen sowie ihre eigenen Reflexionsprozesse öffentlich zu kommunizieren. Lohnenswert sind daher ebenso Überlegungen, Forschungsergebnisse auch beispielsweise in bewegungsnahen Zeitschriften, im Bereich der Wohnungsforschung etwa in *Común – Magazin für stadtpolitische Interventionen* oder im *Radical Housing Journal*, in Newslettern, Blogs oder Social-Media-Kanälen publik zu machen. Weitgehend unbekannt ist jedoch bislang die Reichweite, Bedeutung und Wirkmächtigkeit solcher bewegungsnahen Publikationsformate. Eine Erforschung der Relevanz dieser Medien für den Wissenstransfer und eine Evaluierung ihrer Rezeption wären daher erstrebenswert.

5. Fazit

Bei der Prekarisierung von Wohnverhältnissen sowie wohnungspolitischen sozialen Kämpfen handelt es sich um vielschichtige Prozesse, die oft viele Jahre lang andauern und von den beteiligten Subjekten ver-

schieden erlebt und verhandelt werden. Diese Umstände machen ihre Erforschung komplex und stellen die Wohnungsforschung vor spezifische methodische, forschungspraktische und forschungsethische Herausforderungen. In unserem Beitrag haben wir mit der Perspektive einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung produktive Anknüpfungspunkte aufgezeigt, um den damit verbundenen Fallstricken gegenstandsangemessen zu begegnen. Wir haben vier methodische und forschungspraktische Implikationen erläutert, die auf die kooperative Entwicklung von Fragestellungen, partizipative Forschungsprozesse, die Verbindung von wissenschaftlichem Erkenntnisstreben und politischer Praxis sowie breite Publikationsstrategien abzielen.

Zusammenfassend lassen sich, ausgehend von den Erfahrungen aus der Forschungspraxis, drei wesentliche Stärken einer angewandt-kritischen Wohnungsforschung identifizieren: Erstens macht es eine angewandt-kritische Forschung, die direkt an den Erkenntnisinteressen etwa von Mieter*innen und den politischen Artikulationsbegehren wohnungspolitischer Initiativen ansetzt, wahrscheinlicher, einen gesellschaftspolitisch relevanten Zugang zum Feld zu finden. Anstatt sich „von außen“ den betrachteten Themen zuzuwenden, ermöglicht ein solcher Ansatz, den Alltag in prekären Wohnverhältnissen sowie wohnungspolitische soziale Kämpfe „von innen“ heraus zu verstehen. Zugleich bietet eine angewandt-kritische Wohnungsforschung Strategien zur Vermeidung forschungsethischer Probleme, da durch die kooperativen Beziehungen im besten Fall alle Beteiligten vom Forschungs- und Erkenntnisprozess profitieren und somit einseitige Ausbeutungsverhältnisse vermieden werden.

Zweitens vermag es eine angewandt-kritische Praxis, zentralen methodischen Herausforderungen im Feld zu begegnen. Zum einen verbessert eine partizipative ausgerichtete Forschungspraxis tendenziell die Qualität der Datenerhebung, insofern die Perspektiven marginalisierter sozialer Gruppen, die sich sonst oft nur schwach an empirischen Erhebungen beteiligen, umfassender repräsentiert werden können. Zum anderen bringt sie intersubjektiv validierte Ergebnisse hervor, da die Forschungssubjekte selbst als Koproduzierende am Forschungsprozess beteiligt sind und die erzielten Erkenntnisse daher kontinuierlich kritisch hinterfragen können. Bezogen auf die Wahrung wissenschaftlicher Qualitätsstandards unterscheidet sich eine angewandte kritische Wohnungsforschung nicht von anderen Forschungsperspektiven. Ganz im Gegenteil stellt deren Einhaltung – also konkret etwa die Wahrung logischer Stringenz, die Verwendung nachvollziehbarer methodischer Verfahren oder die kritische

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

Überprüfung empirischer Evidenz – eine notwendige Bedingung dar, um Wissen hervorzubringen, das auch für kollektive Akteure außerhalb des Universitätsbetriebs von Nutzen ist. Dieses Eigeninteresse außerakademischer Kooperationspartner*innen an belastbaren Erkenntnissen, die sich immerhin später in der politischen Praxis tatsächlich auch bewähren müssen, wirkt vielmehr als zusätzlicher Qualitätsstandard angewandtkritischer Forschung (Amini 2018).

Drittens ermöglicht die normativ-politische Positionierung einer angewandtkritischen Wohnungsforschung und die damit einhergehende Überwindung der Distanz zwischen Theorie und Praxis es, prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe auch im Sinne eines transformativen Wissenschaftsverständnisses politisch thematisieren zu können. Eine angewandtkritische Wohnungsforschung kann Öffentlichkeit herstellen, in gesellschaftliche Diskurse hörbar intervenieren und in Kämpfe um Hegemonie eingreifen. Die Zusammenarbeit mit außerakademischen Akteuren und der Aufbau langfristiger, solidarischer Beziehungen zwischen Wissenschaft und sozialen Bewegungen stärkt zudem potenziell die politische Handlungsfähigkeit zivilgesellschaftlicher Initiativen und subalternen Gruppen. Die programmatische und methodische Verbindung von wissenschaftlichem Erkenntnisstreben und politischem Handeln richtet die Forschung auf die emanzipatorische Transformation bestehender Machtverhältnisse aus.

Als wesentliche Herausforderung angewandtkritischer Forschung unterstreicht die Erfahrung aus der Forschungspraxis stets die zwingende Notwendigkeit, die Distanz zu außerakademischen Akteuren zu verringern und ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis aufzubauen. Da kooperative, partizipative und transformative Forschungsprozesse weniger planbar sind und der für das Gelingen erforderliche Beziehungs- und Vertrauensaufbau Zeit benötigt, setzt eine solche Forschungspraxis ein prozessorientiertes Arbeiten und eine längerfristige Ortsbindung voraus. Letztere ist besonders relevant im Kontext der Wohnungsforschung, da städtische soziale Kämpfe und gelebte Erfahrungen von Prekarität und Wohnungsnot stets lokal situiert sind. Diese grundlegenden Voraussetzungen des Vertrauensaufbaus, der Langfristigkeit und der Ortsbindung stehen allerdings oft im Widerspruch zu den prekären Arbeitsverhältnissen an den Universitäten, der kurzfristigen Projekt- und Antragslogik drittmittelabhängiger Forschung sowie den Mobilitätsanforderungen akademischer Karrierewege, die häufige Ortswechsel zur Norm erheben. Hilfreich und anzustreben sind daher institutionelle Strukturen verbunden mit

Dauerstellen an den Hochschulen, die den Aufbau sozialer Beziehungen in die Zivilgesellschaft hinein verstetigen und über einzelne Projekte hinweg Kontinuität sichern.

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 418258934 – und den Open-Access-Fonds der Goethe-Universität Frankfurt.

Endnoten

[1] <https://estatewatch.london/> (letzter Zugriff am 14.11.2022).

[2] <https://ucjjustspace.wordpress.com/> (letzter Zugriff am 14.11.2022).

Autor_innen

Sebastian Schippers Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich geographische Stadtforschung, politische Ökonomie des Wohnens, Gentrifizierung und soziale Bewegungen. S.Schipper@geo.uni-frankfurt.de

Tabea Latocha beschäftigt sich in ihrer Forschung mit den Themenfeldern Wohnen, Stadtentwicklung, Finanzialisierung sowie Feministische Politische Ökonomie. T.Latocha@em.uni-frankfurt.de

Literatur

Amini, Babak (2018): Scholactivism. A roundtable interview with Ricardo Antunes, Pietro Basso, Patrick Bond, Michael Löwy, José Paulo Netto, and Leo Panitch. In: *Workplace: A Journal for Academic Labor* 30, 46-53.

Anti-Eviction Mapping Project (2021): *Counterpoints. A San Francisco Bay Area atlas of displacement & resistance*. Oakland: PM Press.

Autor*innenkollektiv *Geographie und Geschlecht* (2021): *Handbuch Feministische Geographien*. Leverkusen: Barbara Budrich.

Azhar, Awais / Garrow, Eve / Goldfischer, Eric / Mejia, Nancy / Poe, Joshua (2020): *Counter-mapping: Dismantling dominant narratives*. In: Ananya Roy / Raquel Rolnik / Terra Graziani / Hilary Malson (Hg.), *Methodologies for housing justice resource Guide*. Los Angeles: University of California, 132-145.

Baeten, Guy / Listerbron, Carina / Persdotter, Maria / Pull, Emil (Hg.) (2021): *Housing displacement. Conceptual and methodological issues*. New York: Routledge.

Barbarino, Robert (2021): *Vom Participatory Action Research lernen? Postkoloniale und feministische Theorien im Reallabor als Bindeglied einer Angewandten Kritischen Geographie*. In: *Berichte Geographie und Landeskunde* 94/4, 335-351.

Betz, Johanna / Keitzel, Svenja / Schardt, Jürgen / Schipper, Sebastian / Schmitt Pacifico, Sara / Wiegand, Felix (Hg.) (2021): *Frankfurt am Main – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe*. Bielefeld: transcript.

Betz, Paula / Franke, Klara / Göbel, Anne (2021): „Finanzialisiertes Wohnen“: Vonovia in Frankfurt a.M. Wenn nicht Mieter*innen, sondern Aktionär*innen im Mittelpunkt stehen. <https://storymaps.arcgis.com/stories/00bc61b41c9c456082fa00780bfa598f> (letzter Zugriff am 4.7.2022).

Blank, Martina / Hannes, Soliana (2021): *Zufluchtsort Frankfurt? Leben in der Sammelunterkunft*. In: Johanna Betz / Svenja Keitzel / Jürgen Schardt / Sebastian Schipper / Sara Schmitt Pacifico / Felix Wiegand (Hg.), *Frankfurt am Main – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe*. Bielefeld: transcript, 285-293.

Botzem, Sebastian / Besedovsky, Natalia (2021): *Gemeinwohl und öffentliches Wohneigentum. Direktdemokratische Initiativen zur Neuausrichtung öffentlicher Wohnungsunternehmen*

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

- in Frankfurt am Main und Berlin. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/3-4, 191-218.
- Burawoy, Michael (2004): Public sociologies. Contradictions, dilemmas, and possibilities. In: *Social Forces* 82/4, 1603-1618.
- Carstensen, Anne Lisa / Heimeshoff, Lisa-Marie / Jungehülsing, Jenny / Kirchhoff, Maren / Trzeciak, Miriam (2014): Forschende Aktivist_innen und Aktivistische Forscher_innen: eine Hinleitung. In: Lisa-Marie Heimeshoff / Sabine Hess / Stefanie Kron / Helen Schwenken / Miriam Trzeciak (Hg.), *Migration, Kontrolle, Wissen. Transnationale Perspektiven*. Berlin: Assoziation A, 257-268.
- Chatterton, Paul / Hodkinson, Stuart / Pickerill, Jenny (2010): Beyond scholar activism: Making strategic interventions inside and outside the neoliberal university. In: *ACME – An International E-Journal for Critical Geographies* 9/2, 245-274.
- Choudry, Aziz (2014): (Almost) Everything you always wanted to know about activist research but were afraid to ask: What activist researchers say about theory and methodology. In: *The Multidisciplinary Journal of Social Protest* 1/2, 75-88.
- Derickson, Kate / Routledge, Paul (2015): Resourcing scholar-activism. Collaboration, transformation, and the production of knowledge. In: *The Professional Geographer* 67/1, 1-7.
- Fals-Borda, Orlando (1987): The application of participatory action-research in Latin America. In: *International Sociology* 2/4, 329-347.
- Ferreri, Mara (2020): Painted bullet holes and broken promises: Understanding and challenging municipal dispossession in London's public housing „decanting“. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 44/6, 1007-1022.
- Flick, Sabine / Herold, Alexander (Hg.) (2021): *Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Genz, Carolin (2020): Stadt ethnographisch erforschen. Potenziale reflexiver Positionalität. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8/3, 11-30.
- Gibbons, Andrea / Cociña, Camila / Berryessa-Erich, Felicia / Fernández Arrigoitia, Melissa / García-Lamarca, Melissa / Tallis Milligan, Rowan / Ferreri, Mara (2020): Reframing housing research and praxis. In: *Radical Housing Journal* 2/2, 1-11.
- Hahn, Lisa / Hemmerich, Luca (2021): Mietentscheid. Direktdemokratisch für mehr bezahlbaren Wohnraum. In: Johanna Betz / Svenja Keitzel / Jürgen Schardt / Sebastian Schipper / Sara Schmitt Pacifico / Felix Wiegand (Hg.), *Frankfurt am Main – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe*. Bielefeld: transcript, 383-391.
- Halder, Severin (2018): *Gemeinsam die Hände dreckig machen. Aktionsforschungen im aktivistischen Kontext urbaner Gärten und kollektiver Kartierungen*. Bielefeld: transcript.
- Halder, Severin / Schweizer, Paul (2020): Von Aktivismus, Geographien und dem Dazwischen – Überlegungen anhand der Praxis von Kollektiv Orangotango. In: *STANDORT – Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 255-261.
- Harvey, David (1984): On the history and present condition of geography: An historical-materialist manifesto. In: *The Professional Geographer* 36/1, 1-11.
- Helbrecht, Ilse (2016): *Gentrification und Verdrängung*. In: Ilse Helbrecht (Hg.), *Gentrifizierung in Berlin. Verdrängungsprozesse und Bleibestrategien*. Bielefeld: transcript, 9-16.
- Hellriegel, Maximilian / Schmitt Pacifico, Sara (2019): *Kompass für ein solidarisches Quartier. Reale Utopien für eine andere Stadtentwicklung*. Frankfurt am Main: Institut für Humangeographie.
- Herzfeld, Michael / Lees, Loretta (2021): Responsibility and commitment in urban scholar-activism. Perspectives from an anthropologist and a geographer. In: *Radical Housing Journal* 3/1, 291-300.
- Hurlin, Lina / Vittu, Elodie / Vogelpohl, Anne / Vollmer, Lisa / Weikert, Marcel (2021): *Organizing, Professionalisierung, Vernetzung*. In: *Soziale Passagen* 13/2, 293-314.
- Kindon, Sara / Pain, Rachel / Kesby, Mike (Hg.) (2010): *Participatory action research approaches and methods. Connecting people, participation and place*. London: Routledge.

- Kuge, Janika / Naumann, Matthias / Nuissl, Henning / Schipper, Sebastian (2020): *Angewandte und Kritische Geographie. Gemeinsame Herausforderungen, gemeinsame Perspektiven?* In: *STANDORT – Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 219-225.
- Künstler, Falk / Schipper, Sebastian (2021): *Prekäre Wohnverhältnisse, Verdrängungsdruck und die Entstehung politischer Kollektivität in Frankfurt Westhausen.* In: *Soziale Passagen* 13/2, 273-292.
- Lees, Loretta / Robinson, Beverley (2021): *Beverley's story. Survivability on one of London's newest gentrification frontiers.* In: *City* 25/5-6, 590-613.
- McIntyre, Alice (2008): *Participatory action research.* Los Angeles: SAGE.
- Meuth, Miriam / Reutlinger, Christian (2021): *Von Gentrifizierung betroffen. Ein exemplarischer Beitrag zur Diskussion konzeptioneller und methodisch-methodologischer Fragen qualitativer Verdrängungsforschung.* In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 11-30.
- Mießner, Michael (2020): *Angewandte Kritische Geographie am Beispiel der Wohnungsmarktforschung in Göttingen.* In: *STANDORT – Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 239-247.
- Nuissl, Henning (2012): *Perspektiven der Angewandten Geographie.* In: *Geographische Zeitschrift* 100/1, 1-16.
- Oldfield, Sophie (2015): *Between activism and the academy: The urban as political terrain.* In: *Urban Studies* 52/11, 2072-2086.
- Pain, Rachel (2003): *Social geography: On action-orientated research.* In: *Progress in Human Geography* 27/5, 649-657.
- Pain, Rachel / Cahill, Caitlin (2022): *Critical political geographies of slow violence and resistance.* In: *Environment and Planning C: Politics and Space.* <https://doi.org/10.1177/2F23996544211052051>.
- Polanska, Dominika / Rolf, Hannes / Springfeldt, Scott (2021): *Tenants organizing: precarization and resistance.* In: *Radical Housing Journal* 3/1, 121-29.
- Rinn, Moritz / Wehrheim, Jan / Wiese, Lena (2022): *How tenants' reactions to rent increases affect displacement: An interactionist approach to gentrification.* In: *Urban Studies* 59/15, 3060-3076.
- Roy, Ananya / Rolnik, Raquel / Graziani, Terra / Malson, Hilary (Hg.) (2020): *Methodologies for housing justice resource guide.* Los Angeles: University of California.
- Schipper, Sebastian (2018): *Wohnraum dem Markt entziehen? Wohnungspolitik und städtische soziale Bewegungen in Frankfurt und Tel Aviv.* Wiesbaden: Springer VS.
- Schipper, Sebastian (2021): *Gentrifizierung powered by Vonovia. Verdrängung im Frankfurter Gallus.* In: Jan Glatter / Michael Mießner (Hg.), *Gentrifizierung und Verdrängung. Aktuelle theoretische, methodische und politische Herausforderungen.* Bielefeld: transcript, 167-186.
- Schipper, Sebastian (i. E.): *Kommunale Bürgerbegehren und die Wohnungsfrage. Der „Mietentscheid“ in Frankfurt und sein schwieriges Verhältnis zur institutionellen Politik.* In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen.*
- Schweizer, Paul / Halder, Severin / Virchow, Laurenz (2022): *Kollektive kritische Kartierungen auf Papier, Pappe und Beton – kartographische Aktionsforschung zwischen aktivistischer Praxis und geographischer Reflexion.* In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren.* Bielefeld: transcript, 25-36.
- Sendra, Pablo / Fitzpatrick, Daniel (2020): *Community-led regeneration. A toolkit for residents and planners.* London: UCL Press.
- Steenblock, Anna / Petzold, Conny (2021): *Tower to the People? Verdrängung durch Modernisierung. Erfahrungen aus dem Brentano-Hochhaus in Frankfurt Rödelheim.* In: Johanna Betz / Svenja Keitzel / Jürgen Schardt / Sebastian Schipper / Sara Schmitt Pacifico / Felix Wiegand (Hg.), *Frankfurt am Main – eine Stadt für alle? Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe.* Bielefeld: transcript, 351-361.
- Strong, Samuel (2020): *People's geography.* In: Audrey Kobayashi (Hg.), *International encyclopedia of human geography.* Amsterdam u. a.: Elsevier, 55-59.

Prekäre Wohnverhältnisse und wohnungspolitische Kämpfe

- Thurber, Amie / Collins, Leslie / Greer, Marilyn / McKnight, Demetrese / Thompson, Darlene (2020): Resident experts: The potential of critical participatory action research to inform public housing research and practice. In: *Action Research* 18/4, 414-432.
- Unger, Knut (2018): Mieterhöhungsmaschinen. Zur Finanzialisierung und Industrialisierung der unternehmerischen Wohnungswirtschaft. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 48/2, 205-225.
- Valli, Chiara (2015): A sense of displacement: Long-time residents' feelings of displacement in gentrifying Bushwick, New York. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 39/6, 1191-1208.
- Vollmer, Lisa (2018): Strategien gegen Gentrifizierung. Stuttgart: Schmetterling.
- Volmer, Ann-Kathrin (2020): Wissensgenerierung mit und für nichtakademische Akteur*innen. In: *STANDORT – Zeitschrift für Angewandte Geographie* 44/4, 262-267.

Precarious housing and housing struggles. Methodological and practical challenges of applied critical housing research

The article introduces the perspective of applied critical housing research. This research agenda aims at the cooperative development of research questions together with non-academic subjects, participatory research processes with civil society initiatives, action and transformative research to connect academic knowledge production with political practice, as well as more open forms of publication and dissemination. We argue that this perspective allows housing research to be more sensitive to its research topics, especially with regard to issues around precarious housing and housing struggles, and thus promises to deliver practice-oriented and politically relevant results. Additionally, such an approach can avoid particular ethical issues and improve the quality of empirical data. Overcoming the distance between theory and practice and making transparent the normative-political positioning help to orient housing research more strongly towards the transformation of existing power relations.

Infrastrukturen städtischer Intimität

Einladung zu einem Gedankenspiel

Jan Hutta, Nina Schuster

Debatte zu:
 Jan Hutta, Nina Schuster:
 „Infrastrukturen
 städtischer Intimität“

Kommentare von:
 Benno Gammerl, Laura
 Kemmer, Jenny Künkel,
 Elisabeth Militz, Lucas
 Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
 Jan Hutta, Nina Schuster

„Intimacy builds worlds.“

Lauren Berlant (1998: 282)

Wie sähe eine kritische Stadtforschung aus, die von Anbeginn nicht Anonymität, sondern Intimität zum Dreh- und Angelpunkt ihres Stadtverständnisses gemacht hätte? Wie sprächen wir dann über das Recht auf Stadt und über Differenz, wie über städtische Infrastrukturen? Auch wenn Fragen rund um die Privatsphäre und um Intimität die Stadtforschung immer schon begleitet haben, wurde insbesondere Öffentlichkeit als charakteristisch für das Städtische betrachtet, also all das, was als Gegenteil des Privaten konstruiert worden ist. Leitend dafür war die Bedeutung, die dem öffentlichen Raum der Stadt zugeschrieben wurde als Raum verbindungsarmer, doch zugleich politisch potenter Heterogenität (siehe Häußermann/Siebel 2004). Diese Sichtweise ist für die Kritik an Entfremdungsprozessen in der kapitalistischen Moderne ebenso prägend gewesen wie für Visionen radikaler Demokratie. Treffen sich unterschiedliche Menschen hier an zentralen „Orte[n] der Begegnung und des (Aus)tauschs“ (Lefebvre 2016 [1968]: 196), so zumeist in der Form, dass sie „sich gegenseitig auf die Füße treten“ (Lefebvre 1972: 46, zit. in Schmid 2011: 32) – sie stolpern mithin eher über ihre Differenzen, als dass aus ihnen intime Verbindungen entstünden.

Befasst sich die kritische Stadtforschung also mit dem Umgang mit Differenz und mit Begegnungen im öffentlichen Raum, so fragen viele Ansätze nach wie vor in erster Linie nach der Entstehung, Transformation und dem Verschwinden der öffentlichen Räume in diesem Sinne. Eher nebenbei, etwa um bedrohte Öffentlichkeit zu beschreiben, werden damit auch Neuformierungen des Privaten und des Intimen in den Blick genommen – markant auf den Punkt gebracht von Richard Sennetts (1986)

Diktum einer „Tyrannei der Intimität“. Demgegenüber bietet die feministische Kritik an der machtvollen Trennung öffentlicher und privater Räume in kapitalistischen Gesellschaften einen wichtigen Ausgangspunkt für die Untersuchung moderner, vergeschlechtlichter Urbanisierungsprozesse (Sandercock/Forsyth 1992). So weist die feministische Stadtforschung darauf hin, dass das Narrativ einer Öffentlichkeit, die durch die Bildung intimer Enklaven eingeschränkt und bedroht wird, zu kurz greift, und kritisiert die Dualisierung von Öffentlichkeit/Privatheit (Terlinden 1990). Sie widerspricht damit einem Denken in Dichotomien wie außen/innen oder öffentlich/privat, aber auch Arbeit/Freizeit, das die Geschlechterverhältnisse und diesbezüglichen Räume prägt sowie hierarchische Machtverhältnisse widerspiegelt, befördert und aufrechterhält (Schuster 2012; Fraeser/Schuster/Vogelpohl 2021). Diese Interventionen stehen auch in Verbindung mit der Kritik an der Geschlechts-, Klassen- und Rassismus-Blindheit vorherrschender Öffentlichkeitskonzepte (Fraser 1990; Datta 2016; Alves 2018).

Wird das Öffentliche als Garant für Demokratie verklärt, so transportiert die Vorstellung einer *progressiven* Öffentlichkeit, die durch *regressive* Intimität bedroht ist, ein verkürztes Verständnis des Intimen als Rückzug aus städtischer Heterogenität. Dabei haben Beiträge der Queer Studies, der Geographien der Sexualität, der feministischen Stadtforschung und der Black Studies gezeigt, dass Formen der Intimität „öffentliche“ Räume immer schon mitgestaltet haben (Wilson 1992; Brown/Browne 2016; Hartman 2019; Kern 2020). So war auch die Herausbildung der von Habermas (1995 [1962]) untersuchten Sphäre bürgerlicher Öffentlichkeit an „klassengemischte semiformelle Institutionen wie den Salon und das Café, zirkulierende Printmedien und den industriellen Kapitalismus“ gebunden, wodurch „kollektive Intimität zu einem öffentlichen und sozialen Ideal [...] von grundlegendem politischen Interesse“ wurde (Berlant 1998: 283).[1] Intime Praktiken und „Beziehungsweisen“ (Adamczak 2017) bringen damit auch selbst immer wieder gelebte Formen von Demokratie und sozialem „(Austausch“ (Lefebvre) in der Differenz hervor (Berlant/Warner 1998; Hutta 2013). Dies haben nicht zuletzt Arbeiten zu feministischen, queeren, migrantischen und schwarzen Gegenöffentlichkeiten gezeigt.[2] Ebenso haben diese Arbeiten Potenziale und Ambivalenzen von Räumen wie *gay* und *Black neighbourhoods* erörtert, die um kollektive Identitäten organisiert sind und in denen Formen von Intimität, Zugehörigkeit, Solidarität und gesellschaftlicher Teilhabe entstehen. Sie weisen darauf hin, dass diese zugleich im Kontext ungleicher Stadtentwicklungsprozesse betrachtet werden müssen (Manalansan IV 2005; Oswin 2008; Doan/Higgins 2011; Reynolds 2013).

Anknüpfend an diese Forderung eröffnet dieser sub|urban-Debattenaufschlag ein vielstimmiges Gedankenspiel, das die kritische Stadtforschung gegen den Strich bürstet. Dabei geht es um das, was Ayona Datta bereits 2015 in ihrem programmatischen Vortrag zur „intimen Stadt“ gefordert hat: die Trennung des Öffentlichen und Privaten in der Geographie neu zu denken (Datta 2016). Wir wählen dafür hier einen doppelten Fokus auf Intimität und Infrastruktur (siehe auch Datta/Ahmed 2020). Ziel ist es, den Blick für *intime Praktiken und Raumbezüge sowie deren materielle Bedingungen* zu schärfen und so Aspekte zu rezentrieren, die in bisherigen Diskussionen ausgeblendet werden, lediglich als negative Kontrastfolie dienen oder nur fragmentarisch auftauchen. Dabei nimmt diese Debatte speziell minoritäre Erfahrungen und Praktiken städtischer Intimität in den Blick. Denn bei näherer Betrachtung erweisen sich Infrastrukturen wie etwa Systeme gesundheitlicher Versorgung oder Dispositive des sozialen Austauschs als heteronormativ, rassistisch sowie durch Interessen der Kapitalakkumulation und das, was Robert McRuer (2016) „compulsory able-bodiedness“ nennt, strukturiert. Gerade queere, behinderte, migrantische und von Obdachlosigkeit betroffene Menschen sowie BIPOC bekommen daher die hegemoniale Ausrichtung von Infrastrukturen tagtäglich zu spüren – bringen durch ihre gelebte Praxis aber zugleich auch widerständige und subalterne Infrastrukturen der Intimität hervor, wenn auch oft nur fragmentarisch. Derartig „suburbane“ Fragmente des Intimen sollen hier verdichtet und spekulativ zu einer Rekonzeptualisierung des Städtischen genutzt werden.

Um diese spielerisch-theoretische Bewegung in Gang zu setzen, greifen wir im Folgenden zunächst die aktuelle Diskussion rund um städtische Infrastrukturen auf (z. B. Simone 2004; Amin 2014; Graham/McFarlane 2015; Flitner/Lossau/Müller 2017; Gupta/Appel/Anand 2018). Diese Arbeiten untersuchen städtische Prozesse ausgehend von ihren materiell-semiotischen Möglichkeitsbedingungen und eröffnen so neue Perspektiven auf die multiskalare Verknüpfung von technologischen, politischen, körperlich-affektiven und intimen Dimensionen. Wir beleuchten diese Verknüpfungen anschließend näher mit Bezug auf die queertheoretische Beschäftigung mit Intimität (z. B. Berlant 1998; Povinelli 2006; Wilson 2016).

1. Lebendige Infrastrukturen

Es ist wohl kein Zufall, dass städtische Infrastrukturen gerade zu einer Zeit verstärkt in den Blick genommen werden, in der die Bedingungen von Wertschöpfung und sozialer Reproduktion zunehmend prekär wer-

den. Jahrzehntelange Austeritätspolitik, auch im Globalen Norden, in Kombination mit oft selektiven und mangelhaften Investitionen infolge von Privatisierungen hat eine höchst ungleichmäßige Landschaft von Inseln mit privilegierten Versorgungsstrukturen einerseits und ausgedehnten Gebieten mit maroden Transport-, Gesundheits-, Versorgungs- und Freizeitsystemen andererseits hervorgebracht. Der „infrastructural turn“ (Amin 2014: 138) in den Gesellschaftswissenschaften eröffnet neben einer Thematisierung dieser Effekte des politisch-ökonomischen Krisengeschehens rund um Wertschöpfungsketten und soziale Reproduktion zugleich neue Blicke auf die technologisch-materiellen Bedingungen des gesellschaftlichen und ökologischen Zusammenlebens. Wenn die häufig ausgeblendeten Infrastrukturen – verstanden als „Netzwerke, die den Fluss von Waren, Menschen oder Ideen befördern und deren Austausch über den Raum hinweg ermöglichen“ (Larkin 2013: 328) – analytisch zentriert werden, zeigt sich, welche grundlegende Bedeutung ihnen in der Gestaltung von Ökonomie und Politik, von Kultur und Gesellschaft zukommt. Besonders eindrücklich hat uns Covid-19 die Bedeutsamkeit der „Netzwerke des Lebens“ (Hark 2020) vor Augen geführt.

Damit machen die Arbeiten zu Infrastrukturen deutlich, dass auch die scheinbar „rein technischen“ Systeme von Leitungen, Trassen, Funknetzen oder Gebäuden in enger Verbindung mit gelebter Alltagspraxis stehen – also mit Wohnen, Bildung und Arbeit, Politik, mit Diskursen und Repräsentationen, mit Körpern und Affekten. Infrastrukturen ermöglichen einerseits gesellschaftliche Produktion, Reproduktion und vieles, was sonst noch auf der Welt geschieht, und sind andererseits von menschlicher Instandhaltung und Pflege abhängig. Werden sie nicht regelmäßig gewartet, droht ihnen bald der Verfall. Und mehr noch: Im Zuge der gesellschaftlichen Sorge um Infrastruktur entwickeln sich zur Materialität von Stahl und Beton, von Carbon und Silikon und um sie herum affektive und intime Beziehungen – sei es im Hinblick auf ihre Versprechen von „Entwicklung“ und „Modernität“, sei es hinsichtlich des von ihnen geforderten Arbeitseinsatzes. So rufen die mit industrieller Produktion assoziierten Schornsteinanlagen, wie Christina Schwenkel am Beispiel des vietnamesischen Vinh zeigt, eine Reihe intensiver Empfindungen hervor, „vor allem bei denjenigen, die an der Entwicklung derartiger technologischer Zukünfte gearbeitet haben: Sie fesseln und stoßen ab, verkörpern Hoffnung und Verzweiflung, insbesondere, wenn sie unbrauchbar werden“ (2018: 105). Und im selbstorganisierten Aufbau informeller Siedlungen in Brasilien zeigt sich die „social force of infrastructure“ (Amin 2014: 145),

wenn mit vereinten Kräften die Verlegung von Masten, Kabeln und Röhren geplant wird. „So many cares, feelings and dispositions are arraigned through infrastructural interactions“, notiert Ash Amin (ebd.: 146).

Hat die Diskussion rund um „lebendige Infrastruktur“ (ebd.) die vielfältigen Versprechen, Sorgen und Affekte verdeutlicht, die sich an Leitungs-, Versorgungs- und Transportsysteme knüpfen, möchten wir hier den Blick umkehren und danach fragen, wie wiederum Infrastrukturen das gesellschaftliche Leben gestalten – welche „infrastrukturellen Leben“ (Graham/McFarlane 2015) sie hervorbringen. Denn Infrastrukturen sind zuallererst, wie Ara Wilson schreibt, „in soziale Beziehungen eingebunden und gestalten in vielen Fällen die Bedingungen für das relationale Leben“ (2016: 247). Damit befördern sie nicht nur nationalstaatliche Projekte der Modernisierung, sie organisieren zugleich das tägliche, zwischenmenschliche und intime Leben: „Die Untersuchung der Infrastruktur, die Menschen beherbergt, beleuchtet, beheizt, hygienisch versorgt oder transportiert, bietet eine Möglichkeit, die politische Ökonomie der Intimität zu verstehen.“ (Ebd.: 269) Infrastrukturen können somit als integrale Bestandteile relationaler Subjektivität und Kollektivität untersucht werden. Doch in welcher Weise prägen und gestalten Infrastrukturen dabei das „Intime“? Um uns dieser Frage zu nähern, möchten wir die Diskussion rund um die Bedingungen von Intimität, wie sie aus den Queer Studies hervorgegangen ist, ins Spiel bringen und dabei die infrastrukturellen Dimensionen dieser Bedingungen hervorheben.

2. (Infra-)Strukturelle Bedingungen intimen Lebens

In der Einführung zum *Critical-Inquiry*-Themenheft *Intimacy* geht Lauren Berlant einer Vielfalt an „modes of attachment“ (1998: 288) nach und eröffnet damit einen wegweisenden Zugang zur Frage der Intimität. Im postpsychoanalytischen Sinne können *modes of attachment* als Formen affektiver Bindung an Subjekte und Dinge verstanden werden. Solche Bindungen, die auch mit Ideenwelten, Erwartungen und Wünschen verbunden sind, ermöglichen es Subjekten, der sozialen und materiellen Welt mit einer gewissen Zuversicht zu begegnen. Sie können Halt und Orientierung geben, aber auch Formen von Verantwortung, Sorge und kritisch-reflexivem Engagement anregen. Dabei sind *modes of attachment* zugleich auf ermöglichende gesellschaftliche Strukturen – und damit verknüpfte Infrastrukturen – angewiesen, die sie wiederum gesellschaftlich und materiell einbetten. Besonders deutlich werden die strukturellen Bedingungen an Intimitätsnarrativen, die Freundschaft,

das Paar oder die Familie zentrieren und diese zugleich als gesellschaftliche Institutionen anrufen: „People consent to trust their desire for ‚a life‘ to institutions of intimacy; and it is hoped that the relations formed within those frames will turn out beautifully, lasting over the long duration, perhaps across generations.“ (Berlant 1998: 281) Erlaubt es Intimität zunächst einmal, überhaupt mit Zuversicht „ein Leben“ zu leben – wir könnten ergänzen: ein glückliches, erfülltes, normales, verrücktes ... Leben, oder auch: ein Leben *als* Hetero-Cismann, lesbische Transfrau, schwarze Mutter usw. –, so vertrauen Menschen den Wunsch nach einem solchen Leben zugleich „Institutionen der Intimität“ wie der Ehe und der Familie an. Damit machen die *modes of attachment* „die Personen öffentlich und kollektiv, und kollektive Szenen zu intimen Räumen“, wie Berlant (ebd.: 288) weiter ausführt. Zwischenmenschliche Liebe erhält etwa den Segen von Staat und Kirche; amtliche Büros, religiöse Feiern oder Kinofilme werden zu Austragungsorten intimer Verbindung – jedenfalls für einen Teil der Menschen und für bestimmte Formen von Intimität. Hier kommt auch bereits die *infrastrukturelle* Dimension dieser Möglichkeitsbedingungen des Intimen ins Spiel. So übernehmen etwa die technischen Algorithmen sozialer Medien nicht selten hegemoniale Normen bezüglich dessen, was als *legitime* Intimität in der Öffentlichkeit gilt, beispielsweise hinsichtlich der Sichtbarmachung von Körpern und Begehren (Fux 2008; Paasonen 2018).

Die Crux intimer Bindungen liegt jedoch darin, dass *modes of attachment* den etablierten Skripten auch immer wieder entweichen. Die folgende Passage aus Berlants Text bringt dies auf den Punkt:

„Die Arten von Verbindungen, die auf die Menschen zurückwirken und von denen sie zum Leben abhängen (wenn nicht gar um ‚ein Leben‘ zu haben), halten sich nicht immer an die vorhersehbaren Formen: Nationen und Bürger_innen, Kirchen und Gläubige, Arbeiter_innen bei der Arbeit, Schriftsteller_innen und Leser_innen, Menschen, die Lieder auswendig lernen, Menschen, die jeden Tag zur gleichen Zeit mit ihren Hunden spazieren gehen oder schwimmen gehen, Fetischist_innen und ihre Objekte, Lehrer_innen und Studierende, Serienliebhaber_innen, Sportliebhaber_innen, Zuhörende von Stimmen, die Dinge verständlich erklären (im Radio, auf Konferenzen, auf Fernsehbildschirmen, online, in der Therapie), Fans und Berühmtheiten – ich (oder Sie) könnte(n) die Liste fortsetzen.“ (Berlant 1998: 284 f.)

Intime (Ver-)Bindungen entstehen aus der gelebten Praxis, indem sie sich alle möglichen und unmöglichen Subjekte, Dinge und Orte zunutze machen. Nur einige der resultierenden Verbindungen werden gesellschaftlich institutionalisiert und – wie vor allem „Ehe und Familie“, die laut Artikel 6, Absatz 1 des Grundgesetzes in der BRD „unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung“ stehen – als Ausdruck der heteronormativen Grundordnung biopolitisch gefördert. In einer historisch durch Kolonialrassismus, Imperialismus und faschistische Bewegungen geprägten Welt ist diese Grundordnung zudem rassistisch und nationalistisch geprägt – denn unter besonderem Schutz stehen zuvorderst die Angehörigen des eigenen Nationalstaats, während migrantische Subjekte, Schwarze und People of Colour hierzulande zu *European others* werden – wobei ihre Intimitätspraktiken immer wieder als bedrohlich markiert werden (El-Tayeb 2011). Die biopolitische Sorge und Förderung der einen verschränkt sich dann mit der nekropolitischen Ausgrenzung der anderen (siehe z. B. Shakhsari 2014; Alves 2018). Auch bezüglich derjenigen Menschen, die nicht vorherrschenden Normen von Schönheit, geschlechtlicher Binarität oder körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit entsprechen, bedeutet biopolitische Sorge oft Diskriminierung, Pathologisierung und gewaltsame Zurichtung der verkörperten Subjektivität (siehe z. B. McRuer 2016; Liebelt 2018). So werden etwa an Orten queerer Szenen, unter anderem durch räumliche Barrieren wie Treppen oder fehlende barrierefreie Toiletten, behinderte Menschen und damit differente homoerotische Kulturen und Körper ausgeschlossen (siehe Raab 2007). Aber auch intime Verbindungen wie Polygamie, Beziehungen zwischen Partner_innen unterschiedlichen Alters oder Freundschaften mit *Benefits* werden weiterhin als defizitär und eines erfüllten (Liebes-)Lebens unwürdig abgewertet, ebenso wie Verbindungen, die sich im Zusammenhang mit anonymem oder bezahltem Sex, mit BDSM oder Pornographie herausbilden (z. B. Rubin 2003 [1984]; Bauer 2014).

Doch zugleich tragen intime Verbindungen und ihre Verankerung in gesellschaftlichen Strukturen in Form von Institutionen, die durch Gesetze, Normen etc. abgesichert sind, dazu bei, neue Institutionen zu erschaffen, denn es zeigt sich, dass ihre Verfestigung zugleich fragil und verhandelbar ist – denken wir etwa an die aktuelle Diskussion rund um die Ausweitung der Ehe auf mehr als zwei Personen, die queere Kritik am Adoptionsgesetz oder an die Entwürfe transnationaler Bürger_innenschaft oder der Stadtbürger_innenschaft. Ebenso werden minoritäre Intimitäten auch immer wieder in Prozesse kapitalisti-

scher Verwertung eingebunden und selektiv valorisiert, beispielsweise im Tourismusmarketing oder im Bemühen von Firmen wie IKEA oder Netflix um ein zahlungskräftiges queeres Klientel. Auch hier deuten sich bereits zahlreiche *infrastrukturelle* Aspekte an, die mit der Herstellung und Zirkulation von Waren und Dienstleistungen sowie der architektonischen und planerischen Festschreibung von Normen und Standards bezüglich Wohn- und Begegnungsräumen zu tun haben (siehe etwa Lopes 2017).

Damit lassen sich Berlants *modes of attachment* zugleich als vielschichtige gesellschaftliche „Beziehungsweisen“ im Sinne Bini Adamczaks (2017) verstehen, die innerhalb kapitalistischer Vergesellschaftung entstehen, diese aber auch unterwandern. In ihrer Beschäftigung mit kommunistischen Gesellschaftsvisionen spitzt Adamczak diese Widersprüchlichkeit zu, indem sie „die mit dem Kapitalismus gleichursprüngliche Beziehungsweise der romantischen Zweierbeziehung“ (ebd.: 273) mit „Modi solidarischer Kollektivierung“ kontrastiert, „welche die gesellschaftlichen Trennungen etwa zwischen Produktion und Reproduktion, intimer Privatheit und politischer Öffentlichkeit nicht reproduzieren, sie aber auch nicht einseitig auflösen“ (ebd.: 283). Intimität gilt es demnach weder einfach zu affirmieren noch dem Öffentlichen unterzuordnen. Vielmehr geht es Adamczak darum, das Intime und das Öffentliche auf neue Weise zu entwerfen:

„Die revolutionäre Rekonstruktion kann nicht bei den Beziehungsweisen Liebe, Markt und Familie verharren, sondern wird zugleich die Beziehungsweisen Staat, Bürokratie, Partei, Verein, Freundinnenschaft durchkreuzen, mischen, rekombinieren, kurz *queeren* wollen.“ (Ebd.: 285)

Dieser queertheoretische Zugang wirft auch Fragen hinsichtlich der räumlichen und infrastrukturellen Bedingungen intimer Verbindungen auf. So notiert Berlant im Anschluss an die oben zitierten Überlegungen zu den vielfältigen Verbindungsarten, dass es stets um „Räume“ geht, die „relational produziert“ werden (1998: 285). Doch handelt es sich dabei um eine eigentümliche Relationalität. Denn entstehen *modes of attachment* stets in einem materiellen Kontext und nehmen sie auf konkrete Dinge, Körper oder Subjekte Bezug, so lassen sie sich doch kaum auf materielle Räumlichkeiten reduzieren. Natalie Oswin und Eric Olund präzisieren die Relationalität von Intimität daher mit Verweis auf deren schwer fassbaren, „sphärischen“ Charakter:

Infrastrukturen städtischer Intimität

„Doch auch wenn Intimität [...] weder feste Geografien noch Identitäten hat, so hat sie doch ihren Gegenstand, ein Gefühl des Selbst in enger Verbindung mit Anderen, anderen Selbsten oder anderen Dingen. In diesem Zusammenhang bewohnt das Selbst jenen schwer fassbaren Raum zwischen einem rein solipsistischen ‚Ich‘ und einem gänzlich subsumierenden ‚Wir‘. Intimität ist die Sphäre, in der wir zu dem werden, was wir sind, der Raum, in dem das Selbst entsteht.“ (2010: 60)

Die „Gegenstände“ der Intimität sind für die Autor_innen also zuvorderst affektiv vermittelt, und zwar im Sinne einer verbindenden Affektivität, die eine eigene mehr-als-materielle „Sphäre“ – im Sinne eines Wirk-Bereichs oder einer Einfluss-Sphäre – hervorbringt. Denn ist Intimität konstitutiv für Subjektivität, so stellt sie zugleich Bezüge zu anderen her. Raumtheoretisch kann die Räumlichkeit intimer Relationalität mithin vielleicht am besten im Sinne dessen, was Lefebvre den „gelebten Raum“ nennt, verstanden werden – was an die oben umrissene Beschäftigung mit „lebendigen Infrastrukturen“ anschließt. Dies führt uns zur zentralen Frage dieses Gedankenspiels, die wir nun etwas konturieren möchten.

3. Städtische Infrastrukturen des Intimen

Wenn wir unter Infrastrukturen, wie oben vorgeschlagen, die Netzwerke verstehen, „die den Fluss von Waren, Menschen oder Ideen befördern und deren Austausch über den Raum hinweg ermöglichen“ (Larkin 2013: 328), in welchem Verhältnis stehen gerade die städtischen Infrastrukturen dann zu intimen Beziehungsweisen? Oder anders gefragt: Inwiefern fördern bestimmte *infrastrukturelle Rahmenbedingungen* – einschließlich ihrer Materialitäten, Bedeutungen und Affekte – intime Verbindungen und Beziehungsweisen oder inwiefern verhindern sie diese? Und *welche* Infrastrukturen fördern oder behindern *welche* Intimitäten und mit diesen verbundene gesellschaftliche Praxen? Einige Arbeiten der kritischen Stadtforschung haben bereits verschiedene Facetten dieser Fragen beleuchtet, auch wenn sie – speziell in der deutschsprachigen Stadtforschung – selten auf konsistentere Art und Weise bearbeitet werden.

Einen ersten bedeutsamen Aspekt stellt hier die Frage nach den materiellen, sozialen, kulturellen und symbolischen *Ressourcen* dar, die die Akteure möglicherweise benötigen, um bestehende Infrastrukturen überhaupt zu nutzen. Eine beharrliche Rolle für die Verfügbarkeit von Ressourcen spielen in Anlehnung an Bourdieu soziale Zuschreibungen,

Herkünfte und Lebenslagen. Mit Blick auf intime Verbindungsweisen geht es hier etwa um die räumlichen Bedingungen des Wohnens und Zusammenlebens, aber auch um das Ausgesetzt-Sein gegenüber ungewünschten (oder nicht?) Formen der Intimität, etwa in beengten Transportmitteln (Alaimo 2016; Kemmer et al. 2022). Ebenso geht es um die Verfügbarkeit von Begegnungsorten und Grünräumen – etwa wenn diese im Rahmen queerer Intimitätspraktiken wie schwulem Cruising angeeignet werden (siehe Seymour 2018) – oder auch um Infrastrukturen der Fürsorge, etwa in Gesundheits- oder Bildungsbelangen (Schuster/Volkman 2019). Wie sind die Ressourcen zur Nutzung und Aneignung derartiger Infrastrukturen gesellschaftlich verteilt? Wie können sie individuell oder kollektiv erlangt, vermehrt und geteilt – und wie gerechter verteilt – werden? Und inwiefern stehen Formen städtischen Regierens einer derartigen Umverteilung entgegen? Werden diese Fragen zentriert, so kann der Blick auf „infrastrukturelle Ungleichheit“ auch dabei helfen, „den Neoliberalismus in der Analyse der strukturierenden Kontexte für intime Beziehungen zu spezifizieren“, wie Ara Wilson (2016: 273) schreibt.

Direkt damit verbunden ist die Frage nach dem *Regieren* von Intimität und ihren Infrastrukturen. Denn bringt Intimität einerseits gelebte Räumlichkeiten hervor, bei denen Fantasien und Begehren eine wesentliche Rolle spielen, so ist sie andererseits ein „Schauplatz zum Ordnen von Bevölkerungen“ (Oswin/Olund 2010: 62). Zugleich werden auch gerade Infrastrukturen gouvernementalen Rationalitäten unterworfen, sollen sie doch das Regieren und seine Ziele zum Ausdruck bringen (Larkin 2013). Wie Larkin mit Bezug auf Achille Mbembe betont, geht es dabei nicht allein um die Funktionalität von Infrastrukturen, sondern häufig zuvor-derst um die mit infrastrukturellen Projekten verbundenen politisch-ökonomischen Netzwerke und symbolischen Effekte. Wie werden also Infrastrukturen der Intimität regiert, und auf welche Netzwerke, Effekte und Beziehungsweisen zielt das Regieren ab?

Die Fragen der Ressourcen und des Regierens stehen auch im Zusammenhang mit jener nach der *Nutzung und Aneignung* von Infrastrukturen, also welche Infrastrukturen städtischer Intimität die Akteure in einem durch Ungleichheit strukturierten Kontext vorfinden, welche sie neu anstreben und erschaffen und wie sie diese be-leben, (um-)nutzen, instand setzen oder transformieren.

Interessant sind dabei auch solche Formen von Intimität, die *verschiedene Maßstabsebenen*, zum Beispiel medial vermittelt, überschreiten und ohne direkte Kopräsenz und körperliche Nähe auskommen.

Oswin und Olund (2010) weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Dynamisierung (*unfixing*) von *scale* für Debatten um Intimität an der Schnittstelle von queeren, feministischen und postkolonialen Diskursen eine bedeutsame Rolle spielt (siehe auch Povinelli 2006; Pratt/Rosner 2012). Intime Beziehungen werden hier nicht einfach als synonym mit dem Körper oder einem geteilten Haushalt verstanden, sondern als Teil weiter gespannter gesellschaftlicher Gefüge. In diesem Sinne kann etwa der mütterliche Schoß als Teil vergeschlechtlichter, multiskalarer „Schoßverhältnisse“ verstanden werden, an die nicht nur mutter-kindliche Intimität, sondern zugleich gesellschaftliche Großprojekte bis hin zur *civilising mission* des britischen Empire geknüpft sind (Hutta 2019a). Zudem weisen Oswin und Olund die Gleichsetzung von Intimität und physischer Nähe zurück: „Vielmehr können die von Intimität (auch unerwünscht) gebotenen Gefühle der Nähe und Zugehörigkeit auch über große Entfernung erzeugt werden, derweil Isolation und Entfremdung auch sehr nah sein können.“ (Oswin/Olund 2010: 60) Daran anschließend wäre zu fragen, welcher infrastrukturellen Vermittlung es bedarf, um Intimitäten wechselseitig über verschiedene räumliche Ebenen hinweg zu knüpfen und aufrechtzuerhalten und wie Machtverhältnisse mit diesen Prozessen verschränkt sind.

Wie *produzieren* die Akteure durch ihre Beziehungsweisen aber auch ganz neue, experimentelle Infrastrukturen – und wo und wann gewinnen Materialitäten und Verbindungen überhaupt infrastrukturellen Charakter? Anknüpfend an Berlants Überlegungen zum volatilen Charakter von Intimität wären hier auch die Rückwirkungen auf Infrastrukturen, die von intimen Beziehungsweisen ausgehen, genauer in den Blick zu nehmen: Was fügen die Menschen in ihrem Streben nach intimen Verbindungen hinzu, was entfernen oder ignorieren sie? Welche Affekte – Angst, Scham, Hoffnung, Lust ... – befördern oder behindern die Erschaffung von Infrastrukturen und welche Atmosphären werden gemieden oder angestrebt (Ahmed 2014; Hutta 2019b)? Wie werden Infrastrukturen selbst affektiv besetzt? Welche Intimitäten und deren Infrastrukturen weisen die Akteure andererseits zurück, wo kommt es also zu Kollisionen mit dem vorgefundenen infrastrukturellen Inventar?

Dies führt auch zu Fragen rund um die *Materialität und Historizität* von Infrastrukturen der Intimität. Letztere haben stets eine materielle Komponente, die einerseits vergänglich ist, andererseits aber durch gesellschaftliche Praxis (re-)produziert wird und sie dadurch verfestigt. Zu diesem Verhältnis von Vergänglichkeit zu gesellschaftlichen (Re-)Produktionsverhältnissen haben Arbeiten rund um verlassene und dysfunktio-

nale Infrastrukturen interessante Beiträge geleistet (z. B. Edensor 2005; Pohl 2021). Dabei haben sie etwa auf die „affektive Aufladung“ großflächiger Infrastruktur-Ruinen hingewiesen, deren Zukunftsversprechen auch lange nach ihrem scheinbaren Ableben noch fühlbar bleiben – oder aber von neuen Affekten und Gefühlen überlagert werden (Schwenkel 2018).

Auch im Hinblick auf Infrastrukturen der Intimität drängt sich die Frage danach auf, wie die Akteure bestimmte Bruchstücke aus der infrastrukturellen Vergangenheit übernehmen, was sie erinnern und bewahren und welche Elemente sie verdrängen, zerstören und vergessen. Bezüglich der daraus resultierenden Historizität von Infrastrukturen notiert Berlant: „Menschen und/in Institutionen können immer wieder zu ihnen [den Räumen] zurückkehren und *etwas* produzieren, wenn auch häufig nicht Geschichte in ihrem gewöhnlichen, erinnerungswürdigen oder wertgeschätzten Sinne und nicht immer ‚etwas‘ von positivem Wert.“ (1998: 285) Welchen intimen Verbindungsweisen verhelfen Infrastrukturen also zu erinnerungswürdiger Historizität – welche Geschichten bleiben subaltern?

Diese Fragen laden auch dazu ein, gesellschaftlich-intime *Wünsche, Begehren und Bedürfnisse* genauer in den Blick zu nehmen. Die Diskussion rund um lebendige Infrastrukturen hat gezeigt, dass etwa „Straßen und Bahnstrecken [...] nicht nur technische Objekte [sind], sondern auch auf der Ebene von Fantasie und Begehren operieren“ (Larkin 2013: 333). So verkörpern und vermitteln sie „die Träume von Individuen und Gesellschaften“, wie Larkin (ebd.) weiter ausführt. Doch um wessen Fantasien geht es hier konkret? Welchen Träumen gelingt es, sich zu materialisieren, welche verbleiben im Reich der Fantasie? Diese Fragen verweisen erneut auf den oft prekären und fragmentarischen Charakter intimer Beziehungsweisen. Wie Ben Campkin (2021) zeigt, sind etwa die Infrastrukturen von Londoner LGBTQ+-Communities immer wieder großmaßstäblichen Infrastrukturprojekten des Straßen- oder Bahnhofsbaus oder des Konsums zum Opfer gefallen. Andererseits „durchkreuzen und unterbrechen“ queere Infrastrukturen immer wieder „internationale Verbindungslinien von Besitz, Erbe und Identität in Prozessen sozialer und kultureller Reproduktion“ (Campkin 2021: 82). Gerade minoritäre Akteure siedeln intime Beziehungsweisen immer wieder in den Nischen kapitalistischer Raumproduktion an – wobei sie hegemoniale Intimitätsräume zugleich beständig irritieren. Besonders deutlich wird dies an Formen queerer Umnutzung, also etwa, wenn öffentliche Toiletten zu Orten des schwulen Cruising werden und damit „die Landschaft für intime Verbindungen“ verändern (Wilson 2016: 273). Wie Gavin Brown (2008)

zeigt, wird dabei auch die Materialität von Keramik und Kacheln in neue Gefüge des Begehrens eingewoben. Indem die gegebene Infrastruktur derart umgenutzt wird, ermöglicht sie zugleich die Herausbildung einer neuen kollektiven „Sphäre“, um Oswins und Olunds Beschreibung intimer Räumlichkeit aufzugreifen. Dabei kann die intime Beziehungsweise auch nicht mehr der Anonymität der Stadt entgegengesetzt werden, da Anonymität die intime Verbindung in diesem Fall gerade hervorbringt.

Bei all diesen Aspekten spielen Fragen nach *Macht*, Ungleichheit und gesellschaftlichen Normen eine wesentliche Rolle. So weist Ann Laura Stoler darauf hin, dass die Erkundung von Intimität nicht bedeutet, sich von Herrschaftsstrukturen abzuwenden, „sondern ihre Möglichkeitsbedingungen, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse neu zu verorten“ (2006: 13). Dies hat auch für die Infrastrukturen der Intimität zu gelten. Sie und ihre unterschiedlichen Beschaffenheiten sind unmittelbar Ergebnis der machtvollen gesellschaftlichen Bedingungen, die es ihnen ermöglichen, Stabilität zu erlangen – oder eben nicht. Der Aufbau der einen und nicht der anderen Infrastruktur steht somit immer in einem Wechselverhältnis mit Prozessen der Marginalisierung und Prekarisierung bestimmter Subjekte und Lebensweisen. Infrastrukturen intimer Verbindung können daher auch Formen von Gewalt, Diskriminierung und Bedrohung ermöglichen und intensivieren (Wilson 2016). So haben feministische Stadtforscherinnen entgegen der hegemonial gewordenen Erzählung über Angsträume im öffentlichen Raum gerade intime Räume des persönlichen Nahraums wie die Wohnung als besonders gefährlich hervorgehoben, da hier gewaltvolle Beziehungen besonders gut verdeckt werden können (Becker 2004). Lauren Berlant hat diesen Aspekt beim Hinweis auf die politische Dimension im Blick, die Infrastrukturen immanent ist: Sie organisieren die Ungleichheiten und Ambivalenzen, die Gewalt und die Kontingenz der zeitgenössischen Realität (Berlant 2016: 394). Durch die Brille einer infrastrukturbezogenen Analyse können wir auch das, was wir gewöhnlich als strukturell unumstößlich in Zeit und Raum eingeschrieben und damit als gegeben betrachten, anders sehen – nämlich als Verbindung von Macht und Bedeutung in Bewegungsmustern, die nur aus einiger Entfernung stabil ist: „Objects are always looser than they appear.“ (Ebd.) In diesem Sinne lädt das Nachdenken über Strukturen und Infrastrukturen dazu ein, über transformative Perspektiven sozialer Infrastruktur zu reflektieren.

Schließlich möchten wir die Frage nach der *Politik* von Infrastrukturen der Intimität stellen. Einen Ausgangspunkt zu dieser Frage bietet Donna

Haraways Konzept der „attachment sites“ (2007: 41), das die relationale Räumlichkeit intimer Verbindung adressiert. *Attachment sites* können wir als Menschen, Kollektivitäten, Orte, Spezies, Dinge oder Ökologien verstehen, um die wir uns sorgen, da wir zu ihnen affektive Verbindungen eingehen – wenn auch auf sehr unterschiedlichen Maßstabsebenen. Und indem wir derartige Verbindungen herstellen, werden wir auf die ein oder andere Weise Teil von Veränderungsprozessen: „attachment sites [...] redo everything they touch“ (ebd.). Diese Veränderungen werfen ethische und politische Fragen auf: In welches Verhältnis setzen wir uns etwa zu den Ressourcen und Nutzungsformen rund um Infrastrukturen der Intimität, zu deren Historizität und den mit ihnen verbundenen Begehren, zu Formen der Macht und des Regierens? Wenn Infrastrukturen der Intimität einerseits vermachtet sind, andererseits aber aus flüchtigen Raumproduktionen hervorgehen, die nur selektiv Eingang in Geschichtserzählungen finden, so sind wir als kritisch Stadtforschende aufgefordert, uns bezüglich dieser politischen Fragen zu verorten.

Die Technische Universität Dortmund unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Endnoten

- [1] Alle Übersetzungen aus englischen Originalen sind von den Autor_innen dieses Texts.
- [2] Diese Gegenöffentlichkeiten können als partikuläre öffentliche, nicht private Räume verstanden werden, die sowohl der Meinungsbildung als auch der Herausbildung und Inszenierung sozialer Identitäten dienen. In diesen Gegenöffentlichkeiten werden dabei eigene Regeln, Praktiken und alternative Lebensvorstellungen kultiviert, und es gelten andere Vorstellungen darüber, was sagbar ist und was nicht (Warner 2002: 56).

Autor_innen

Jan Hutta ist Geograph und beschäftigt sich mit räumlichen Formationen von Macht und Citizenship sowie queeren Politiken, u. a. im brasilianischen Kontext.
jan.hutta@uni-bayreuth.de

Nina Schuster ist Soziologin und forscht zu Stadt, Raum und sozialer Ungleichheit, Differenz und Konflikt, oft mit queer/feministischen Methodologien.
nina.schuster@tu-dortmund.de

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Ahmed, Sara (2014): Atmospheric walls. <https://feministkilljoys.com/2014/09/15/atmospheric-walls/> (letzter Zugriff am 4.10.2022).
- Alaimo, Stacy (2016): *Exposed. Environmental politics and pleasures in posthuman times*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

Infrastrukturen städtischer Intimität

- Alves, Jaime Amparo (2018): *The anti-Black city. Police terror and Black urban life in Brazil*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Amin, Ash (2014): *Lively infrastructure*. In: *Theory, Culture & Society* 31/7-8, 137-161.
- Bauer, Robin (2014): *Queer BDSM intimacies. Critical consent and pushing boundaries*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Becker, Ruth (2004): *Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum*. In: Ruth Becker / Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS, 652-664.
- Berlant, Lauren (1998): *Intimacy. A special issue*. In: *Critical Inquiry* 24/2, 281-288.
- Berlant, Lauren (2016): *The commons. Infrastructures for troubling times*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34/3, 393-419.
- Berlant, Lauren / Warner, Michael (1998): *Sex in public*. In: *Critical Inquiry* 24/2, 547-566.
- Brown, Gavin (2008): *Ceramics, clothing and other bodies. Affective geographies of homoerotic cruising encounters*. In: *Social & Cultural Geography* 9/8, 915-932.
- Brown, Gavin / Browne, Kath (Hg.) (2016): *The Routledge research companion to geographies of sex and sexualities*. Abingdon/New York: Routledge.
- Campkin, Ben (2021): *Queer Infrastructures. LGBTQ+ networks and urban governance in global London*. In: Regner Ramos / Sharif Mowlabocus (Hg.), *Queer sites in global contexts. Technologies, spaces, and otherness*. Abingdon/New York: Routledge, 82-101.
- Datta, Ayona (2016): *The intimate city. Violence, gender and ordinary life in Delhi slums*. In: *Urban Geography* 37/3, 323-342.
- Datta, Ayona / Ahmed, Nabeela (2020): *Intimate infrastructures. The rubrics of gendered safety and urban violence in Kerala, India*. In: *Geoforum* 110, 67-76.
- Doan, Petra L. / Higgins, Harrison (2011): *The demise of queer space? Resurgent gentrification and the assimilation of LGBT neighborhoods*. In: *Journal of Planning Education and Research* 31/1, 6-25.
- Edensor, Tim (2005): *Industrial ruins. Space, aesthetics and materiality*. Oxford/New York: Berg.
- El-Tayeb, Fatima (2011): *European others. Queering ethnicity in postnational Europe*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Flitner, Michael / Lossau, Julia / Müller, Anna-Lisa (Hg.) (2017): *Infrastrukturen der Stadt*. Wiesbaden: Springer VS.
- Fraeser, Nina / Schuster, Nina / Vogelpohl, Anne (2021): *Feministische Geographien der Arbeit – Zusammenhänge von Prekarisierung, Gentrifizierung und Globalisierung*. In: *Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht* (Hg.), *Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte*. Berlin u. a.: Barbara Budrich, 120-144.
- Fraser, Nancy (1990): *Rethinking the public sphere: A contribution to the critique of actually existing democracy*. In: *Social Text* 25/26, 56-80.
- Fux, Beat (2008): *Die Intimisierung des öffentlichen Raumes. Über das Zusammenspiel von Selbstdarstellung, sozialer Schliessung und Integration*. In: Ingrid Tomkowiak / Werner Egli (Hg.), *Intimität*. Zürich: Chronos, 59-78.
- Graham, Stephen / McFarlane, Colin (2015): *Infrastructural lives. Urban infrastructure in context*. Oxon/New York: Routledge.
- Gupta, Akhil / Appel, Hannah / Anand, Nikhil (Hg.) (2018): *The promise of infrastructure*. Durham: Duke University Press.
- Habermas, Jürgen (1995 [1962]): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haraway, Donna J. (2007): *When species meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Hark, Sabine (2020): *Mit dem Virus leben. Über Gemeinschaft, das Subjekt und das Recht der Enteigneten*. In: *Kritische Justiz* 53/4, 475-480.
- Hartman, Saidiya V. (2019): *Wayward lives, beautiful experiments. Intimate histories of social upheaval*. New York/London: W.W. Norton.

- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2004): *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Hutta, Jan S. (2013): *Beyond the right to the governmentalized city. Queer citizenship in a Brazilian context of peripheralization*. In: Andrea Fischer-Tahir / Matthias Naumann (Hg.), *Peripheralization. The making of spatial dependencies and social injustice*. Wiesbaden: Springer VS, 241-264.
- Hutta, Jan S. (2019a): *Schoß*. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), *Räume der Kindheit. Ein Glossar*. Bielefeld: transcript, 272-277.
- Hutta, Jan S. (2019b): *Affective territories. Cartography of aconchego as cartography of power*. In: *GeoAtos – Revista Geografia em Atos* 12/5, 8-36.
- Kemmer, Laura / Sgibnev, Wladimir / Weicker, Tonio / Woods, Maxwell (2022): *Spaces of exposure. Re-thinking ‚publicness‘ through public transport*. In: *Cultural Geographies*. <https://doi.org/10.1177/14744740211068097>.
- Kern, Leslie (2020): *Feminist city. Claiming space in a man-made world*. London/New York: Verso.
- Larkin, Brian (2013): *The politics and poetics of infrastructure*. In: *Annual Review of Anthropology* 42/1, 327-343.
- Lefebvre, Henri (1972): *Das Alltagsleben in der modernen Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (2016 [1968]): *Das Recht auf Stadt*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Liebelt, Claudia (2018): *Beauty and the norm. An introduction*. In: Claudia Liebelt / Sarah Böllinger / Ulf Vierke (Hg.), *Beauty and the norm. Debating standardization in bodily appearance*. New York: Palgrave Macmillan, 1-19.
- Lopes, Rogério de Jesus Pereira (2017): *Queer inclusive planning. Raumannsprüche und queeres Selbstverständnis in einer heteronormativen Gesellschaft*. In: *sub|urban* 5/1-2, 243-256.
- Manalansan IV, Martin F. (2005): *Race, violence, and neoliberal spatial politics in the global city*. In: *Social Text* 84-85/3-4, 41-55.
- McRuer, Robert (2016): *Compulsory able-bodiedness and queer/disabled existence*. In: Leonard J. Davis (Hg.), *The disability studies reader*. Florence: Taylor & Francis, 396-405.
- Oswin, Natalie (2008): *Critical geographies and the uses of sexuality. Deconstructing queer space*. In: *Progress in Human Geography* 32/1, 89-103.
- Oswin, Natalie / Olund, Eric (2010): *Governing intimacy*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 28/1, 60-67.
- Paasonen, Susanna (2018): *Infrastructures of intimacy*. In: Rikke Andreassen / Michael Nebeling Petersen / Katherine Harrison / Tobias Raun (Hg.), *Mediated intimacies. Connectivities, relationalities and proximities*. London/New York: Routledge, 103-116.
- Pohl, Lucas (2021): *The sublime object of Detroit*. In: *Social & Cultural Geography* 22/8, 1063-1079.
- Povinelli, Elizabeth A. (2006): *The empire of love. Toward a theory of intimacy, genealogy, and carnality*. Durham/London: Duke University Press.
- Pratt, Geraldine / Rosner, Victoria (2012): *The global and the intimate. Feminism in our time*. New York: Columbia University Press.
- Raab, Heike (2007): *Queering (dis)abled body politics*. In: *diskus* 1, 18-21.
- Reynolds, Tracey (2013): *„Them and us“. „Black neighbourhoods“ as a social capital resource among Black youths living in inner-city London*. In: *Urban Studies* 50/3, 484-498.
- Rubin, Gayle (2003 [1984]): *Sex denken. Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik*. In: Andreas Kraß (Hg.), *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 31-79.
- Sandercock, Leonie / Forsyth, Ann (1992): *A Gender Agenda: New Directions for Planning Theory*. In: *Journal of the American Planning Association* 58/1, 49-59.
- Schmid, Christian (2011): *Henri Lefebvre und das Recht auf die Stadt*. In: Andrej Holm / Dirk Gebhardt (Hg.), *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen*. Hamburg: VSA, 25-51.

Infrastrukturen städtischer Intimität

- Schuster, Nina (2012): Queer spaces. In: Frank Eckardt (Hg.), *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 633-659.
- Schuster, Nina / Volkmann, Anne (2019): Lebenschancen im Quartier. Bedürfnisse, Ressourcen und Strategien von Stadtteilbewohner_innen. In: *Raumforschung und Raumordnung. Spatial Research and Planning* 77/4, 401-415.
- Schwenkel, Christina (2018): The current never stops. Intimacies of energy infrastructure in Vietnam. In: Nikhil Anand / Akhil Gupta / Hannah Appel (Hg.), *The promise of infrastructure*. Durham/London: Duke University Press, 102-129.
- Sennett, Richard (1986): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Seymour, Nicole (2018): Queer Ecology. In: Noel Castree / Mike Hulme / James D. Proctor (Hg.), *Companion to environmental studies*. London/New York: Routledge, Taylor & Francis, 448-453.
- Shakhsari, Sima (2014): Killing me softly with your rights: Queer death and the politics of rightful killing. In: Jin Haritaworn / Adi Kuntsman / Silvia Posocco (Hg.), *Queer necropolitics*. Abingdon: Routledge, Taylor & Francis, 93-110.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as infrastructure. Intersecting fragments in Johannesburg. In: *Public Culture* 16/3, 407-429.
- Stoler, Ann Laura (Hg.) (2006): *Haunted by empire. Geographies of intimacy in North American history*. Durham/London: Duke University Press.
- Terlinden, Ulla (1990): Kritik der Stadtsoziologie – Zur Raumrelevanz der Hauswirtschaft. In: Kerstin Dörhöfer (Hg.), *Stadt – Land – Frau. Soziologische Analysen, feministische Planungsansätze*. Freiburg: Kore, 31-65.
- Warner, Michael (2002): *Publics and counterpublics*. New York: Zone Books.
- Wilson, Ara (2016): The infrastructure of intimacy. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 41/2, 247-280.
- Wilson, Elizabeth (1992): *The sphinx in the city. Urban life, the control of disorder, and women*. Berkeley u. a.: University of California Press.

Bonding oder „Was hält die Stadt zusammen?“

Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster
 „Infrastrukturen städtischer Intimität“

Laura Kemmer

Debatte zu:
 Jan Hutta, Nina Schuster:
 „Infrastrukturen
 städtischer Intimität“

Kommentare von:
 Benno Gammerl, Laura
 Kemmer, Jenny Künkel,
 Elisabeth Militz, Lucas
 Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
 Jan Hutta, Nina Schuster

Was hält die Stadt zusammen? Für Jan Hutta und Nina Schuster sind es gerade die „intimen Verbindungsweisen“ einer Stadtgesellschaft – verstanden als Gemisch aus Affekten, Wünschen und Begehren –, die als zentraler Dreh- und Angelpunkt für die (Re-)Produktion von urbanen Räumen und Kollektiven dienen. Der Debattenaufschlag schreibt sich damit ein in eine Reihe von neueren Beiträgen in den (englischsprachigen) Urban Studies, die in der Tradition von feministischer Affekttheorie und Neuen Materialismen die Bedeutung von Intimität für die Entstehung und den Erhalt kollektiven urbanen Lebens in den Blick nehmen (Alfaro 2021; Knox 2017; Schwenkel 2018; Walsh 2018). Intimität wird hier konkret als *Qualität* von Verbindungen (*bonds*) diskutiert (Berlant 2011: 171). Was die Stadt zusammenhält, sind dann nicht nur Differenzkategorien von *class, race, gender*, sondern auch die flüchtigen, affektiven Prozesse des Sich-Verbindens (*bonding*) von Menschen zu-einander und vermittelt *durch* konkrete, mit Versprechen, Wünschen oder Begehren behaftete „intime“ Objekte (ebd.; vgl. auch Färber 2021). Da scheint es zunächst ganz einleuchtend, intime Verbindungsweisen und infrastrukturelle Möglichkeitsbedingungen zusammenzudenken, so wie Hutta und Schuster es für ihr Gedankenspiel auch vorschlagen.

Mit „Infrastrukturen der Intimität“ grenzen sich Hutta und Schuster ab von einer (kritischen) Stadtforschung, welche soziale Bezüge von Nähe, Vertrautheit oder sogenannte „intime Enklaven“ als Bedrohung einer progressiven (urbanen) Öffentlichkeit behandelt (im Sinne von Sennetts *Tyrannie der Intimität* [1986]). Die ambivalenten Effekte intimer Bindungen auf (urbane) Gesellschaften oder politische Kollektive werden jedoch auch jenseits zwischen-*menschlicher* Beziehungen deutlich, wenn zum Beispiel das (affektive) Festhalten an und der Versuch größt-

möglicher Nähe zu scheinbar (viel-)versprechenden Objekten zu einem Selbstzweck wird, der letztlich soziale Transformation „grausam“ verhindert (s. Lauren Berlants *Cruel optimism* [2011], vgl. Kemmer 2020). Oder wenn die Erfahrung „materieller Intimität“ im Sinne einer komplexen körperlichen oder auch ökonomischen Interdependenz mit eigentlich schädlichen Elementen die De-Mobilisierung und Ent-Politisierung urbaner Kollektive befördert (Farías 2015).

In meinem Beitrag möchte ich diesem scheinbaren Widerspruch oder zumindest dem Spannungsverhältnis von intimen Verbindungsweisen (*bonding*) einerseits und dem Auseinanderbrechen urbaner Kollektive andererseits nachgehen. Im ersten Schritt führe ich vor dem Hintergrund eines gemeinsamen Nachdenkens über urbane „Spaces of exposure“ (Kemmer et al. 2022) aus, inwieweit die technisch-materiellen, räumlichen Bedingungen öffentlicher (Verkehrs-)Infrastrukturen neue Allianzen und kollektive Formen affektiver Kompliz*innenschaft im städtischen Alltag hervorbringen. In einem zweiten Schritt denke ich dann am Beispiel meiner Forschung in Rio de Janeiro darüber nach, ob und wie bestimmte Formen „materieller Intimität“ die Stadt zusammenhalten.

1. Exposure: von Vulnerabilität zu affektiver Kompliz*innenschaft

Ich stimme Hutta und Schuster absolut zu: Die vielfältigen gegenwärtigen infrastrukturellen Krisenmomente, Ausfälle, Zusammenbrüche – sei es im Gesundheitsbereich oder, mit Blick auf aktuelle Aufrüstungspolitiken auch hierzulande verstärkt erwartbar, in den Bereichen Bildung und Klimaschutz – rücken die technisch-materiellen Bedingungen gesellschaftlichen Zusammenlebens ganz zentral in den Blick. Für den urbanen Raum sind es gerade die in Reaktion auf marode Infrastrukturen entstehenden vielfältigen „intimen“ Praktiken von Pflege, Reparatur und Wartung, die eine Trennung von Reproduktionsarbeit und öffentlichem Raum in Stadtpolitik und -forschung ganz grundlegend infrage stellen (Schuster/Höhne 2017). So haben beispielsweise empirisch Stadtforschende im Anschluss an María Puig de la Bellacasas Konzept *Matters of care* (2017) den Blick auf alltägliche Fürsorgebeziehungen zwischen Stadtbewohner*innen und beispielsweise Straßenhunden, urbanen Gärten oder Wasserinfrastrukturen gelenkt. (Alam/Houston 2020; Buser/Boyer 2021; Pitt 2018) Solche „interspecies intimacies“ im Sinne Puig de la Bellacasas (2017: 88) werden untersuchbar über Praktiken und Handlungen des Sich-Verbindens in Care-Netzwerken, die zugleich „zutiefst intim“ und dennoch kollektiv sind (ebd.: 145).

Eine sich hieran anschließende Rezentrierung des Intimen, ganz wie sie auch Hutta und Schuster für eine kritische Stadtforschung fordern, fragt dann nicht nur, wie bestimmte intime Praktiken an bestimmte urbane Infrastrukturen geknüpft sind und damit Teil des öffentlichen Raumes werden. Es geht auch umgekehrt darum zu fragen, wie diese Infrastrukturen „das Intime“ beeinflussen, wie sie also zum Beispiel ganz konkrete Beziehungsweisen und Affekte fördern oder verhindern. Dass für eine kritische Stadt- und Raumforschung insbesondere die Zusammenhänge von Intimität und Infrastruktur untersucht werden müssen, heben Mobilitäts- und Transportforscher*innen schon seit Langem hervor. Die besonderen räumlich-materiellen Bedingungen öffentlicher Verkehrsinfrastrukturen bringen geteilte körperlich-sinnliche Erfahrungen wie Enge oder „Einkapselung“ hervor, welche wiederum Individuen zu einem „passenger body“ verschmelzen (Bissel 2010: 276) und hier sowohl sozial befähigend – Kontakt zu anderen Passagieren ermöglichend – als auch einschränkend, klaustrophobisch wirken können.

Täglich werden menschliche Körper weltweit in und um Busse und Bahnen sozial und räumlich extrem ungleich verteilten Risiken wie Gewalt, Diskriminierung, Stress, Unfällen oder Umweltverschmutzung ausgesetzt (Yazıcı 2013). Die Covid-19-Pandemie hat diese Diskussion um die ungleiche Verteilung von Risiken neu entfacht und gezeigt, wie die im ÖPNV einerseits qua Design erschwerten Bedingungen für *social distancing* und andererseits das Gefühl des Ausgesetzt-Seins gegenüber pathogenen Substanzen eine Hypersensitivität von Passagieren gegenüber ihrer Umgebung und dem Verhalten ihrer Mitfahrenden hervorgebracht hat (Finbom et al. 2021). Zugleich hat die Diskussion um den ÖPNV zu Pandemiezeiten aber auch die Aufmerksamkeit auf das Regieren von Intimität im öffentlichen Raum gelenkt (Giscard Assoumou 2021).

Mit genau dieser „Privatheit“ einer öffentlichen Transportinfrastruktur haben Wladimir Sgibnev, Tonio Weicker, Maxwell Woods und ich uns in einem gemeinsamen Artikel beschäftigt (Kemmer et al. 2022). Unsere Überlegungen waren geleitet von der Frage, was es bedeuten würde, wenn wir öffentliche Räume nicht nach ihrer Offenheit beurteilten oder nach der Frage, inwieweit diese Räume „Begegnungen unter Fremden“ ermöglichen, sondern auf Grundlage von Qualitäten wie Intimität und Verletzlichkeit. Aufbauend auf einer vertieften Lektüre der autobiografischen *Crónicas* des queeren chilenischen Dichters Pedro Lemebel (2006) haben wir argumentiert, dass *exposure* im Sinne des Ausgesetzt-Seins ge-

genüber Fremden nicht nur eine Folge bestimmter räumlich-materieller Bedingungen (Enge, Einkapselung) von ÖPNV ist.

In seinen Beschreibungen einer nächtlichen Busfahrt durch die Hafencity Valparaíso macht der queere, aus einer armen Gegend von Santiago de Chile stammende Lemebel ganz deutlich, wie ein bewusstes Sich-Aussetzen – verstanden als Zur-Schau-Stellen von eigener Verletzlichkeit, aber auch von Begehren – als raumproduzierende Taktik eingesetzt wird. Wenn Lemebel hier mit anderen Fahrgästen intim wird, wenn Blicke Verlangen oder Ablehnung ausdrücken, wenn Körper sich im Gang aneinander reiben, dann ist das kein „Rückzug“ in intime Enklaven, sondern eben gerade ein Aufbrechen scheinbar starrer, in diesem Fall heteronormativer Raumordnungen (vgl. Hutta/Schuster 2022: 98).

Am Wendepunkt der Geschichte macht dann gerade die Intimität dieses mobilen öffentlichen Raumes neue Allianzen und eine affektive Kompliz*innenschaft über Klassen- und Geschlechtergrenzen hinweg möglich. Nach einem Überfall auf den Bus findet sich Lemebel neben seinem neuen Flirt, einem jungen Mann aus der oberen Mittelschicht, auf der Straße wieder. Als der junge Mann beschließt, seine gestohlene Rolex bei der Polizei zu melden, wendet sich Lemebel angeekelt von diesem „unerträglich bourgeoisen“ Mann ab (Lemebel 2006) – nicht ohne ihm vorher ein paar Münzen für die Weiterfahrt gegeben zu haben. Erst an diesem Punkt begreift der junge Mann, dass Lemebel als einziger Fahrgast nicht ausgeraubt wurde.

Aus dem Kontext der Geschichte wird deutlich, wie Infrastruktur bestimmte Formen von Intimität mit-produziert und welches kritische, transformative Potenzial diese Intimität haben kann. Gerade die doppelte Bewegung zwischen Sich-Aussetzen und Ausgesetzt-Sein während der Busfahrt hat Lemebel vor dem Überfall bewahrt. Lemebel beschreibt den Ekel und das Zurückschrecken der Diebe angesichts seiner offen zur Schau gestellten *queerness*, gleichzeitig aber auch ein (An)Erkennen der geteilten Armut im Moment des Überfalls. Aus dieser Perspektive lässt sich spekulieren, was passieren würde, wenn wir öffentliche Räume nicht als per se progressiv im Sinne von Konfliktaustrag und Aushandlung von Differenz verstehen würden, sondern durch die Brille von Verletzlichkeit und affektiver Kompliz*innenschaft.

Ausgehend von unserer Lektüre der Chronik einer Busfahrt im chilenischen Valparaíso, haben wir in „Spaces of exposure“ einen Vorschlag gemacht für die Anwendung von Alaimos Begriff „aufständischer Verletzlichkeit“ („insurgent vulnerability“, Alaimo 2016: 5, Übers. d. A.) auf

urbane Alltagssituationen. Wie Stacy Alaimo sehr überzeugend argumentiert, implizieren intime Praktiken immer dann auch eine „aufständische Verletzlichkeit“, wenn die Erkenntnis über die existenzielle Involviertheit des eigenen Körpers mit Anderen (Körpern, Pathogenen etc.) zum Aufbrechen von Macht- und Raumordnungen führt (ebd.). Wenn also nicht Anonymität und Abgrenzung das Grundverständnis von Stadt und Urbanität ausmachen, sondern von „porösen“ Körpern (Alaimo 2010; vgl. auch Butler 2011) ausgegangen wird, dann impliziert das auch andere, neue Allianzen und alltägliche Formen affektiver Kompliz*innenschaft, die sich gerade aus der Dringlichkeit, dem gefühlten Verlust körperlicher Grenzen ableiten.

Was ich damit provozieren will, ist eine leichte Verschiebung von Huttas und Schusters Argument: Wenn wir intime Praktiken des Sich-Aussetzens in den Blick nehmen, dann könnten wir nicht nur analysieren, wie bestimmte Infrastrukturen das Intime materiell bedingen, sondern auch fragen, wie bestimmte *intime Praktiken* bestimmte politische Kollektive und Räume mit-produzieren.

2. Loose bonds: wie „materielle Intimitäten“ die Stadt zusammenhalten

Menschliche „intime“ Praktiken urbaner Reproduktionsarbeit sind häufig auch infrastrukturelle Praktiken. Das zeigt sich im Kontext der aktuellen Pandemie im Aufrechterhalten von städtischen Gesundheits- und Fürsorge-Infrastrukturen durch un-/bezahlte Care-Arbeiter*innen (Bahn/Cohen/van der Meulen Rodgers 2020; Dobrusskin/Helbrecht 2021) genauso wie in AbdouMalik Simones vielzitiertem Beobachtung aus dem Kontext afrikanischer Städte, dass „Menschen zu Infrastrukturen“ werden. Gerade dann, wenn staatliche oder ökonomische Kräfte sich zurückziehen und (innen)städtische Räume zwischen Verfall und Verlassenheit, Reparatur und Regenerierung verharren (Simone 2004: 411).

Sowohl feministische Arbeiten zu städtischer Care- und Reproduktionsarbeit als auch Beiträge zum *infrastructural turn* in den Urban Studies sind wichtige Bezüge für ein Nachdenken über den analytischen Gehalt von Intimität für eine kritische Stadtforschung. Denn beide verstehen die von Hutta und Schuster beschriebenen „sub-urbanen“, „minoritären“, „widerständigen“ oder „flüchtigen Raumproduktionen“ (2022: 110) nicht als reine Bewältigungsstrategie oder Distanzierungsbewegung, sondern als aktive Intervention in existierende materielle und vermachtete Strukturen, als Ausdruck von politischen Forderungen und Imaginationen. Gerade

weil sie auf intimen, ungeschützten, innigen Beziehungsweisen basieren, sind diese Praktiken also generativ für politische Handlungsmacht und Transformation der Stadt. Da sind dann beide Ansätze ganz bei einem „suburbanen“ (im Sinne der Zeitschrift) Verständnis von kritischer Forschung als eine, die „nicht einfach das Bestehende kritisiert, sondern das im-Entstehen-Begriffene positiv hervorhebt, respektive die konkreten Potentiale für gesellschaftliche Veränderung bestärkt und ‚affirmiert‘“ (sub\urban Redaktionskollektiv 2012: 3).

Doch welche Rückschlüsse auf „das, was die Stadt zusammenhält“ stecken in den von Hutta und Schuster beschriebenen intimen Infrastrukturen? Eine erste Antwort auf diese Frage ergibt sich für mich aus AbdouMaliq Simones kürzlich veröffentlichtem Rückblick auf das oben zitierte „People as infrastructure“. Hier betont Simone, er habe seinen Infrastrukturbegriff in erster Linie mit dem Ziel der Dezentrierung menschlicher Handlungsmacht zugunsten der Anerkennung „sozialer Intimitäten“ zwischen Stadtbewohner*innen und materiellen Elementen des Urbanen entwickelt (Simone 2021: 1344). Von nachbarschaftlichen Unterstützungsnetzwerken hin zu spontanen Begegnungen im Alltag sind solche soziomateriellen Formen von Intimität laut Simone politisch im Sinne ihrer existenziellen oder auch „infrastrukturierenden“ Bedeutung für städtisches kollektives Leben (ebd.).

Um mit einem Beispiel aus meiner Forschung abzuschließen, die auch an einem Moment infrastrukturellen Zusammenbruchs ansetzt: Nach dem Ausfall der letzten Straßenbahnlinie Rio de Janeiros habe ich zwischen 2014 und 2019 die vielfältigen Proteste und Aktivitäten begleitet, die in diesem Zeitraum um die wandernde Großbaustelle im Zentrum der Stadt entstanden sind. Eines der Elemente, um die diese Aktionen konzentrierten, waren die vielen tiefen Löcher und Risse, die



Abb. 1 „Baustellen-Gymnastik“
(Quelle: Casa Coletiva
Screenshot <https://www.youtube.com/watch?v=a2VJ2a-OpUgw&t=115s>)



Abb. 2 „Gleisbett-Garten“
(Quelle: eigenes Foto)

im Zuge der gleichzeitigen Erneuerung von Transport-, Elektrizitäts- und Abwasserinfrastrukturen entstanden sind und unter dem aufgebrochenen Straßenbelag ein Gemisch aus nackter Erde, Schutt, Kabel und Rohren freigelegt haben. Bewohner*innen haben diese Löcher im Laufe der Jahre konstant „bespielt“ und befüllt, darin gemeinsame Badetage und rhythmische Sportgymnastik inszeniert oder Gemüse gepflanzt (vgl. Abb. 1 und 2).

Im Zusammenspiel haben die alltäglichen, häufig intuitiven Aktivitäten um die Löcher eine besondere Form von Kollektivität hervorgebracht, zusammengehalten durch eine Mischung aus materieller Sensibilität und Nähe zwischen Bewohner*innen und nicht-menschlichen Elementen der Stadt. Die „soziale Intimität“ (im Sinne Simones), die sich in diesen Praktiken ausdrückt, basiert jedoch weniger auf einer Beziehung *räumlicher* Nähe denn auf der Nähe zu oder dem Überlappen von verschiedenen Temporalitäten, Rhythmen, Vergangenheiten und Zukünften (Simone 2014: 35). Im Rahmen der gemeinsamen Aktivitäten um die Straßenlöcher – bei der Pflege des Gleisbett-Gartens, anlässlich des sonntäglichen Badetags oder beim eventuellen Sportwettkampf – wurden Geschichten und praktische Erfahrungen ausgetauscht: über die Bedeutung saisonaler Rhythmen (z. B. Regenzeiten, Hitzeperioden), die Beschaffenheit des Bodens (fruchtbar, wasserleitend, kühlend); darüber, wie die Planung der historischen (Ab-)Wasserinfrastruktur (dokumentiert im Privatarchiv der lokalen Nachbarschaftsorganisation) die aktuellen Bauprojekte durchkreuzt (undichte Rohre); oder es wurde gemeinsam darüber spekuliert, wie all diese wiederkehrenden Rhythmen und materi-

ellen Zeugen der Vergangenheit die aktuelle „Asphaltierungskampagne“ der Stadtregierung beeinflussten.

Ich verstehe die Praktiken und Geschichten um die Baulöcher als Ausdruck „materieller Intimität“ im Sinne von Ignacio Farías (2015). Während Farías den Begriff entwickelt, um die komplexen emotionalen, körperlichen und ökonomischen Interdependenzen zwischen Bewohner*innen, industriellen (Schad-)Stoffen und einer Zellulosefabrik im chilenischen Constitución nachzuspüren, geht es auch im Fall Rio de Janeiros um eine kollektive Intimitätserfahrung, die sich aus der langjährigen Verflechtung von Menschen mit den organisch-materiellen, aber auch immateriellen-affektiven Dimensionen von Stadtböden als Infrastrukturen von Stadtentwicklung/Bebauung und Klima-Anpassung speist.

Die Ambivalenzen solcher „materieller Intimität“ zeigen sich in Farías Fallstudie dann, wenn eine breite politische Mobilisierung an der zu engen Verflechtung oder Verstrickung zwischen Fabrik und Stadt, zwischen Zelluloseproduktion und Arbeitsplätzen, zwischen toxischen Emissionen und körperlichen Erfahrungen scheitert. Am Beispiel der Beziehungen zwischen Bewohner*innen und Stadtboden in Rio de Janeiro zeigt sich jedoch auch, dass materielle Intimität mit einer gewissen „Losigkeit“ von Verbindungen einhergehen kann. Boden als Infrastruktur ist dort dann nicht einfach eine „Falle“, die die Bewohner*innen über bestimmte materielle oder emotional-affektive Verstrickungen gefangen hält und immobilisiert, sondern gerade die Intimität zwischen Menschen und Materialität ermöglicht hier eine Distanzierungsbewegung. Indem sie den Straßenbelag wie eine „offene Wunde“ (Interview mit Túlio vom 6.3.2016, s. Kemmer/Simone 2021) behandeln, sorgen die Bewohner*innen des Zentrums durch die Straßenloch-Aktivitäten auch dafür, dass die fragile Balance zwischen „nacktem Boden“ und dem synonym mit staatlicher Kontrolle, „Zivilisierung“ und gewaltsamer Stadterneuerung verstandenen „Asphalt“ aufrechterhalten bleibt (Kemmer 2019).

Letztlich bringt die intime Erfahrung urbaner Infrastrukturen – sei es über Einkapselung, Enge und Vulnerabilität im Fall eines öffentlichen Busses, sei es über die materiell-semiotischen Verstrickungen und Interdependenzen zwischen Bewohner*innen, Boden und Stadt – neue Verbindungsweisen hervor, die es sowohl über das bewusste Sich-Aussetzen (*exposure*) als auch über das Spiel mit der Intensität von Verbindungen (*loose bonds*) ermöglichen, die fragile Balance kollektiven Lebens in fragmentierten urbanen Gesellschaften zusammenzuhalten. Jenseits des Dualismus „verbindungsstiftend“ (transformativ)

Bonding oder „Was hält die Stadt zusammen?“

versus „fragmentierend“ (regressiv) lenken Infrastrukturen städtischer Intimität den Blick auf das Dazwischen, auf flüchtige, momenthafte, aber dennoch subversive Allianzen, die aus geteilter Verletzlichkeit entstehen, oder auf die latenten Erfahrungen städtischen „Miteinanders“, die aber letztlich jenseits städtischer Kontroll- oder Aufwertungspolitiken *überdauern*. Für eine kritische Stadtforschung würde eine solche Bewegung hin zu „Intimität“ programmatisch vor allem bedeuten, die Interaktion und existenzielle Involviertheit des eigenen Körpers mit nicht-menschlichen (materiellen, organischen usw.) Anderen im städtischen Alltag viel stärker in den Blick zu nehmen.

Dieser Artikel wurde aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und durch den Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin gefördert.

Autor_innen

Laura Kemmer ist Stadtforscherin. Sie arbeitet zu Infrastruktur, Affekt, und anderen Verbindungsweisen zwischen Menschen und Materialität im urbanen Raum, aktuell insbesondere zu Stadtboden und Planetarischer Gesundheit.
laura.kemmer@geo.hu-berlin.de

Literatur

- Alaimo, Stacy (2010): *Bodily natures: Science, environment, and the material self*. Bloomington: Indiana University Press.
- Alaimo, Stacy (2016): *Exposed: Environmental politics and pleasures in posthuman times*. Chicago: University of Minnesota Press.
- Alam, Ashraf / Houston, Donna (2020): Rethinking care as alternate infrastructure. In: *Cities* 100 (May): 102662.
- Alfaro, Claudia F. (2021): Feminist Lefebvre? Understanding urbanization through the global intimate. In: *ACME. An International Journal for Critical Geographies* 20/4, 366-386.
- Bahn, Kate / Cohen, Jennifer / Meulen Rodgers, Yana van der (2020): A feminist perspective on COVID-19 and the value of care work globally. In: *Gender, Work and Organization* 27/5, 695-699.
- Berlant, Lauren (2011): *Cruel optimism*. Durham/London: Duke University Press.
- Bissell, David (2010): Passenger mobilities: Affective atmospheres and the sociality of public transport. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 28/2, 270-289.
- Buser, Michael / Boyer, Kate (2021): Care goes underground: Thinking through relations of care in the maintenance and repair of urban water infrastructures. In: *Cultural Geographies* 28/1, 73-90.
- Butler, Judith (2011): Remarks on „queer bonds“. In: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies* 17/2-3, 381-387.
- Dobrusskin, Janina / Helbrecht, Ilse (2021): Anerkennung und ontologische (Un-)Sicherheit von migrantischen Care-Arbeiterinnen in Singapur: Zur Bedeutung von Sichtbarkeit und Zugehörigkeit. In: *Geographica Helvetica* 76/4, 425-436.
- Färber, Alexa (2021): The city as a setting for collaboration? Tracking the multiple scales of urban promises. In: Moritz Ege / Jochen Moser (Hg.), *Urban ethics. Conflicts over the good and proper life in cities*. London: Routledge, 47-62.
- Farías, Ignacio (2015): Städtisches Leben von und mit Schadstoffen. Materielle Intimität als Einschränkung urbaner Dingpolitik. In: *Berliner Blätter* 69, 70-83.

- Finbom, Marcus / Kęłowski, Wojciech / Sgibnev, Wladimir / Sträuli, Louise / Timko, Peter / Tuvikene, Tauri / Weicker, Tonio (2021): COVID-19 and public transport insights from Belgium (Brussels), Estonia (Tallinn), Germany (Berlin, Dresden, Munich), and Sweden (Stockholm). Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde.
- Giscard Assoumou, Ella (2021): Gender, mobility, and Covid-19: The case of Belgium. In: *Feminist Economics* 27/1-2, 66-80.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): Infrastrukturen städtischer Intimität. Einladung zu einem Gedankenspiel. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Kemmer, Laura (2019): Promissory things: How affective bonds stretch along a tramline. In: *Distinktion: Journal of Social Theory* 20/1, 58-76.
- Kemmer, Laura (2020): Free riding Rio: Protest, public transport and the politics of a foot-board. In: *City & Society* 32/1, 157-181.
- Kemmer, Laura / Sgibnev, Wladimir / Weicker, Tonio / Woods, Maxwell (2022): Spaces of exposure: Re-thinking „publicness“ through public transport. In: *Cultural Geographies* 29/2, 285-299.
- Kemmer, Laura / Simone, AbdouMaliq (2021): Standing by the promise: Acts of anticipation in Rio and Jakarta. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 39/4, 573-589.
- Knox, Hannah (2017): Affective infrastructures and the political imagination. In: *Public Culture* 29/2, 363-384.
- Lemebel, Pedro (2006): Noche de Halloween en Valparaíso. Blogeintrag vom 4.8.2006. <https://lemebel.blogspot.com/2006/08/noche-de-halloween-en-valparaso.html> (letzter Zugriff am 4.10.2022).
- Pitt, Hannah (2018): Questioning care cultivated through connecting with more-than-human communities. In: *Social & Cultural Geography* 19/2, 253-274.
- Puig de la Bellacasa, María (2017): *Matters of care. Speculative ethics in more than human worlds.* Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Schuster, Nina / Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 9-22.
- Schwenkel, Christina (2018): The current never stops: Intimacies of energy infrastructure in Vietnam. In: Nikhil Anand / Akhil Gupta / Hannah Appel (Hg.), *The Promise of Infrastructure.* Durham/London: Duke University Press, 102-133.
- Sennett, Richard (1986): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens: Die Tyrannei der Intimität.* Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as infrastructure: Intersecting fragments in Johannesburg. In: *Public Culture* 16/3: 407-429.
- Simone, AbdouMaliq (2014): *Jakarta: Drawing the city near.* Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Simone, AbdouMaliq (2021): Ritornello: „People as infrastructure“. In: *Urban Geography* 42/9, 1341-1348.
- sub\urban Redaktionskollektiv: Calbet i Elias, Laura / Germes, Mélina / Gribat, Nina / Grotefendt, Nelly / Hutta, Jan / Michel, Boris / Müller, Christine / Oberländer, Manfred / Praum, Carsten / Roskamm, Nikolai / Schuster, Nina (2012): *Positionspapier. Gründungsworkshop von sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung, Berlin, 18.-19. Oktober 2012.*
- Walsh, Katie (2018): *Transnational geographies of the heart: Intimate subjectivities in a globalising city.* Hoboken: Wiley-Blackwell.
- Yazıcı, Berna (2013): Towards an anthropology of traffic: A ride through class hierarchies on Istanbul's roadways. In: *Ethnos* 78/4, 515-542.

Queere Nähe aus der Ferne

Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster
 „Infrastrukturen städtischer Intimität“

Benno Gammerl

Debatte zu:
 Jan Hutta, Nina Schuster:
 „Infrastrukturen
 städtischer Intimität“

Kommentare von:
 Benno Gammerl, Laura
 Kemmer, Jenny Künkel,
 Elisabeth Millitz, Lucas
 Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
 Jan Hutta, Nina Schuster

Eine queer-historische Perspektive weckt zunächst Zweifel am Ausgangspunkt älterer soziologischer Überlegungen zur Urbanität, also der Annahme, dass in den großen Städten eine moderne Anonymität gedeihe, die ein intimes Miteinander unmöglich mache – zu finden etwa bei Georg Simmel oder in den frühen Arbeiten von Richard Sennett.

Eine Perspektive, die, wie es der Aufschlag zu dieser Debatte formuliert, „von Anbeginn nicht Anonymität, sondern Intimität zum Dreh- und Angelpunkt ihres Stadtverständnisses“ macht (Hutta/Schuster 2022: 97), entspricht dieser queeren Skepsis. Für viele gleichgeschlechtlich begehrende Menschen war es über weite Strecken des 20. Jahrhunderts genau andersherum: In den großen Städten konnten sie miteinander intim werden, gerade weil Nachbar*innen und Passant*innen sie nicht erkannten und sich nicht darum scherten, was sie taten und mit wem. Die Anonymität der vielen ermöglichte in gewisser Weise die Intimität der wenigen. Gerade die urbane Unbekanntheit ermöglichte intime Formen des Beieinander, die in kleinen Städten oder ländlichen Gegenden zu riskant gewesen wären. „Es“ sollte ja schließlich nicht rauskommen. Deswegen fuhr man in die Metropolen, um „es“ zu treiben (Aldrich 2004; Weston 1995; D’Emilio 1983).

Der Versuch dieser Debatte, die Stadt einmal anders, nämlich als Ort intimer Infrastrukturen zu begreifen, ist aus queerer Sicht also ein alter Hut. Die Erzählungen der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, die ich zur Gefühlsgeschichte der Homosexualitäten in der Bundesrepublik befragt habe (Gammerl 2021), strotzen geradezu von Verweisen auf solche materiellen Anlagen, die zur urbanen Intimität einladen: Bahnhofstoiletten, homophile Herren- und Frauenlokale, Böschungen am Flussufer, Lesbenfrühlingstreffen, großstadtnahe Autobahnparkplätze und so weiter und

so fort. Vor diesem Hintergrund möchte ich nun drei Phänomene genauer durchdenken: das Intime, das Öffentliche und das Ländliche.

1. Intimes

Queer betrachtet gibt es keinen Gegensatz zwischen Anonymität und Intimität, vielmehr sind die beiden eng miteinander verwoben. Vor allem, aber nicht nur dort, wo Homo-Sex unter Strafe steht, entfaltet sich körperliche Intimität zwischen gleichgeschlechtlichen Partner*innen oft dann, wenn die Beteiligten einander nicht beim Namen kennen. Was im heteronormativen Rahmen als unteilbares Gesamtpaket gilt, das Bündel aus körperlicher, persönlicher und sozialer Intimität, löst sich auf dem queeren Feld in seine Einzelteile auf. Die Menschen, mit denen man geschlechtlich verkehrt, sind oft andere als diejenigen, mit denen man persönlich vertraut ist oder denen man gesellschaftlich begegnet. Lange Zeit war es in der „Subkultur“ üblich, sich nur mit Vor- oder einem Szenenamen anzusprechen. In Westdeutschland achteten männerbegehrende Männer und frauenbegehrende Frauen vor allem in den 1950er- und 1960er-Jahren oft akribisch darauf, dass die Kreise ihrer Familie, ihrer Arbeit und ihrer Sexpartner*innen einander nicht berührten. Sie führten ein Doppel- oder Mehrfachleben, in gewisser Weise eine im Alltagsleben und auf individueller Ebene zeitlich und räumlich koordinierte Infrastruktur, die unterschiedliche Aspekte des Intimen voneinander trennt.

Anonymität bestimmt das körperliche Beieinander vor allem beim Cruisen, also bei flüchtigen sexuellen Kontakten in Parks, Pornokinos, Darkrooms oder anderswo. An besser beleuchteten Orten der queeren Subkultur, in Bars oder Tanzlokalen, konnten die verschiedenen Aspekte des Intimen auch wieder näher zusammenrücken: Man tauschte Zärtlichkeiten ebenso aus wie anzügliche Bemerkungen und kannte einander oft als die Gräfin, als den Abt, als Ilona Ignoranza. Derlei fantastische Namen boten nicht nur Schutz vor polizeilicher Identifizierung, sondern auch Gelegenheit zum Experimentieren mit Geschlechtergrenzen, beispielsweise in den Tuntenszenen der 1970er- und 1980er-Jahre. Deren einfallsreiches Namensspektrum lässt sich nur schwer einfangen. Das fiel mir auf beim Versuch, für den Tuntennamen eines Gesprächspartners ein adäquates Pseudonym zu finden. Im Prinzip ist ja auch die Pseudonymisierung ein ganz ähnlicher Identitätsschutz qua Alias, ein Vermeiden des Klarnamens, das es den Einzelnen leichter machen soll, über intime Details zu sprechen, ohne dass sie (oder Dritte) deren Veröffentlichung fürchten müssten.

Einzelne Gesprächspartner trennten sogar verschiedenen Dimensionen der körperlichen Intimität, indem sie sozusagen zwischen höheren und niederen Ebenen, zwischen Ober- und Unterleib eine klare Grenze zogen. Der 1938 geborene Herr Kuhn hatte jahrelang Sex mit anderen Männern, aber die Idee, dass zwei Männer sich küssen, fand er abstoßend. Der Lippen- oder Zungenkuss galt ihm als ein Register des Intimen, das heterosexuellen Ehepaaren vorbehalten war. 1969 wurde Herr Kuhn erstmals von einem anderen Mann auf den Mund geküsst. Ein Schock, der sein Sexleben veränderte. Seither kombiniert er den aufs Genital konzentrierten Verkehr auch mit anderen Formen der Zärtlichkeit. Aber nach wie vor fällt es ihm nicht immer leicht, sozusagen ganzkörperlich mit anderen Männern intim zu sein. Hier zerteilt die Distinktion zwischen Aspekten des Intimen den Körper. Anknüpfend an das Konzept vom *total body sex*, also der Ausdehnung der sogenannten erogenen Zonen auf Brustwarzen, Ohrläppchen, Fußsohlen usw., an der nach Ansicht des Sexhistorikers Edward Shorter (2005) im 20. Jahrhundert immer mehr Menschen Gefallen fanden, könnte man von einer *total body physical intimacy* sprechen, die aus queer-historischer Perspektive mitnichten selbstverständlich war und ist. Vielmehr zeigt sich, dass Intimität verschiedene Aspekte und Ebenen hat, die sich nicht unbedingt zu einem konsistenten Ganzen fügen.

2. Öffentliches

Ähnlich vielschichtig gestaltet sich bei genauerer Betrachtung das, was gemeinhin als Öffentlichkeit gilt, im Verhältnis zu ihrem vermeintlichen Gegenstück, der Privatsphäre. Der Blick auf die queere Geschichte zeigt, wie das angeblich Private immer wieder zum Ort öffentlicher Eingriffe wurde, wenn es darum ging, hegemoniale Moralvorstellungen durchzusetzen. Lauren Berlant wurde nicht müde, in ihren Arbeiten zur Intimität dieses auf den ersten Blick paradoxe Ineinander zu betonen (Berlant 1998). Auch die teilweise Entkriminalisierung des zwischenmännlichen Geschlechtsverkehrs in den 1960er-Jahren in Westdeutschland, England und anderswo war aufs Engste mit seiner Verbannung in die Unsichtbarkeit der Privatsphäre verknüpft. Diese war kein Gegenpol zum, sondern ein Produkt des Durchgreifens der öffentlichen Hand.

Und auch seither hat diese Hand immer wieder Wege gefunden, in privaten Zonen zuzuschlagen, um beispielsweise die BDSM-Sexualpraktiken von Menschen zu regulieren. In seiner Analyse eines von der britischen Polizei in den späten 1980er-Jahren betriebenen Verfahrens zeigt David

Bell (1995), wie ein privates Hotelzimmer aufgrund der Anwesenheit von mehr als zwei schwulen Männern rechtlich als ein öffentlicher Raum betrachtet werden konnte. Das erlaubte es wiederum der Polizei, ein zu privaten Zwecken aufgenommenes Video als Beweismaterial in einem Strafprozess zu verwenden, in dem einige der Männer aufgrund von einvernehmlich vorgenommenen sexuellen Handlungen der Körperverletzung für schuldig befunden wurden (vgl. dazu aus lesbischer Perspektive Beresford 2016).

Deswegen ist auch der Vorwurf des entpolitisierenden Rückzugs ins Private gerade im queeren Kontext so widersinnig. Wer sich therapeutischen Projekten widmete oder auf intime Beziehungen konzentrierte, wurde oft allzu leichtfertig bezichtigt, sich in eskapistischer Manier dem öffentlichen Kampf gegen die hetero-sexistische Unterdrückung zu entziehen. Diese Unterstellung spiegelt den im Aufschlag zur Debatte erwähnten Gegensatz zwischen progressiver Öffentlichkeit und regressiver Intimität. Das Streiten für die Möglichkeit, als gleichgeschlechtliches Paar öffentlich sichtbar zusammenzuleben, war jedoch alles andere als unpolitisch.

Frau Lehmann, die ich 2009 interviewte, betonte, dass sie zuallererst durch die Forderung nach der „Ehe für alle“ zur Aktivistin geworden sei. Frühere homopolitische Debatten über den Paragraphen 175 oder den Umgang mit HIV hätten es ihr und ihrer Partnerin nicht ermöglicht, als lesbisches Paar und als Lesben sichtbar zu werden. Mit den Kampagnen für die sogenannte Homo-Ehe habe sich das ab den 1990er-Jahren verändert, sagte die damals ungefähr 40-jährige Frau Lehmann. Auch die „normalen“ Nachbar*innen hätten nun ihr Lesbischsein zur Kenntnis genommen. Gleichzeitig plakatierte die Aktion Standesamt vor allem in den großen Städten Bilder von schwulen und lesbischen Paaren, um für die Öffnung der Ehe zu werben: Paare im Bett, beim Frühstück, beim Aussuchen der Verlobungsringe – diese Sichtbarmachung gleichgeschlechtlichen Zusammenlebens lässt sich auch als eine urbane Infrastruktur des Intimen begreifen. Und sie zeigt, dass in Zeiten der Normalisierung sexueller Vielfalt körperliche, persönliche und soziale Intimität auch zu einem homonormativen Gesamtpaket zusammengebunden werden können.

In den 1970er-Jahren herrschten noch ganz andere Verhältnisse. An eine plakative Veröffentlichung gleichgeschlechtlicher Intimität war damals nicht zu denken. Stattdessen organisierten Aktivist*innen couragiert intime Öffentlichkeiten: Mit Lauren Berlants Begriff der *intimate publics* lassen sich die schwulen und lesbisch-feministischen Demonstrationen der 1970er-Jahre als Phänomene begreifen, die Öffentliches und Intimes inei-

inander verschränkten. In Abgrenzung zur drastischen Feindseligkeit der Passant*innen schufen die zusammen Protestierenden eine Art Blase, eine temporäre Zone der Sicherheit, in der sie das öffentliche Zeigen gleichgeschlechtlicher Intimität einüben konnten. Laut Berlant schafften es Frauen im späten 19. Jahrhundert dank rührseliger Bilder und Geschichten, auf eine bessere, weniger von sexistischer Ausbeutung geprägte Zukunft zu hoffen und so ihre miserable Gegenwart zu überleben.

In ähnlicher Weise betonten mehrere meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, dass sie auf schwul-lesbischen Demos die Kraft und den Mut geschöpft hätten, die sie brauchten, um ihren Alltag durchzustehen. Allerdings beehrten sie dabei, anders als das weibliche Lesepublikum, das Berlant betrachtet, explizit gegen das System der Unterdrückung auf, unter dem sie litten. Man könnte von einer intimen Gegenöffentlichkeit sprechen: Die 1947 geborene Frau Fischer erzählt, wie sie und andere Frauen bei Lesbentreffen in den 1970er-Jahren ganz bewusst als Gruppe durch die Straßen liefen und Zärtlichkeiten miteinander austauschten, um missbilligende Blicke seitens ihres zufälligen Publikums zu provozieren. Diese vielschichtige soziale Dynamik geht über die schlichte Dichotomie von öffentlich und privat weit hinaus und bewegt sich, mit Oswin und Olund gesprochen, im „schwer fassbaren Raum zwischen einem rein solipsistischen ‚Ich‘ und einem gänzlich subsumierenden ‚Wir‘“ (vgl. Hutta/Schuster 2022).

3. Ländliches

Mit ihrer Erzählung von der provokativ zur Schau gestellten zwischenfraulichen Intimität bringt uns Frau Fischer zum letzten Punkt. Die Geschichte ereignete sich nämlich nicht in West-Berlin oder einer anderen Großstadt, sondern bei einem Lesbentreffen auf dem Land. Es ist interessant, dass wir hier von urbaner Intimität sprechen, ohne wirklich über eines ihrer Gegenstücke nachzudenken: die rurale Intimität. Allzu oft bleibt die räumliche Kontrastfolie des Landes außen vor, wenn von der Stadt die Rede ist. Auch die queere Geschichte war lange Zeit vom metro-normativen Fokus auf Metropolen und von der Nichtbeachtung kleinstädtischer und ländlicher Phänomene bestimmt (vgl. Herring 2010; Gammerl 2020; Jennings 2018). Das liegt vor allem an der eingangs zitierten Annahme, dass sich gleichgeschlechtlich begehrende Menschen nur in der urbanen Anonymität unbeschwert auf Partner*innensuche begeben könnten.

Die dem Land oft unterstellte soziale Kontrolle des Jede*r-kennt-Jede*n verhinderte allerdings nicht immer die Homo-Intimität. Der 1935 gebo-

rene Herr Schumann erzählte beispielsweise, dass keiner der anderen Dorfbewohner ihn wegen seiner Männerbeziehungen anzugreifen wage, weil er früher als Jugendlicher mit allen von ihnen „herumgemacht“ habe. Ein Vergleich zwischen den verschiedenen Erzählungen zeigt jedoch, dass die rurale Dichte sozialer Kontakte vor allem die männlichen Angehörigen ortsansässiger, wohlhabender und einflussreicher Familien vor homophoben Angriffen schützte. Arme, zugezogene oder weibliche Gesprächspartner*innen erlebten die „Dorfgemeinschaft“ eher als eine feindselige Umgebung.

Aufschlussreicher für unsere Debatte ist vielleicht ein letzter Gedanke zur Heterogenität des Urbanen im Gegensatz zur vermeintlichen Homogenität des Ruralen. Aufs Ganze gesehen trifft diese Unterscheidung tendenziell zu: In der Stadt gibt es mehr Vielfalt. Aber wenn man den Maßstab wechselt und auf die intimere Ebene von Gruppen schaut, die sich innerhalb von städtischen oder ländlichen Gesellschaften formieren, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. In großen Städten gibt es meist mehrere Orte queerer Soziabilität. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich dort jeweils Personen aus bestimmten Milieus zusammenfinden. Student*innen, Migrant*innen, Unternehmer*innen und so weiter verkehren oft in unterschiedlichen Kreisen. Gleiches gilt für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transpersonen. Die Erzählungen meiner Gesprächspartner*innen weisen darauf hin, dass auf dem Land oft das Gegenteil der Fall war: Es gab nur eine queere Gruppe oder einen Treffpunkt in der näheren Umgebung, und dort ging dann eben der Sparkassenangestellte ebenso hin wie die Rechtsanwältin oder der Kassierer.

Insofern könnte man die soziale Heterogenität als ein Spezifikum queerer Soziabilität auf dem Land begreifen, während die queeren Gruppen im Urbanen oft homogener waren. Ob man hier von einer „politisch potente[n] Heterogenität“ (Hutta/Schuster 2022: 97) im Sinne des Aufschlags zu dieser Debatte sprechen kann? Ob sich in der ruralen Intimität eine an der Heterogenität queerer Soziabilität geschulte größere Fähigkeit entwickelt, über vielerlei Unterschiede hinweg Solidarität zu organisieren und Allianzen für breitere gesellschaftliche Mehrheiten zu schmieden? Vielleicht gelingt es queeren Menschen auf dem Land leichter als in der Stadt, nicht – um eine Formulierung des Aufschlags zu dieser Debatte aufzugreifen – über ihre Differenzen zu stolpern, sondern intime Verbindungen aus ihnen zu formen?

Diese Fragen bleiben offen. Sie zeigen, wie queer-historische Perspektiven die Debatte über Infrastrukturen städtischer Intimität bereichern

können. Sie tragen zur Differenzierung der Figur des Intimen bei, sie spinnen den Gedanken des Öffentlichen weiter und sie lassen urbane im Vergleich mit ruralen Intimitäten in einem neuen Licht erscheinen. Die Bezüge zwischen Intimitäten und Infrastrukturen zu erforschen, bleibt ein spannendes Unterfangen, in dessen Verlauf man wohl noch auf viele weitere „unpredictable junctures of material and symbolic power“ (Wilson 2016: 247) stoßen wird.

Die Publikation dieses Artikels wurde durch Publikationsmittel des European University Institute Florenz gefördert.

Autor_innen

Benno Gammerl ist Historiker. Er forscht zur queeren Geschichte, zur Imperien-geschichte, zu Emotionen und zu Migration und Sexualität.
Benno.Gammerl@eui.eu

Literatur

- Aldrich, Robert (2004): Homosexuality and the city. An historical overview. In: *Urban Studies* 41/9, 1719-1737.
- Bell, David (1995): Pleasure and danger. The paradoxical spaces of sexual citizenship. In: *Political Geography* 14/2, 139-153.
- Beresford, Sarah (2016): Lesbian spanners: A re-appraisal of UK consensual sadomasochism laws. In: *Liverpool Law Review* 37/1-2, 63-80.
- Berlant, Lauren (1998): Intimacy. A special issue. In: *Critical Inquiry* 24/2, 281-288.
- D'Emilio, John (1983): Sexual politics, sexual communities. The making of a homosexual minority in the United States, 1940-1970. Chicago: University of Chicago Press.
- Gammerl, Benno (2020): Raus aufs Land? Der Ausstieg der Landesbenbewegung in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren. In: Petra Terhoeven / Tobias Weidner (Hg.), *Exit. Ausstieg und Verweigerungen in „offenen“ Gesellschaften nach 1945*. Göttingen: Wallstein, 239-261.
- Gammerl, Benno (2021): anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte. München: Hanser.
- Herring, Scott (2010): Another country. Queer anti-urbanism. New York: New York University Press.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): Infrastrukturen städtischer Intimität. Einladung zu einem Gedankenspiel. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Jennings, Rebecca (2018): Creating feminist culture. Australian rural lesbian-separatist communities in the 1970s and 1980s. In: *Journal of Women's History* 30/2, 88-111.
- Shorter, Edward (2005): *Written in the flesh. A history of desire*. Toronto: University of Toronto Press.
- Weston, Kath (1995): Get thee to a big city. Sexual imaginary and the Great Gay Migration. In: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies* 2/3, 253-78.
- Wilson, Ara (2016): The infrastructure of intimacy. In: *Signs* 41/2, 247-280.

Infrastruktur, Intimität und Konsens – Fragen verdichteter Kräfteverhältnisse

Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster
„Infrastrukturen städtischer Intimität“

Jenny Künkel

Debatte zu:
Jan Hutta, Nina Schuster:
„Infrastrukturen
städtischer Intimität“

Kommentare von:
Benno Gammerl, Laura
Kemmer, Jenny Künkel,
Elisabeth Millitz, Lucas
Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
Jan Hutta, Nina Schuster

Mit dem Debattenaufschlag „Infrastrukturen städtischer Intimität“ bringen Jan Hutta und Nina Schuster (2022) ein junges Forschungsfeld nach Deutschland, das Fragen von Geschlecht und Sexualität miteinander verknüpft, diese anti-identitär fasst und verstärkt affektive Dimensionen einbezieht. Unter Rückgriff auf einen breiten Infrastrukturbegriff wird das weite Feld der körperlichen und/oder emotionalen Nahbeziehungen auf gesellschaftlich wichtige Netzwerke und Ressourcen-distributionssysteme bezogen. Hutta und Schuster betonen – ganz im Sinne einer Forschung, die „Intimität“ immer schon als vermachtetes Konstrukt verstand (Berlant 1998) –, dass Infrastrukturen Macht- und Herrschaftsverhältnisse (re-)produzieren. Zwar siedelten sich vor allem in Nischen des Kapitalismus auch gegenhegemoniale Infrastrukturen an, oft jedoch seien Infrastrukturen heteronormativ, rassistisch sowie durch Kapitalinteressen oder *able-bodiedness* strukturiert. Daher sei zu untersuchen, wie „*infrastrukturelle Rahmenbedingungen* – einschließlich ihrer Materialitäten, Bedeutungen und Affekte“ (Hutta/Schuster 2022: 105, Hervorh. i. O.) – bestimmte Intimitäten fördern oder erschweren.

Dieser machtkritische Fokus erschwert eine Kommentierung, denn ich stimme mit Hutta und Schuster schlicht zu 99 Prozent überein. Im Folgenden führe ich daher ein Thema aus, dass die beiden in ihrem Überblick nur streifen: sexualisierte Gewalt, die Teil intimer Beziehungen und ebenfalls infrastrukturell vermittelt ist. Dieses vermachtete, emotional diskutierte Thema regt zugleich dazu an, vor möglichen Fallstricken eines Infrastrukturfokus zu warnen. Denn die Infrastrukturforschung verabschiedet sich – entgegen der machtkritischen Konzeption von Hutta

und Schuster sowie der Literatur zu Intimitäten, in der diese sich verorten – teils von Kritischer Gesellschaftstheorie (wie ich im Folgenden ausführere). Demgegenüber möchte ich vorschlagen, den Begriff der Struktur im Konzept der Infrastruktur ernst zu nehmen und das neue Forschungsfeld unter Vermeidung essenzialistischer Materialismen staats- und kapitalismustheoretisch zu unterfüttern – zum Beispiel durch ein Verständnis von Infrastrukturen als materiell-semiotische Verdichtung von Kräfteverhältnissen in Anschluss an Poulantzas (2011 [1978]).

1. Staats- und Kapitalismustheorie systematisch einbeziehen und erweitern

Eine materialistische Perspektive denken Hutta und Schuster mit Verweis auf Adamczaks (2017) Konzept der „Beziehungsweisen“ bereits an. Damit bieten sie einen theoretischen Rahmen an, der über einen bloßen Fokus auf Infrastrukturen hinausgeht (ich komme später darauf zurück). Adamczak stützt sich auf eine Marx'sche Subjektkonzeption, nach der Menschen stets durch Beziehungen hervorgebracht sind. Die Beziehungen treten uns allerdings oft in verdinglichter Form entgegen (z. B. vermittelt via Vertrag oder Markt). So drängt etwa die unpersönliche Herrschaft der kapitalistischen „Wertvergesellschaftung“ (Heinrich 2020) (Produktions-) Mittellose zum Verkauf ihrer Arbeitskraft und Kapitalist*innen zur Profitmaximierung. Dies bedeutet zweierlei: Erstens entsteht gesellschaftlicher Wandel nur in begrenztem Maße aus geänderten individuellem Verhalten oder Moralappellen, sondern braucht Strukturveränderungen (im genannten Beispiel etwa die Absicherung durch sozialstaatliche und Commons-Infrastrukturen oder Vergesellschaftung). Zweitens sind die Beziehungen, die Adamczak in den Mittelpunkt stellt, nicht unmittelbar als vermachtete Verhältnisse zwischen Personen erkennbar. Wenn sie zur Struktur geronnen sind, konservieren sie für eine gewisse Dauer Machtverhältnisse. Sie determinieren Handeln zwar nicht, lenken es aber in bestimmte Richtungen. Dies gilt insbesondere für die unpersönliche Herrschaft im Kapitalismus, die, wie wir noch sehen werden, bei intimen Beziehungen besonders „unsichtbar“ bleibt. Adamczak ist hier hilfreich, da sie für ein Sichtbarmachen der Macht in den geronnenen Beziehungen plädiert, wenn sie fragt, welche solidarischen Beziehungen wir für eine postrevolutionäre Zukunft erproben und institutionalisieren müssten. Dabei legt sie gezielt den Finger in die Wunde und fordert, auch alternative Praxen auf ihr (un-)emanzipatorisches Potenzial abzuklopfen, indem wir schauen, welche Beziehungen darin instituiert werden (z. B. qua Analyse

der konkreten Organisation und diskursiven Konstruktion von queeren Workshops, Vielelternfamilien, Bordellkollektiven oder BDSM-Klubs).

Was hat dies nun mit Infrastrukturen zu tun? Diese sind aus marxistischer Perspektive zunächst schlicht als eine von vielen gesellschaftlichen Strukturen verstehbar und zugleich als Formen des In-Beziehung-gesetzt-Werdens. Sie wären dann auch im Ensemble mit anderen Strukturen zu analysieren. Die Infrastrukturforschung neigt allerdings zu einer Verengung: Erstens steht trotz einer breiten Konzeptualisierung im Fokus empirischer Analysen der Intimität häufig nur eine, nicht selten lokale Infrastruktur. Diese ist keinesfalls immer baulich-physischer Natur wie das „Zuhause“ (Amrov 2017), sondern rückt oft ein soziales Netzwerk ins Zentrum (z. B. das technisch-menschliche Sorgenetzwerk für Gewaltopfer, vgl. Tseng et al. 2022) oder ist – aufgrund des Interesses der *science and technology studies* am Thema – häufig sogar digital (wie etwa das Datennetz von Dating-Apps, vgl. Weltevrede/Jansen 2019). Dennoch ist die Infrastruktur in der Regel insofern „greifbar“, als auch die nicht-materielle Infrastruktur konzeptuell aus physischen Netzwerkstrukturen abgeleitet ist, wie zum Beispiel der Ab-/Wasserversorgung (Datta/Ahmed 2020). Demgegenüber geraten abstraktere, nicht-netzwerkförmige Strukturen wie Elterngeld oder Märkte sowie gegen Dritte einsetzbare Ressourcen wie Polizei und Gefängnis – die von einer breiten Konzeptualisierung von Infrastruktur durchaus erfasst werden (Berlant 2016) – in der empirischen Praxis kaum in den Fokus. Als Effekt werden dann zum Beispiel eher Datenströme als Geldströme oder Rechtssysteme analysiert (vgl. aber u. a. Filmer 2020, der Governance zur Infrastruktur erklärt). Dabei wären Institutionen, die Intimitäten strukturieren, durchaus als fürsorgende, juridische und repressive Infrastrukturen fassbar (mit welchem analytischen Mehrwert sei hier zunächst dahingestellt). Zweitens tendiert die Literatur zumindest in Teilen dazu, systematisch ausformulierte Macht- und Herrschaftstheorien durch den Infrastrukturbegriff und -fokus zu ersetzen.

Ich beginne dem zweiten Aspekt, denn hier wird ein gemeinsames Problem deutlich: Beide Verengungen fußen auf einer eigentümlichen Verbindung des *infrastructural turn* mit einer Scheu vor Kritischer Gesellschaftstheorie. In Teilen der Literatur verdrängt eine Befassung mit der *agency* von Materialität die Auseinandersetzungen mit den ins Materielle eingeschriebenen sozialen Beziehungen (die Kritik am *new materialism* will ich hier nicht wiederholen, vgl. dazu Künkel 2015). In anderen Beiträgen ersetzt die Infrastruktur selbst einen gesellschaftstheo-

retischen Strukturbegriff. So definieren etwa Besedovsky et al. (2019: 581) in einem Artikel über „Time as infrastructure“ Infrastrukturen nicht nur als neues Analysekonzept, sondern zugleich als „structures that underlie and powerfully shape current forms of social organization and interaction“. Den Wert des „Analysetools“ Infrastruktur sehen sie darin, dass diese 1) bestimmte (städtische) Praktiken verhindern oder fördern, 2) Verbindungen oder Exklusion schaffen können, 3) Pfadabhängigkeiten schaffen, 4) Beziehungen zu menschlicher und gebauter Umwelt strukturieren, 5) eine Ressource darstellen und 6) bestimmte Praktiken als Gewohnheit verstetigen. Diese aus dem Blick auf materielle Elektrizitäts-, Wasser- oder Verkehrsnetze stammende analytische Perspektive werde zunehmend ausgeweitet auf weitere, auch immaterielle Bereiche wie politische Strukturen oder Wissen. Der Weg der Ableitung aus materiellen Infrastrukturen, um zu einem analytischen Werkzeug zu kommen, das zentrale Leistungen eines historisch-materialistischen Strukturbegriffs erreicht, mag etwas umständlich, aber abgesehen von den fehlenden Quellen kaum problematisch, jedenfalls nicht machtunkritisch erscheinen. Wenn dann als zentraler Grund, weshalb es ein solches neues Analysetool braucht, allerdings angegeben wird: „[T]emporal arrangements that define late capitalism are frequently illegible and the agencies that define them are difficult to analyze“ (Besedovsky et al. 2019: 583), wird jedoch deutlich, dass hier nicht nur alter Wein in neuen Schläuchen verkauft wird. Vielmehr zeugt es von einer gezielten Vernachlässigung der – im Vergleich zu groben Kategorien wie „Praktiken verhindern oder fördern“ deutlich konkreteren – empirischen und theoretischen Erkenntnisse marxistischer Perspektiven, welche die Zeitstrukturen des Spätkapitalismus bereits lesbar machen (Rosa 2013). Auch dezidierte Abgrenzungsversuche vom Strukturbegriff innerhalb des Forschungsfeldes überzeugen wenig. So betont etwa Berlant (2016: 393):

„Infrastructure is not identical to system or structure, as we currently see them, because infrastructure is defined by the movement or patterning of social form. It is the [...] liveworld of structure.“

Trotz des Wortes „we“ ist diese Darstellung ein *othering*. Mit der Abgrenzung vom vermeintlich allseits akzeptierten orthodoxen Verständnis von Struktur, das als fix, unlebendig und nicht – wie oben gezeigt – durch Praxen hervorgebracht kritisiert wird, werden ganze Theorietraditionen unterschlagen. Dies ist bedauerlich, da mit der Absage an historisch-materialistische Theorien bereits existierende Analysekonzepte und zu ex-

plorierende Machtmechanismen, nicht zuletzt hinsichtlich des kapitalistischen Staates, übersehen werden.

Denn was sind Infrastrukturen eigentlich? Hutta und Schuster definieren sie mit Larkin (2013: 328) als „Netzwerke, die den Fluss von Waren, Menschen oder Ideen befördern und deren Austausch über den Raum hinweg ermöglichen“. Doch warum eigentlich Waren und nicht zum Beispiel Dinge? Die Benennung ist kein Zufall, denn historisch bezeichnete der zunächst in der Militärsprache etablierte Begriff Strukturen wie Straßen, Eisenbahnlinien, Wasser- und Stromnetze, die zugleich zentrale Wegbereiter der Moderne und des Industriekapitalismus waren (Gandy 2011). Heute gilt das Konzept als „slippery term“ (Edwards 2003: 186), der für „essentially any important, widely shared, human constructed resource“ (ebd. 187) verwendet wird. Klassische Definitionen fassen darunter „alle staatlichen und privaten Einrichtungen, die für eine ausreichende Daseinsvorsorge und wirtschaftliche Entwicklung als erforderlich gelten“ (bpb 2016). Die neue wissenschaftliche Literatur, die dem Begriff auch als theoretisches Analysetool nutzt, weitet diese Definition noch aus und erfasst damit alles „what organizes life“ (Berlant 2016). Jene Definitionen, die „Wichtigkeit“ oder „Erforderlichkeit“ sowie mindestens zwei in unserer Gesellschaft so zentrale Bereiche wie menschliche Grundbedürfnisse und Wirtschaft oder gar jegliche menschengemachte „Ressource“ ins Zentrum stellen, machen es schon ein bisschen weniger aufregend, dass die heutige Geographie Infrastrukturen als zentral für die Gestaltung sozialen, auch intimen Lebens entdeckt. So erklärt Wilson (2016: 247), eine Begründerin des Forschungsfelds der „Infrastrukturen der Intimität“, ihr Interesse am Thema folgendermaßen: „[I]nfrastructures are involved in social relations and, in many cases, shape the conditions for relational life“. Jedoch scheint es letztlich wenig verwunderlich, dass machtinteressierte Forscher*innen wie Wilson in einem so zentralen Feld Macht vorfinden: „There is power in the sewer.“ (ebd.: 248). Wichtiger noch ist aber mit Blick auf die gängigen Definitionen: Wenn die weitgehend durch den Staat organisierte Daseinsvorsorge und die wirtschaftliche Entwicklung für das Konzept derart zentral sind, kommt eine machtkritische Infrastrukturforschung nicht ohne Staats- und Kapitalismustheorie aus. Das heißt natürlich nicht, dass die im Feld der Infrastrukturen der Intimität betonten Affekte keine Berechtigung hätten. Es bedeutet lediglich, dass emotionale Welten ohne die Analyse von Staat und Kapitalismus nicht zu verstehen sind, weil Affekte nicht individuell, sondern gesellschaftliche Prozesse und zugleich Strukturen sind (Penz/

Sauer 2016). Gleiches gilt natürlich auch für die vielfältigen, konstitutiv verwobenen und keinesfalls nur sekundären Herrschaftsverhältnisse wie Nation, Rassismus, Post-Kolonialismus oder Ableismus.

Die Zentralität von Staat und wirtschaftlicher Entwicklung deuten sowohl Hutta und Schuster als auch Wilson an, etwa wenn sie auf Austeritätspolitiken verweisen. Doch wenn es bei Wilson (2016: 248) heißt, „infrastructure is also a shortcut to political economy“, dann muss eben darauf geachtet werden, dass im Rahmen der „Abkürzungsstrategie“ nicht – wie oben am Beispiel der Zeitinfrastrukturen erläutert – eine theoretische Durchdringung von Infrastruktur durch Infrastrukturthemen (die ohnehin in Teilen schlicht Raumanalysen neu benennen) ersetzt wird. Vielmehr gilt es, im Rahmen einer Neu(er)findung des Feldes existierende Staats- und Kapitalismustheorien umfassend zu nutzen und zu erweitern. Denn diese sind einerseits kompatibel mit dem – keineswegs falschen, aber recht groben – Analyseraster kritischer Infrastrukturforschung, die (Zeit-)Räume und Infrastrukturen als durch Machtverhältnisse produziert und diese produzierend fasst. Andererseits können die Staats- und Kapitalismustheorien zur Verfeinerung des groben Rasters herangezogen werden. So ist beispielsweise Poulantzas (2011 [1978]) Analyse des Staates als materieller Verdichtung von Kräfteverhältnissen als ein ähnliches Wechselspiel angelegt: zwischen heterogenen gesellschaftlichen Kräften, vor allem Klassen, deren Interessen in bestimmten staatlichen Strukturen wie Polizei, Gefängnis, Schule, Sozialamt für eine gewisse Dauer institutionalisiert sind. Diese Institutionalisierungen wirken, wie es Jessop (2004) mit dem Begriff der „gendered selectivities of the state“ intersektionaler und das Symbolische stärker einbeziehend ausdeutete, zugleich strukturierend auf die Gesellschaft und damit auf die konkreten Handlungsbedingungen Einzelner. Gleichwohl zeigt die spezifischere Theorie, dass es gerade eine „zentrale Leistung“ (Belina et al. 2013: 52) des heterogenen, multiskalaren Staates ist, herrschende Interessen zu organisieren und subalterne Interessen zu desorganisieren, indem Letztere zwar auch berücksichtigt werden, jedoch eben nur partiell.

Hinsichtlich Intimitäten hat das selektive staatliche Aufgreifen queere feministischer Bewegungsforderungen im Zuge der Neoliberalisierung eine zentrale Bedeutung: vor allem die Produktivmachung von Subjekten im Namen der Geschlechtergleichheit und die Punitivierung (also die Zunahme strafender Reaktionen auf Normabweichung und Gewalt) im Namen des Frauenschutzes. Denn im Feld des Intimen fand gegenüber den pruden, kleinfamilial-patriarchalen 1950er Jahren ein ausgepräg-

ter Normwandel statt – nicht zuletzt durch die Gewaltskandalisierung und sexuelle Befreiungsforderungen der 68er- und Frauenbewegungen. Zudem führte das Ende des Fordismus zu Verschiebungen der vergeschlechtlichten Arbeitsteilungen, die familiäre Arrangements prägen. Feministische Autor*innen kritisieren, dass Frauen unter dem Leitbild des „adult worker model“ (Lewis/Giullari 2006) zwar in Arbeitsmärkte integriert wurden, Arbeitsverhältnisse aber zugleich entschert wurden und Verantwortung für Familie und Haushalt überproportional weiblich bleibt. In ähnlicher Weise lasse eine „Neue Homonormativität“ (Duggan 2002) unter Stichworten wie „Diversitätspolitik“ zwar normabweichende Sexualitäten zu, inkludiere aber vor allem monogame, weiße Leistungsträger*innen; Familienförderung vermische sich stark mit Mittelschichtsförderung (z. B. wird das „Elterngeld“ vom Arbeitslosengeld II abgezogen und steigt mit dem Einkommen; vgl. Kemper/Mösgen 2017; demgegenüber werden zum Beispiel arme migrantische Eltern durch Begrenzung des Kindergeldbezugs oder durch drohende Abschiebung im Falle von Obdachlosigkeit mit Kindern aus dem Sozialstaat gedrängt; vgl. Kanalan 2020). In jüngerer Zeit wird ausgehend von Beobachtungen in den USA zudem ein „carceral feminism“ (Bernstein 2010) problematisiert: Ein verbesserter Zugriff vor allem weißer Mittelschichtsfrauen auf den Repressionsapparat löse sozialstaatliche Lösungsansätze ab. Statt zum Beispiel Intimpartner*innenschaftsgewalt auch durch die Schaffung von Wohnraum (jenseits von Monogamie und Kleinfamilie), den Abbau von Stressoren wie Armut sowie durch ehe- und familienunabhängige sozialstaatliche Absicherung zu bekämpfen, setzten Liberale im „feminist war on crime“ (Gruber 2021) auf obligatorische Festnahmen (selbst gegen den Willen der Opfer). Dies gefährde die ärmere Schwarze Bevölkerung – durch rassistische Polizeieinsätze, Job- und Wohnungsverluste sowie die Ingewahrsamnahme beider Parteien in strittigen Fällen.

Dieser schlagwortartige Abriss verdeutlicht dreierlei: 1) wie zentral der Staat und seine Verwicklungen mit Kapitalakkumulation für Intimitäten sind, 2) dass die selektive Einschreibung von Kräfteverhältnissen in den Staat in neoliberalen Zeiten oftmals Geschlecht gegenüber Klasse, *race* und weiteren Herrschaftsverhältnissen privilegiert, und 3) dass der strafende Staat zur Ressource aufstrebender, einfachdiskriminierter Gruppen, vor allem privilegierter Frauen, avanciert. Für eine Infrastrukturforschung der Intimitäten bedeutet das: Neben der oben beschriebenen „Unsichtbarkeit“ unpersönlicher Herrschaftsverhältnisse im Kapitalismus (Stichwort „Wertvergesellschaftung“) sind auch weniger „greifbare“ personenbe-

zogene Infrastrukturen wie sozialstaatliche Förderinstrumente zu berücksichtigen, anstatt physische Netzwerke wie Wasserleitungen oder gedanklich daraus abgeleitete immaterielle Netzwerke wie Datenflüsse zu privilegieren. Dies gilt auch insofern, als sich die Privilegierung von Netzwerken häufig auf die Annahme stützt, dass materielle und technische Infrastrukturen inklusive der darin verfestigten Machtverhältnisse in unserer Gesellschaft besonders stark als „natürlich“ verklärt würden, also weniger als Verhältnis zwischen Menschen denn als Mensch-Technikverhältnis erschienen – zumindest solange bis sie aufhören zu funktionieren, bis also das Wasser oder der Strom abgeschaltet oder bestimmten Menschen von vornherein vorenthalten wird (Star 1999; Wilson 2016). Jedoch sind nicht-materielle, abstrakte Infrastrukturen wie das Elterngeld oder die schulische Sexualerziehung mindestens ebenso verdeckte Mechanismen des In-Beziehung-Setzens (z. B. von Eltern unterschiedlicher Eigentumsklassen oder Kindern bei der Sexualitätserkundung), deren Macht es sichtbar zu machen gilt. Dabei gilt es, die Macht der Infrastrukturen gedanklich nicht zu stark von physischen Infrastrukturen abzuleiten und dualistisch als Ressourcenzugang oder -mangel zu fassen (wie den auf- oder zugekehrten Wasserhahn). Vielmehr sollte Macht komplexer gedacht werden und zum Beispiel auch der Einsatz von Infrastrukturen gegen oder zum Schaden Dritter betrachtet werden (wie etwa bei Polizeieinsätzen oder Emissionen). Welche Ergänzungen eine solche, umfassende (Infra-)Strukturperspektive bietet, skizziere ich im Folgenden am Beispiel sexualisierter Gewalt.

2. Sicherheiten hinterfragen

Dass Infrastrukturen Machtverhältnisse spiegeln und formen, ist ein Allgemeinplatz. Gerade der Mangel an Infrastrukturen gilt jedoch auch als Verstärker sexueller Gewalt und damit verknüpfter Geschlechterhierarchien. So nötigt beispielsweise eine fehlende Innentoilette zur Selbstexposition und zum potenziell gefährlichen Aufsuchen öffentlicher Orte oder aber zur Einschränkung von Trinken und Nahrungsaufnahme (Brauer 2020). Toiletten sind mithin gleichermaßen eine soziale wie materielle Struktur, die Gewalt hervorbringen oder verhindern kann, wie es McFarlane (2014) am Beispiel prominenter Vergewaltigungen und Ermordungen zweier *Dalit*-Teenagerinnen aus einem Armutsviertel in Indien 2013 herausgearbeitet hat.

Die Erkenntnis, dass Infrastruktur sexualisierte Gewalt prägt, ist wichtig, verweist aber zugleich auf Fallstricke des Infrastrukturfokus. Denn

einerseits zeigen feministische Forschungen auf, dass zum Beispiel Frauenabteile, die in Anschluss an den genannten Vergewaltigungsfall in Delhis U-Bahn eingerichtet wurden, die Frauenmobilität erhöhen (Sadana 2012). Andererseits wird dabei aber auch sichtbar, dass – entgegen der planerisch-politischen Debatte vor Ort – nicht allein die physische Materialität neue soziale Bedingungen schuf, sondern auch vermachtete Narrative über die Sicherheit im Untergrund im Vergleich zum noch stärker klassenübergreifenden, „unkontrollierten“ überirdischen Verkehr (ebd.: 17). Die indische Debatte um die Vergewaltigungen im Slum 2013 verdeutlicht weitere Probleme einer komplexitätsreduzierenden Fokussierung auf materielle Lösungen: Laut Datta und Ahmed (2020) essenzialisieren die Sicherheitsdebatten die materielle Struktur des Slums. Dieser erscheine qua Mangel an Privatraum als objektiv gefährlich, was durch Traditionen von Klassenhass, Slum-Clearings und (post-)kolonialer Segregation plausibilisiert werde. Demgegenüber blieben die weiteren Strukturen des Sexismus und deren Verbindungen vor allem mit Klasse und Kaste, die Vergewaltigungen produzieren, ebenso unadressiert wie die Marginalisierungsprozesse, die den Slum hervorbringen, wenn vorrangig Privatklos, Frauenabteile und andere materielle Strukturen der Privatisierung und Versicherheitlichung öffentlicher Räume als Lösung präsentiert werden.

Ich möchte diesen Gedanken weiterführen und im Sinne einer Analyse „unsichtbarer“ Herrschaftsverhältnisse und wenig „greifbarer“ Infrastrukturen dafür plädieren, ökonomische Verhältnisse auch jenseits des Augenscheinlichen (also der extremen Armut im Slum) zu suchen und Sexismus als materiell zu fassen. Ich mache dieses Plädoyer auch deshalb, weil in westlichen Kontexten nicht zuletzt queere, feministische und trans Räume zu den viel diskutierten Infrastrukturen der Intimitäten zählen und dort Sexismus bereits ein zentrales Thema der Sicherheitsdebatten ist – wenn auch meist in kulturalisierter Form als *rape culture*. Jüngere Arbeiten zu diesen Räumen haben mit Blick auf Sicherheitsdiskurse um *safe spaces* Machtverhältnisse herausgearbeitet. Diese wissenschaftlichen Analysen kommentieren aktivistische Diskussionen darüber, ob zum Beispiel Männer oder Personen mit bestimmten Verhaltensweisen aus alternativen Räumen ausgeschlossen werden dürfen. Diesbezüglich schlug Hutta (2009) den Begriff der „Geborgenheit“ vor, um Sicherheitsdebatten nicht durch Einengung auf die Kernemotion Angst auf das gefährliche „Anderere“ zu fokussieren. Mit der breiten Konzeptualisierung von Affektivität geraten Kollektivität und

Care stärker in den Blick. Das Roestone Collective (2014) spricht von *safer spaces*, um die Gleichzeitigkeit von Sicherheiten und Unsicherheiten am selben Ort zu verdeutlichen. Es kritisiert den lesbisch-feministischen Separatismus reiner „Frauenräume“, die zum Beispiel Transpersonen ausschließen. Fox und Ore (2010) problematisieren in ähnlicher Weise Gleichsetzungen von „Sicherheit“ mit dem „Komfort“ einfachdiskriminierter Personen. In ihrem empirischen Beispiel wollen queere weiße Student*innen in ihren Universitätsräumen „einfach nur schwul/bi/lesbisch sein“ – ohne mit Fragen der Migration behelligt zu werden. Für die im analysierten Fall ausgegrenzten migrantischen Queers ist der Komfort der singulären Identität („nur schwul“) aber unerreichbar. Dementsprechend mahnen solche Arbeiten Intersektionalität als Lösung an. Intersektionale feministische bzw. LGBTQIA-Sicherheitspolitiken werden hingegen kaum problematisiert.

Ich möchte im Folgenden am Beispiel feministischer Partyräume zeigen, wie Aktivist*innen trotz des Anspruchs der Intersektionalität exkludieren – nicht nur, weil sie in einer vermachteten Welt agieren, sondern auch, weil sie ökonomische Fragen marginalisieren und ihre Staatskritik oberflächlich bleibt.

In Deutschland erproben queerfeministische Aktivist*innen zur Sexismusbekämpfung Konzepte wie Awareness-Teams, die auf Partys den Raum patrouillieren und Konflikte bearbeiten sowie Informationen, Unterstützung und Rückzugsorte bieten. Meinen Forschungen (Künkel 2021; 2022) zufolge sind die dabei erprobten Beziehungsweisen allerdings weniger solidarisch, als Adamczaks revolutionäre Phantasien hoffen ließen. Denn die Aktivist*innen mischen ältere, nicht intersektional angelegte Debatten mit neueren, auch liberalen Konzepten, vor allem aus dem einflussreichen US-amerikanischen Diskurs. Insbesondere das im Awareness-Aktivismus noch weitgehend hegemoniale Konzept einer „Definitionsmacht“ versuchen Aktivist*innen angesichts von Kritiken an strafenden Logiken intersektional zu reformulieren. Definitionsmacht hieß traditionell: Im Gegensatz zur unzureichenden staatlichen Bearbeitung sexueller Gewalt müssten Aktivist*innen Gewaltbetroffenen aufgrund ihrer hierarchisch ungleichen Position als Frauen glauben, ihre Gewaltdefinition anerkennen und ihren Wünschen entsprechend handeln. Solche Denkweisen wurden einerseits im letzten Jahrzehnt durch das gerade im Queerfeminismus adaptierte Ja-heißt-Ja-Konzept gestützt. Denn das machtblinde, im liberalen Vertragsdenken verwurzelte Konzept diente bereits in seinem Ursprungskontext, US-amerikanischen Colleges, vor allem dazu,

die Verteidigungsrechte möglicher Sexualstraftäter*innen gegenüber College-Ausschlüssen auszuhebeln; es belebte – alte heterosexistische Narrative der Frau als Torhüterin ihrer sexuellen Ehre reproduzierend – Vorstellungen von Frauen als schwach und ohne *agency* (Torenz 2019). Andererseits kritisierten von der Problematisierung des *carceral feminism* inspirierte Aktivist*innen das Konzept der Definitionsmacht zunehmend als ungerechtfertigte Machtausübung, die häufig Marginalisierte treffe (e*vibes 2020). In Reaktion auf diese Kritik integrierten Awareness-Aktivist*innen intersektionale Perspektiven, segmentierten diese aber zugleich: Zum Beispiel schufen sie – anknüpfend an ein einflussreiches Handbuch (Wiesental 2017) – für den szeneeintern vieldiskutierten Fall, dass Sexismusvorwürfen mit Rassismusvorwürfen begegnet werde, zwei unterschiedliche Unterstützer*innenteams, die jeweils auf der Basis der absoluten Wahrheit der Betroffenen agieren. Damit nicht beide als zu schützende Betroffene konstruierte Parteien Sanktionsforderungen gegeneinander stellen können, wird von der „Definitionsmacht“ (War es ein Übergriff?) eine „Sanktionsmacht“ (Darf sanktioniert werden?) teilweise abgekoppelt. Umstritten bleibt allerdings, welchen Wert es hat, eine Handlung als individuell zuschreibbare Gewalttat zu definieren, wenn die in unserer Gesellschaft auf solch individualisierende Schuldiskurse gestützten individuellen Sanktionierungen davon abgekoppelt werden.

Das Beispiel verdeutlicht ein Problem, dass mir in meiner Forschung immer wieder begegnet: Beim Versuch, Betroffene ernster zu nehmen als es der Staat und seine Strafjustiz tun, setzen Aktivist*innen Struktur und Identität in eins: Die Frau hat recht mit Blick auf Sexismus, weil sie Frau ist. Der Schwarze hat recht mit Blick auf Rassismus, weil er Schwarz ist. Trotz seiner Staatskritik befreit sich der Aktivismus dabei keineswegs von den zwar repressiven, aber letztlich liberalen, da individualisierenden Logiken des Strafrechts, die kaum gesellschaftliche Umstände kennen. Während einem weißen, cis-heterosexuellen Mann in Awareness-Diskursen Verhaltensweisen sogar noch vollständiger individuell angerechnet werden als im Strafrecht – das zum Beispiel Alkohol und Drogen als mildernde Umstände fasst (und daher überproportional männlich-aggressives Verhalten entschuldigt) –, werden die Handlungen von Frauen in sexistischen Beziehungen (die Aktivist*innen diskutieren zum Beispiel einvernehmlichen kondomlosen Sex unter Drogeneinfluss auf der Partytoilette) als gänzlich drogenbeeinflusst diskutiert – und damit strafrechtliche Entschuldungsdiskurse reaktiviert. Damit wird den Frauen zugleich ein Großteil ihrer Handlungsfähigkeit abgesprochen.

Demgegenüber konstatiert Birgit Sauer, dass Frauen immer auch am hegemonialen Konsens beteiligt sind. Daher brauche die feministische Debatte um sexualisierte/sexuelle Gewalt theoretisch-konzeptionelle Erweiterungen, die erfassen, wie „diese Herrschaftsverstrickungen gedacht werden können, ohne anti-feministischen Debatten in die Hände zu spielen“ (Sauer 2019: 106). Erste Hinweise gibt Eva Illouz (2012). Sie beschreibt die Entstehung von Ehemärkten (bzw. später Partnerschaftsmärkten) im Zuge der Moderne. Seit Menschen nicht mehr innerhalb ihres Standes verheiratet werden, sondern aus „Liebe“ Beziehungen eingehen, würden neben ökonomischen Werten im Feld des Sexuellen weitere „Währungen“ getauscht. Dies benachteilige Frauen, weil sie im Schnitt nicht nur ärmer, sondern qua höherer Care-Verpflichtungen auch eher an langfristigeren Beziehungen interessiert sind. Zudem würden Frauen in Zeiten der Neoliberalisierung prekariert und diskursiv weniger als Hüterinnen und Besitzerinnen „ihrer“ vermeintlich kostbaren Sexualität angerufen, die sie nur gegen andere Werte freigeben – sie würden also diskursiv enteignet. In Folge der Ehemärkte entstand zudem die vergleichsweise klassenlose Kategorie der Sexyness – nicht nur als Tauschmittel, das Frauen auch über Klassengrenzen hinweg verstärkt in Konkurrenz miteinander setzt, sondern auch als Statuskategorie, die wir alle aufgrund des „stummen Zwangs“ der Verhältnisse pflegen müssen. Wenn wir also Machtverhältnisse und Gewalt in (feministischen) Partykontexten verstehen wollen, müssen wir auch fragen: Warum feiern wir eigentlich in dieser Form sexualisiert (nicht nur aus Lust auf Sex)? Warum konsumieren Menschen Drogen (auch als Ausgleich für den Alltag „freudloser“ Lohnarbeit)? Kurz, wir müssen auch die „unsichtbaren“ Herrschaftsverhältnisse freilegen, über die Frauen in ihre Unterdrückung eingebunden sind (und das bedeutet etwas ganz anderes, als zu fragen: „Warum trugst Du auch einen Minirock?“). Das rückt dann zugleich andere Infrastrukturen in den Fokus, die weniger exkludierende Beziehungen auf Partys instituieren könnten. Denn wenn die Wertvergesellschaftung, die uns zur Inszenierung von Sexyness und sexueller Performance drängt, ein Teil des Problems ist, dann ist eine Form von Awareness, die das Strafrechtssystem kopiert und zugleich Abwehrrechte gegenüber Sanktionen abbaut, nicht die Lösung, sondern vielleicht eher oder auch ein bedingungsloses Grundeinkommen oder die Abschaffung von Marktvergesellschaftung, Eigentum, Profitlogik etc. Eine Infrastrukturperspektive, die Kritische Gesellschaftstheorie marginalisiert, kann gerade dies nicht sehen, vor allem, wenn sie den Infrastrukturbegriff

stark aus physischen Netzwerken ableitet. Insofern bleibt zu hoffen, dass die Hinwendung zur Infrastruktur nur ein erster Schritt des Ablegens von Angst gegenüber dem Strukturbegriff ist, der so manche Beschäftigung mit Kritischer Gesellschaftstheorie verhindert.

Die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Autor_innen

Jenny Künkel betreibt kritische Sozialforschung zwischen Politikwissenschaften, Geographie, Kriminologie und Queer Studies.
jenny.kuenkel@tu-dresden.de

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Amrov, Sabrin (2017): *Homes as infrastructures of intimacy*. In: *Society & Space*, 03.10.2017. www.societyandspace.org/articles/homes-as-infrastructures-of-intimacy (letzter Zugriff am 06.10.2022).
- Belina, Bernd / Petzold, Tino / Schardt, Jürgen / Schipper, Sebastian (2013): *Die Goethe-Universität zieht um. Staatliche Raumproduktion und die Neoliberalisierung der Universität*. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 1/1, 49–74.
- Berlant, Lauren (1998): *Intimacy. A special issue*. In: *Critical Inquiry* 24/2, 281–288.
- Berlant, Lauren (2016): *The commons: Infrastructures for troubling times*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34/3, 393–419.
- Bernstein, Elizabeth (2010): *Militarized humanitarianism meets carceral feminism. The politics of sex, rights, and freedom in contemporary antitrafficking campaigns*. In: *Signs* 36/1, 45–72.
- Besedovsky, Natalia / Grafe, Fritz-Julius / Hilbrandt, Hanna / Langguth, Hannes (2019): *Time as infrastructure*. In: *City* 23/4–5, 580–588.
- bpb – Bundeszentrale für politische Bildung (2016): *Infrastruktur*. In: *Lexikon der Wirtschaft*. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/lexikon-der-wirtschaft/19727/infrastruktur/> (letzter Aufruf am 06.10.2022).
- Brauer, Eva (2020): *Toiletten: Die Materialisierung eines Wechselgefüges von Raum und Geschlecht*. In: *Georundmail* 18/4, 21–28.
- Datta, Ayona / Ahmed, Nabeela (2020): *Intimate infrastructures: The rubrics of gendered safety and urban violence in Kerala, India*. In: *Geoforum* 110, 67–76.
- Duggan, Lisa (2002): *The new homonormativity. The sexual politics of neoliberalism*. In: Russ Castronovo / Dana D. Nelson (Hg.), *Materializing democracy. Toward a revitalized cultural politics*. Durham: Duke University Press, 175–194.
- e*vibes (2020): *Definitionsmacht – interessiert das eigentlich noch irgendwen?*, 03.04.2020. <https://evibes.org/2020/04/03/definitionsmacht-interessiert-das-eigentlich-noch-irgendwen/> (letzter Zugriff am 06.10.2022)..
- Edwards, Paul (2003): *Infrastructure and modernity. Force, time, and social organization in the history of sociotechnical systems*. In: Thomas Misa (Hg.), *Modernity and technology*. Cambridge: MIT Press, 185–225.
- Filmer, Jan (2020): *Infrastructures of intimacy. Queer (re)configurations of cultural space*. <https://hdl.handle.net/2123/23531> (letzter Zugriff am 06.10.2022).
- Fox, Catherine / Ore, Tracy (2010): *(Un)Covering normalized gender and race subjectivities in LGBT „safe spaces“*. In: *Feminist Studies* 36/3, 629–649.

Jenny Künkel

- Gandy, Matthew (2011): Landscape and infrastructure in the late-modern metropolis. In: Gary Bridge / Sophie Watson (Hg.), *The new Blackwell companion to the city*. Malden: Wiley-Blackwell, 57-65.
- Gruber, Aya (2021): *The feminist war on crime. The unexpected role of women's liberation in mass incarceration*. Oakland: University of California Press.
- Heinrich, Michael (2020): *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hutta, Jan (2009): Geographies of Geborgenheit: Beyond feelings of safety and the fear of crime. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 27/2, 251-273.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022). Infrastrukturen städtischer Intimität: Einladung zu einem Gedankenspiel. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Illouz, Eva (2012): *Why love hurts. A sociological explanation*. Oxford: Polity Press.
- Jessop, Bob (2004): The gender selectivities of the state. In: *Journal of Critical Realism* 3/2, 207-237.
- Kanalan, Ibrahim (2020): Systematische Diskriminierung oder nur rechtswidrige Praxis? Kindesentzug bei (drohender) Obdachlosigkeit der Eltern. In: *Verfassungsblog*, 01.09.2020. <https://verfassungsblog.de/systematische-diskriminierung-oder-nur-rechtswidrige-praxis> (letzter Zugriff am 06.10.2022).
- Kemper, Jan / Mösgen, Andrea (2017): Die ungleiche Geographie des Elterngelds. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 43-68.
- Künkel, Jenny (2015): Urban policy mobilities. Theoretische Grenzen und Rekonzeptualisierungen. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3/3, 75-98.
- Künkel, Jenny (2021): Carceral Feminism in Deutschland? In: *Kriminologisches Journal* 53/2, 105-120.
- Künkel, Jenny (2022): Gouverner les drogues et la sexualité dans les lieux festifs féministes alternatifs en Allemagne. In: Méлина Gernes / Jenny Künkel / Emmanuel Langlois / Sarah Perrin / Roxanne Scavo (Hg.), *Les espaces genrés de drogues. Soins, fêtes, sexualités*. Bordeaux: Le Bord de L'eau, 205-231.
- Larkin, Brian (2013): The politics and poetics of infrastructure. In: *Annual Review of Anthropology* 42/1, 327-343.
- Lewis, Jane / Giullari, Susanna (2006): The adult-worker-model family and gender equality: Principles to enable the valuing and sharing of care. In: Shahrashoub Razavi / Shireen Hasim (Hg.), *Gender and social policy in a global context. Uncovering the gendered structure of „the social“*. London: Palgrave Macmillan, 173-190.
- McFarlane, Colin (2014): The everywhere of sanitation: violence, oppression and the body. In: *openDemocracy*, 11.06.2014. <https://www.opendemocracy.net/en/openindia/everywhere-of-sanitation-violence-oppression-and-body> (letzter Zugriff am 06.10.2022).
- Penz, Otto / Sauer, Birgit (2016): *Affektives Kapital. Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*. Frankfurt u. a.: Campus.
- Poulantzas, Nicos (2011 [1978]): *Staatstheorie*. Hamburg: VSA.
- Roestone Collective (2014): Safe space: Towards a reconceptualization. In: *Antipode* 46/5, 1346-1365.
- Rosa, Hartmut (2013): *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Sadana, Rashimi (2012): The metro and the street. In: *Seminar* 636, 16-21.
- Sauer, Birgit (2019): #MeToo. Ambivalenzen und Widersprüche affektiver Mobilisierung gegen sexuelle Gewalt. In: Maria Fritsche (Hg.), *Innenräume – Außenräume*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 93-110.
- Star, Susan (1999): The ethnography of infrastructure. In: *American Behavioral Scientist* 43/3, 377-391.

Infrastruktur, Intimität und Konsens – Fragen verdichteter Kräfteverhältnisse

- Torenz, Rona (2019): „Ja heißt Ja“? Feministische Debatten um einvernehmlichen Sex. Stuttgart: Schmetterling.
- Tseng, Emily / Sabet, Mehrnaz / Bellini, Rosanna / Sodhi, Harkiran Kaur / Ristenpart, Thomas / Dell, Nicola (2022): Care infrastructures for digital security in intimate partner violence. In: CHI '22: Proceedings of the 2022 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems, Article 123, April 2022. <https://dl.acm.org/doi/10.1145/3491102.3502038> (letzter Zugriff am 06.10.2022).
- Weltevrede, Esther / Jansen, Fieke (2019): Infrastructures of intimate data: Mapping the inbound and outbound data flows of dating apps. In: Computational Culture 7, 21.10.2019. <http://computationalculture.net/infrastructures-of-intimate-data-mapping-the-inbound-and-outbound-data-flows-of-dating-apps/> (letzter Zugriff am 06.10.2022).
- Wiesental, Ann (2017): Antisexistische Awareness. Ein Handbuch. Münster: Unrast.
- Wilson, Ara (2016): The infrastructure of intimacy. In: Signs 41/2, 247-280.

Soziale Medien als digitale intime Infrastrukturen: das Beispiel Instagram

Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster
 „Infrastrukturen städtischer Intimität“

Elisabeth Militz

1. Soziale Medien als digitale Infrastrukturen städtischer Intimität

Im Globalen Norden sind soziale Medien wie WhatsApp, Instagram oder Telegram längst zu einer Infrastruktur städtischen Zusammenlebens geworden, weil sie sich „als allgemein akzeptierter Standard“ etabliert haben (Hofmann 2022: 56), an dem sich andere infrastrukturelle Maßnahmen orientieren. Auch in ländlichen Räumen prägen soziale Medien das Zusammenleben, doch wie eine Studie aus Bayern zeigt, nutzen ländliche Kommunen soziale Medienplattformen kaum oder gar nicht, um mit Bürger*innen in Kontakt zu treten (Zink/Piser/Wöllmann 2019). Auch sind in Städten größere Anteile der Bevölkerung auf Plattformen sozialer Medien aktiv. Zum Beispiel nutzten 2021 in den USA zwar etwa zwei Drittel der Bewohnenden sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum Facebook. Doch im Vergleich zu 45 Prozent Instagram-Nutzenden und 28 Prozent WhatsApp-Nutzenden in der Stadt verwendeten von der Landbevölkerung nur 25 Prozent Instagram und 8 Prozent WhatsApp (Auxier/Anderson 2021). Auch wenn sich die Nutzung sozialer Medien je nach Plattform nicht nur räumlich, sondern auch hinsichtlich des Alters und der ethnischen Herkunft unterscheidet und obwohl nicht alle Menschen Zugang zu sozialen Medien haben, so tragen diese doch in vielen Kontexten zur städtischen infrastrukturellen Organisation bei. Millionen Menschen produzieren und teilen über soziale Medien kontinuierlich ortsbezogene, konsumrelevante und identitätsbezogene Informationen aus ihrem Alltagsleben. Kommerzielle Plattformen setzen diese Nutzer*innendaten durch systematisches Data-Mining marktwirtschaftlich in Wert. Anhand dieser Daten treffen staatliche Institutionen

und Privatunternehmen Entscheidungen bezüglich der infrastrukturellen Versorgung von Stadtbewohner*innen (Zuboff 2019).

Dabei sind soziale Medien nicht nur eine zentrale digitale Technologie städtischen Zusammenlebens, sondern, wie ich argumentiere, zudem eine zentrale digitale Infrastruktur städtischer Intimität – hier verstanden als (Er)Leben von Stadt in sozialer Verbindung (Berlant 1998): verkörpert, emotional und nah (vgl. Burke et al. 2017). Soziale Medien prägen städtisches (Er)Leben auf vielen Ebenen wie Arbeit, Freizeit, Familie oder Freund*innenschaften (Datta/Ahmed 2020): die vertraute Stimme einer Freundin in ihrer Sprachnachricht auf Signal, der ironische Chat mit Arbeitskolleg*innen über WhatsApp, kraftvolle Videos im Instagram-Feed, die eine feministische Straßendemonstrationen am 8. März dokumentieren. Durch die Möglichkeit, andere Apps und Funktionen des Smartphones – wie beispielsweise GPS-Tracking, Audio- oder Videoaufnahmen – in die Nutzung sozialer Medien zu integrieren, wird städtischer Alltag durch soziale Medien körperlich erfahrbar und archivierbar. Abhängig von verschiedenen politischen, sozioökonomischen und kulturellen Kontexten prägen soziale Medien digitale Transformationsprozesse, denn Plattformen „werden in verschiedenen Teilen der Welt lokal angeeignet, kreativ genutzt und auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Folgen interpretiert“ (Costa/Menin 2016: 139, Übers. d. A.).

Vor allem für marginalisierte Gemeinschaften im Globalen Süden und Osten werden soziale Medien zur „Infrastruktur des Wissens und der Information“ (Datta 2020: 12, Übers. d. A.). So nutzen beispielsweise junge Frauen in Delhi WhatsApp und Facebook, um ihre städtische Mobilität zu vergrößern (ebd.). Wie Forschung in China und in der MENA-Region gezeigt hat, dienen soziale Medien aber nicht nur der Kommunikation, sondern sind Orte, an denen vor allem junge Menschen oftmals den Großteil ihrer Zeit verbringen – sei es zu Hause auf dem Sofa oder auf einer Parkbank im Stadtzentrum (Costa/Menin 2016; Liu 2021). Soziale Medien erweitern die Menge und Vielfalt sozialer Beziehungen, die junge Menschen eingehen. Sie ermöglichen ein „digitales Miteinander“ (Habito/Morgan/Vaughan 2021: 8, Übers. d. A.) jenseits von physischen Begegnungen.

Infrastrukturellen Charakter gewinnen soziale Medien in dem Moment, in dem sie soziale Interaktionen von Stadtbewohner*innen ermöglichen und prägen. Ich frage in meinem Beitrag, wie soziale Medien intime Verbindungen zwischen nicht miteinander bekannten Stadtbewohner*innen generieren und dadurch zu digitalen intimen Infrastrukturen werden. Dazu greife ich auf Koch und Miles Idee der fremden

Intimität zurück, definiert als „potenziell generative Form der Begegnung [in urbanen Räumen], die durch Technologie ermöglicht wird“ (2021: 1380; Übers. d. A.).

2. Fremde Intimität auf Instagram

Um zu veranschaulichen, wie soziale Medien in ihrer Funktion als digitale intime Infrastruktur eine fremde Intimität zwischen verschiedenen Bewohner*innen einer Stadt generieren, teile ich im Folgenden eine Vignette – einen kurzen, auf die Beschreibung einer bestimmten Situation fokussierter Text – aus meiner seit 2018 laufenden Forschung zu marginalisierten Sexualitäten auf Instagram in Kirgistan. Im Allgemeinen fragt meine Forschung, wie Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Praktiken und Identitäten marginalisiert werden, Instagram nutzen, um Räume für Wissensaustausch und gegenseitige Unterstützung zu schaffen. Das folgende Beispiel fokussiert sich auf digitale Praktiken, durch die nicht-heteronormatives Wissen entsteht. Da sich meine digitale Ethnographie auf russischsprachige Instagram-Inhalte beschränkt, stehen in meiner Forschung die Erfahrungen und Praktiken städtischer Instagram-Nutzender im Zentrum. Im Unterschied zu den kirgisischsprachigen ländlichen Regionen im Süden des Landes dominiert im städtischen Norden das Russische – vor allem die kirgisische Hauptstadt Bischkek gilt als „russischsprachige Stadt“ (Tagaev/Protassova 2019: 137; Übers. d. A.).

Im Rahmen einer dreimonatigen Forschungsphase Anfang 2022, bei der ich täglich Daten auf Instagram erhob, stieß ich auf das öffentliche Profil der Instagram-Nutzerin Ayoka. Diese bezeichnet sich auf Instagram unter anderem selbst als Bürgerrechtlerin. In ihrer Profilbeschreibung hat sie die Geolokation Bischkek, Kirgistan verlinkt. Mehrere Forschungspartner*innen aus Bischkek, deren Accounts ich schon länger folgte, hatten Ende März 2022 Ayokas Inhalte in ihren *stories* geteilt. Bei der folgenden Vignette handelt es sich um eine Zusammenfassung dieser geteilten Inhalte. Diese habe ich sowohl aus Ayokas öffentlichen Instagram *stories* als auch aus der journalistischen Berichterstattung (Matveeva 2022) rekonstruiert.

Am 28. März 2022 steigt die in Bischkek lebende Ayoka in eine Marschrutka (ein Minibus-Sammeltaxi, das zentraler Bestandteil des öffentlichen Nahverkehrs in Bischkek ist). Vor ihr sitzt ein erwachsener Mann, der sich auf Instagram verschiedene Profile von Kindern und Teenagern anschaut. Als sie beobachtet, wie der Mann

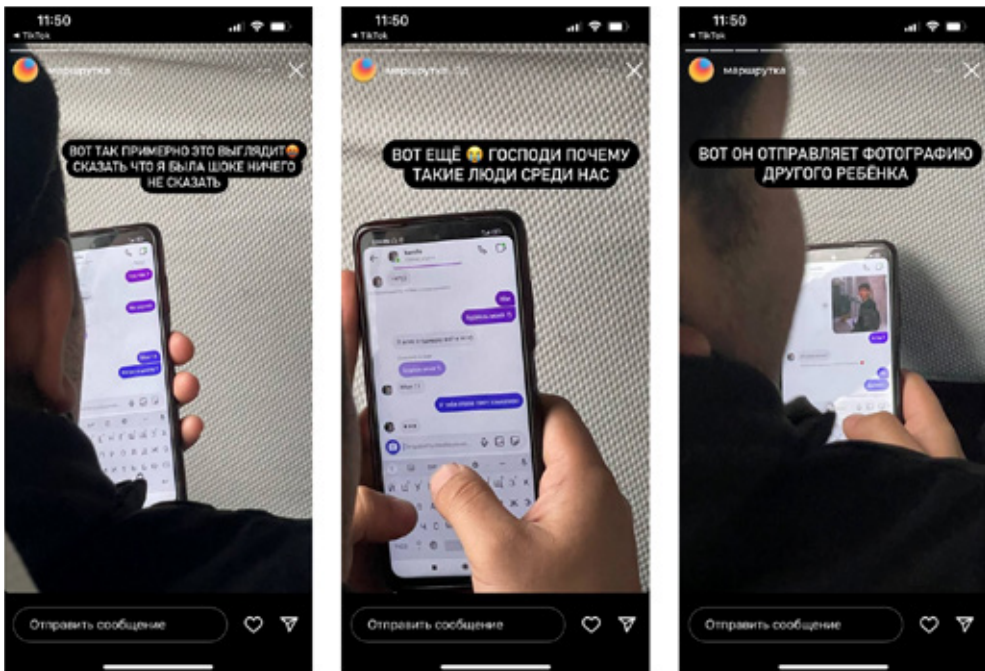


Abb. 1 Drei von Ayokas Instagram stories (Quelle: Matveeva 2022)

einer 11-Jährigen schreibt, er sei 14, fängt Ayoka an, mit ihrem Smartphone zu dokumentieren, wie der Mann der Teenagerin identitäts-gefälschte Fotos von sich schickt und versucht, sie zu einem Treffen zu überreden (Abb. 1).

Zwei Tage später veröffentlicht Ayoka den Vorfall in verschiedenen sozialen Medien. Ihre Geschichte geht sofort viral: Auf Twitter erhält ihr Thread innerhalb weniger Stunden mehr als 1.000 Likes. Auf ihrem Instagram-Account mit 2.500 Follower*innen teilt sie die Geschichte über die *stories*-Funktion. Sie speichert mehrere dieser *stories* als „маршрутка“ [marschrutka] in ihren *stories highlights* ab. Screenshots ihrer *stories* und *posts* verbreiten sich schnell über mehrere andere Nutzer*innenprofile.

Die sozialen Medienplattformen Instagram und Twitter als „technologisch-materielle Bedingungen des gesellschaftlichen [...] Zusammenlebens“ (Hutta/Schuster 2022: 100) stehen in der Vignette im Zentrum der beschriebenen digitalen Erfahrungen und Praktiken. Der Täter des Online-Groomings[1] und der Identitätsfälschung ist mit der betroffenen Teenagerin über Instagram in Kontakt. Ayoka dokumentiert und archiviert diese Praktiken des Online-Groomings und der Identitätsfälschung auf Instagram und Twitter. Über die Praktiken anderer Nutzer*innen in

Soziale Medien als digitale intime Infrastrukturen: das Beispiel Instagram

sozialen Medien zirkulieren und verbreiten sich ihre produzierten Inhalte in kürzester Zeit.

Durch die „Verflechtung zwischen affektiver Zeug*innenschaft und verkörperter Intimität“ (Prøitz/Hjorth/Lasén 2018: 69, Übers. d. A.) entsteht mithilfe von Instagram Wissen über intimes Leben in der Stadt beziehungsweise über heterosexuelles Online-Grooming auf Instagram. Ayokas geteilte Bilder, *posts*, *tweets* und *stories* verbreiten sich schnell, weil sie mit anderen Nutzenden resonieren (ebd.): Hunderte andere Nutzer*innen sozialer Medien in Bischkek (und anderswo) nehmen auf affektive Weise an dem von Ayoka geteilten Ereignis teil. Sie teilen ein Interesse an der Plattform Instagram und da ihnen Ayokas *stories* in ihrem *stories feed* angezeigt werden, nehmen sie unter Umständen auch am Alltagsleben und an zivilgesellschaftlichem Aktivismus in Bischkek teil. Dabei dürfte Ayoka nur die wenigsten Menschen, die mit ihren Inhalten interagieren, persönlich kennen. Durch die digitale Verbreitung ihrer Erfahrungen auf Instagram und die Herausbildung „einer verbindenden Affektivität“ (Hutta/Schuster 2022: 105) erwächst vielmehr eine Gemeinschaft von „unbekannten Anderen“ (Koch/Miles 2021: 1384; Übers. d. A.); eine Gemeinschaft von Instagram-Nutzenden, die einander fremd sind und trotzdem für den potenziellen Aufbau von „affektiven Strukturen des Wissens, der Versorgung, [oder] der Freundschaft“ (ebd.: 1380; Übers. d. A.) in sozialer Verbindung miteinander stehen.

Durch das kollektive Liken und Teilen kann sich „ein Gefühl der gemeinsamen Verletzlichkeit und Verbundenheit“ (Papailias 2016: 438, Übers. d. A.) in der Stadt entwickeln. Dieses Gefühl wird zum einen durch die Privilegierung von Raumbezügen gegenüber Zeitbezügen auf der Plattform Instagram (Hochman/Manovich 2013) bestärkt. Inhalte auf Instagram lassen sich leicht für bestimmte Orte (z. B. Städte) anzeigen, sind aber kaum chronologisch abrufbar. Auch schlagen die Plattformalgorithmen Nutzer*innen regelmäßig Inhalte in geographischer Nähe vor. Das bedeutet, dass die meisten derjenigen, die mit Ayokas *posts* und *stories* interagieren, vermutlich selbst in Bischkek sind, da über geteilte Interessen mit Ayokas Profil, in den *timelines* anderer Nutzer*innen in Bischkek Ayokas Inhalte auftauchen. Zum anderen sind Fahrten mit der Marschrutka für viele Menschen in Bischkek alltägliche Praxis (Turdaliewa/Edling 2018). Viele derjenigen, die die *stories* und *posts* gesehen und geteilt haben, hätten demnach die von Ayoka beschriebene Situation selbst erleben können. Schließlich intensiviert auch die Integration multisensorischen Materials wie Video-, Bild- und Tonaufnahmen in Instagram-

Inhalten das verkörperte, emotionale und gefühlt nahe Erleben sozialer digitaler Begegnungen (vgl. Koch/Miles 2021). Ayoka erzählt von ihren Erfahrungen in der Marschrutka nicht nur in Textform, sondern teilt die Bilder, die sie als Zeugin des dortigen Online-Groomings gemacht hat. Sie lässt damit andere Instagram-Nutzer*innen ebenfalls zu Zeug*innen dieser Form digitaler Gewalt in Bischkek werden.

3. Fazit

Die beschriebenen digitalen Praktiken im Beispiel von Ayokas Instagram *stories* verdeutlichen, wie durch geteilte Zeug*innenschaft und Anteilnahme in sozialen Medien technologisch ermöglichte intime Verbindungen zwischen unbekanntem Anderen im urbanen Alltagsleben entstehen. Diese fremde Intimität (Koch/Miles 2021) auf Instagram und Twitter erwächst aus der Offenheit Tausender Nutzer*innen sozialer Medien, die Interesse am digitalen Austausch und Vertrauen in diesen haben – sei dieser auch noch so flüchtig – um soziale Medien als hegemonial konfigurierte digitale intime Infrastrukturen des Städtischen zu „beleben, (um[zu]-)nutzen, instand [zu] setzen oder [zu] transformieren“ (Hutta/Schuster 2022: 106).

Dabei dürfen die „räumlichen und infrastrukturellen Bedingungen intimer Verbindungen“ (ebd.: 104), von denen auch eine sich durch soziale Medien entfaltende fremde Intimität in der Stadt abhängt, nicht aus dem Blick geraten. Wer hat unter welchen Bedingungen (keinen) Zugang zu einem Smartphone oder zu mobilen Daten, um an solchen Aktivitäten in sozialen Medien teilzunehmen? Welche Barrieren, wie etwa der teilweise exklusive Fokus auf das Visuelle, schließen welche Körper von sozialen Begegnungen über Instagram aus? Welche Räume des städtischen Alltags (z. B. eine Parkbank, ein Fahrstuhl, eine Busfahrt) sind notwendig für die Entstehung fremder Intimität auf Instagram?

Meine Erläuterungen fokussieren auf die Plattform Instagram, die wie die meisten Plattformen sozialer Medien rassistische, ableistische und heteronormative Praktiken privilegiert und dadurch Perspektiven *weißer*, nicht behinderter, cis-, heterosexueller und männlicher Nutzender (Duguay 2022; Gillespie 2018). Ayokas digitale Praktiken zur Verbreitung ihrer Beobachtungen von Online-Grooming und Identitätsfälschung verdeutlichen jedoch, wie soziale Medien auch „widerständige und subalterne Infrastrukturen der Intimität hervor[bringen]“ (Hutta/Schuster 2022: 99) können. In der digitalen Verbindung mit anderen Nutzer*innen sozialer Medien erinnert und bewahrt Ayoka die multimediale Dokumentation

Soziale Medien als digitale intime Infrastrukturen: das Beispiel Instagram

eines Falls von Online-Grooming und Identitätsfälschung in Bischkek. Ayokas Nutzung sozialer Medien kann daher als Beispiel für das transformative Potenzial digitaler intimer Infrastrukturen stehen, da Formen digitaler Gewalt wie Online-Grooming und Identitätsfälschung ihr volles Potenzial eher durch Unsichtbarkeit als durch öffentliche Sichtbarkeit entfalten.

Die Publikation dieses Artikels wurde durch Publikationsmittel der Fakultät für Geo- und Atmosphärenwissenschaften und dem Publikationsfonds der Universität Innsbruck gefördert.

Endnoten

[1] Unter Online-Grooming verstehe ich die gezielte, manipulative Anbahnung von Kontakten zu Minderjährigen durch Erwachsene über das Internet mit dem Ziel der sexuellen Ausbeutung.

Autor_innen

Elisabeth Militz ist Kulturgeographin. Sie erforscht global-intime Verflechtungen von Körpern, Emotionen, digitalen Technologien und Identitätspolitik. elisabeth.militz@uibk.ac.at

Literatur

- Auxier, Brooke / Anderson, Monica (2021): Social media use in 2021. Washington D. C.: Pew Research Center.
- Berlant, Lauren (1998): Intimacy: A special issue. In: *Critical Inquiry* 24/2, 281-288.
- Burke, Shannon / Carr, Alexandra / Casson, Helena / Coddington, Kate / Colls, Rachel / Jollans, Alice / Jordan, Sarah / Smith, Katie / Taylor, Natasha / Urquhart, Heather (2017): Generative spaces: Intimacy, activism and teaching feminist geographies. In: *Gender, Place & Culture* 24/5, 661-673.
- Costa, Elisabetta / Menin, Laura (2016): Introduction: Digital intimacies: Exploring digital media and intimate lives in the Middle East and North Africa. In: *Middle East Journal of Culture and Communication* 9/2, 137-145.
- Datta, Ayona (2020): The „smart safe city“: Gendered time, speed, and violence in the margins of India's urban age. In: *Annals of the American Association of Geographers* 110/5, 1318-1334.
- Datta, Ayona / Ahmed, Nabeela (2020): Intimate infrastructures: The rubrics of gendered safety and urban violence in Kerala, India. In: *Geoforum* 110, 67-76.
- Duguay, Stefanie (2022): *Personal but not private: Queer women, sexuality, and identity modulation on digital platforms*. Oxford: Oxford University Press.
- Gillespie, Tarleton (2018): *Custodians of the internet: Platforms, content moderation, and the hidden decisions that shape social media*. New Haven/London: Yale University Press.
- Habito, Christine Marie / Morgan, Alison / Vaughan, Cathy (2021): „Direct“ and „instant“: The role of digital technology and social media in young Filipinos' intimate relationships. In: *Culture, Health & Sexuality* 0/0, 1-19.
- Hochman, Nadav / Manovich, Lev (2013): Zooming into an Instagram city: Reading the local through social media. In: *First Monday* 18/7, <https://doi.org/10.5210/fm.v18i7.4711>.
- Hofmann, Jeanette (2022): Digitale Infrastrukturen im Wandel. In: *Bürger und Staat* 1/2, 56-62.

- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): Infrastrukturen städtischer Intimität: Einladung zu einem Gedankenspiel. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Koch, Regan / Miles, Sam (2021): Inviting the stranger in: Intimacy, digital technology and new geographies of encounter. In: *Progress in Human Geography* 45/6, 1379-1401.
- Liu, Chen (2021): Exploring selfie practices and their geographies in the digital society. In: *The Geographical Journal* 187/3, 240-252.
- Matveeva, Diana (2022): Он рассматривал фотографии маленькой девочки [He looked at the photographs of a little girl]. In: *Masa Media*, 07.04.2022. <https://masa.media/ru/site/on-rassmatrival-fotografii-malenkoy-devochki> (letzter Zugriff am 13.04.2022).
- Papailias, Penelope (2016): Witnessing in the age of the database: Viral memorials, affective publics, and the assemblage of mourning. In: *Memory Studies* 9/4, 437-454.
- Prøitz, Lin / Hjorth, Larissa / Lasén, Amparo (2018): Textures of intimacy. Witnessing embodied mobile loss, affect and heartbreak. In: Rikke Andreassen / Michael Nebeling Petersen / Katherine Harrison / Tobias Raun (Hg.), *Mediated Intimacies. Connectivities, Relationalities and Proximities*. London/New York: Routledge, 60-72.
- Tagaev, Mamed D. / Protassova, Ekaterina (2019): Russian in Kyrgyzstan: Status, functioning, and collisions between languages. In: Arto Mustajoki / Ekaterina Protassova / Maria Yele-nevskaya (Hg.), *The soft power of the Russian language. Pluricentricity, politics and policies*. London: Routledge, 134-149.
- Turdaliev, Cholpon / Edling, Christopher (2018): Women's mobility and „transport-related social exclusion“ in Bishkek. In: *Mobilities* 13/4, 535-550.
- Zink, Roland / Piser, Melanie / Wöllmann, Sebastian (2019): Kommunale Homepages zur nachhaltigen Bürgerkommunikation und -partizipation. Ein Vergleich von Stadt und Land. In: *Bavarian Journal of Applied Sciences* 5, 412-422.
- Zuboff, Shoshana (2019): *The age of surveillance capitalism: The fight for a human future at the new frontier of power*. New York: PublicAffairs.

Gebaute Umwelten als Objekte des Begehrens

Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster
 „Infrastrukturen städtischer Intimität“

Lucas Pohl

Debatte zu:
 Jan Hutta, Nina Schuster:
 „Infrastrukturen
 städtischer Intimität“

Kommentare von:
 Benno Gammerl, Laura
 Kemmer, Jenny Künkel,
 Elisabeth Militz, Lucas
 Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
 Jan Hutta, Nina Schuster

In ihrem Debattenaufschlag laden Jan Hutta und Nina Schuster (2022) zu einem „Gedankenspiel“ ein, das darin besteht, die Rolle von Intimität zum Ausgangspunkt von Stadtforschung und konkreter der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Infrastrukturen zu machen. Demnach habe die Stadtforschung den Fokus allzu oft auf die heterogenen Begegnungen und differenziellen Momente im öffentlichen Raum gelegt, um diese als spezifisch städtische Impulse für Politik und Gesellschaft zu verhandeln. Ruhe der Blick dagegen auf den intimen Verbindungen und affektiven Verhältnissen, die den Stadtraum ebenfalls durchziehen, so komme es zu einer Akzentverschiebung, nicht zuletzt, was den Stellenwert der materiellen Räume von Städten angeht. Hierbei verweisen Hutta und Schuster auf Brian Larkin, um hervorzuheben, dass gebaute Umwelten wie Straßen oder Bahnstrecken mehr als nur „technische Objekte“ sind, sondern dass diese „auch auf der Ebene von Fantasie und Begehren operieren“ und somit die „Träume von Individuen und Gesellschaften“ verkörpern können (Larkin 2013: 333, zit. n. Hutta/Schuster 2022: 108). Aus der Fülle spannender Themen und Fragen, die der Debattenaufschlag adressiert, möchte ich mich im Folgenden auf diesen Gedanken konzentrieren, um ihn etwas weiter zu verfolgen.

1. Eine Einladung für die Psychoanalyse

Der Verweis auf die Verschränkung von Infrastrukturen mit Fantasien, Träumen und Begehren öffnet das Feld für einen psychoanalytischen Ansatz. So bildet die Verknüpfung der materiellen Dimensionen vergesellschafteter Räume (wie städtischer Infrastrukturen) mit den intimen Gefühlswelten von Subjekten eine wesentliche Triebfeder der psychoanalytischen Geographie und Stadtforschung. Freud (1994 [1930]) selbst gab

sich in seinem Essay *Das Unbehagen in der Kultur* dem Gedankenspiel hin, in der gebauten Umwelt – in seinem Fall den Ruinen von Rom – eine räumliche Analogie zum Unbewussten zu sehen, um darzulegen, wie sich unser Blick auf die Stadt ändert, wenn wir sie entlang der intimen Gesetzmäßigkeiten der Psyche verstehen. Während Freud seinen Gedankengang stoppt und postuliert, dass es „keinen Sinn [mache], diese Phantasie weiter auszuspinnen“ (ebd.: 37), weil der physische Raum der Stadt anderen Gesetzen folge als der psychische Raum des Subjekts, spinnen psychoanalytische Geograph*innen Freuds Gedanken weiter (Kingsbury/Pile 2014). Ausgehend hiervon bildete das Verwischen der Grenzen zwischen „inneren“ und „äußeren“ Räumen (und analog hierzu zwischen „privaten“ und „öffentlichen“) eines der frühen Hauptziele der Einbeziehung der Psychoanalyse in Geographie und Stadtforschung (Pile 1996; für einen Überblick, siehe auch Pohl 2019). Sich mit den „veräußerten“ Dimensionen des Unbewussten zu beschäftigen, kann zum Beispiel bedeuten, einen Blick auf rassistisch-ödipale Strukturen zu werfen, die in städtischen Segregationsprozessen und Stadterneuerungsplänen am Werk sind (Nast 2000). Es kann auch bedeuten, sich mit städtischen Großveranstaltungen wie Fußballturnieren als sozialen Räumen auseinanderzusetzen, in denen unbewusste Konflikte rund um nationalistische Identitäten verkörpert und genossen werden (Kingsbury 2011). Oder es kann bedeuten, sich der Einschreibung sozialer Fantasien in gebaute Umwelten zu widmen, um die Bedeutung des Begehrens hinsichtlich Infrastrukturen städtischer Intimität zu eruieren, wie ich es in diesem Beitrag tun möchte.[1]

2. Das Begehren als Produkt von Gesellschaft

Vorab jedoch ein paar Worte zum psychoanalytischen Begriff des Begehrens und seinen raumtheoretischen Implikationen. Der Begriff des Begehrens prägte die Lacan'sche Psychoanalyse wie kaum eine andere psychoanalytische Strömung. Wie viele seiner intellektuellen Weggefährter*innen wurde Jacques Lacan von Alexandre Kojève's (1975) Pariser Vorlesungen zu Hegel in den 1930er Jahren inspiriert. Dieser räumte dem Begriff der „Begierde“ bei Hegel (1989) eine prominente Position ein. Davon ausgehend entwickelte Lacan das Begehren zu einer, wenn nicht gar der elementaren Kategorie seines psychoanalytischen Ansatzes. Dabei insistierte er unentwegt darauf, das Begehren als gesellschaftliche (und nicht als private) Kategorie zu verstehen: „Das wichtigste, das man Lacans Aussage entnehmen muss, ist, dass das Begehren ein Produkt der Gesellschaft ist. Das Begehren ist

nicht – wie man meinen könnte – eine Privatsache“ (Evans 2017: 53). Lacan trennte das Begehren von anderen Konzepten wie dem Anspruch oder dem Bedürfnis[2], wobei es zur Eigenart des Begehrens gehöre, sich nicht durch Erfüllung oder Befriedigung zu verwirklichen, sondern durch die Hervorbringung und Aufrechterhaltung des Begehrens selbst. Begehren sei stets das „Begehren nach etwas anderem“ (Lacan 2016a: 613). Besonders eindrücklich zeigt sich die Funktionsweise des Begehrens in kapitalistischen Gesellschaften anhand „der Ware“ als paradigmatischer Objektform, die mehr als bloße Bedürfnisbefriedigung zu versprechen scheint. Der Witz an Slogans wie „Red Bull verleiht Flügel“ ist, dass mit dem Trinken eines Getränks zugleich ein Gefühl von Freiheit und Grenzenlosigkeit versprochen wird. Doch gehört es zum Konsum einer Ware, dass dieses Versprechen ein konstitutiv offenes, letztlich unerfülltes Versprechen bleibt. So schreibt Todd McGowan (2016: 11, Übers. d. A.) in seiner psychoanalytischen Abhandlung zur Inwertsetzung des Begehrens: „Als Subjekte des Kapitalismus stehen wir ständig an der Schwelle zur Verwirklichung unseres Begehrens, erreichen aber nie den Punkt der Verwirklichung“. Insofern das Begehren nicht auf ein bestimmtes Objekt zusteuert, zieht es seine Kraft aus einem Mangel an Zugänglichkeit oder, wie ich im Folgenden herausstellen möchte, aus einer bestimmten Form von Distanz.

3. Intime Distanz

Um nachzuvollziehen, wie sich das Objekt des Begehrens von anderen Objekten unterscheidet, greift Lacan auf ein dezidiert räumliches Vokabular zurück: „Für das Subjekt erscheint das Objekt [des Begehrens], wenn ich das so sagen kann, draußen“ (Lacan 2020: 416). Diese räumliche „Äußerlichkeit“, mit der Lacan das Objekt des Begehrens belegt, gehört zu den wesentlichen Qualitäten dieses eigentümlichen Objekts. Um als Objekt des Begehrens zu fungieren, muss sich das Objekt einer möglichen „Verinnerlichung“ durch das Subjekt entziehen. Der Psychoanalytiker Jacques-Alain Miller (2021: 223ff.) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Erotik des Raums“ mit der Lacan das Objekt des Begehrens belegt. Dieser eigentümlichen Erotik folgend setzt das Objekt des Begehrens die Prinzipien des euklidischen Raums außer Kraft. Es lässt sich nur durch die Funktionsweise des libidinösen Raums erklären. Während sich im euklidischen Raum zwei Punkte direkt miteinander verbinden lassen, stößt man im libidinösen Raum des Begehrens auf eine Barriere, die es unmöglich macht, den kürzest möglichen Weg zwischen zwei Punkten zu wählen und die stattdessen einen Umweg erforderlich macht. Innerhalb des

libidinösen Raums gibt es stets etwas, das den Status eines Hindernisses oder Verbots innehat; eines Neins, welches das Objekt unerreichbar und unzugänglich werden lässt. Es sei, wie Miller weiter ausführt, kein Zufall, dass viele mythische Liebesgeschichten in künstlerischen Darstellungen ein unmögliches Liebesverhältnis zum Thema haben. Schließlich käme darin am besten zum Ausdruck, wie eng der „Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein eines Hindernisses und der Konstituierung eines Objekts als Objekt des Begehrens“ ist (ebd.: 224).

In seiner Lehre postuliert Lacan (2016b: 95), dass das Objekt des Begehrens „stets auf Distanz“ bleibt, doch wie er im selben Atemzug festhält, handelt es sich bei dieser Distanz um „keine vollkommene“, sondern um eine „intime Distanz“ (ebd.). Intime Distanz ist das bezeichnende Kriterium für ein Objekt des Begehrens. Nur wenn sich etwas außerhalb der eigenen Reichweite befindet und *zugleich* an die Gefühlswelten des Subjekts gebunden ist, kann daraus ein Objekt des Begehrens werden. Insofern intime Distanz ein wesentliches Merkmal des Objekts des Begehrens ist, ist es Lacan zufolge strukturell unmöglich, dieses Objekt direkt anzuvisieren. Sollten wir es tatsächlich erreichen und unmittelbar vor Augen geführt bekommen, würden wir im selben Moment die faszinierende Dimension aus dem Blick verlieren, die dem Objekt zuvor seine Erhabenheit verlieh:

„Das erhabene Objekt [des Begehrens] ist ein Objekt, dem man nicht allzu nahekommen kann: Sobald wir ihm zu nahekommen, verliert es seine erhabenen Eigenschaften [...]. Es kann sich als solches nur in einem Zwischenraum [...] erhalten und kann nur aus einer gewissen Perspektive betrachtet werden, aus der es bloß halb-sichtbar ist.“ (Žižek 2021: 234f.)

Während der Mangel beziehungsweise die intime Distanz ausschlagend dafür ist, dass ein Objekt zu einer Projektionsfläche des Begehrens werden kann, kann die unmittelbare Konfrontation bzw. intime Nähe zu demselben Objekt sogar einen gegenteiligen Effekt erzeugen. Slavoj Žižek (2022: 112) greift zur Illustration dieses Gedankens auf das Beispiel des Tintenfisches zurück, der sich, wenn man ihn in den Tiefen des Ozeans beobachtet, anmutig bewegt und eine Faszinationskraft ausübt, sich jedoch, sobald man ihn aus dem Wasser holt, in einen ekelhaften Schleimhaufen verwandelt. Worum es hierbei geht, ist die Idee, dass das Objekt des Begehrens stets zwischen Mangel und Überschuss oszilliert. Es erscheint strukturell entweder als „zu viel“ oder „zu wenig“. Solange das Objekt auf Distanz gehalten und somit uneinsichtig bleibt, dient es als Ursache des Begehrens,

doch sobald sich der Schleier lüftet und wir das Objekt unmittelbar vor Augen geführt bekommen, verliert es seine Anziehungskraft und kann bisweilen sogar unheimlich wirken. In dieser Hinsicht schließt sich ein psychoanalytischer Ansatz der Zurückweisung einer „Gleichsetzung von Intimität und physischer Nähe“ (Hutta/Schuster 2022: 107) an und verkompliziert dieses (Nicht-)Verhältnis sogar noch weiter. Um diesen Punkt zu verdeutlichen und zurück zu der Frage zu gelangen, was es bedeutet, die gebaute Umwelt als Infrastruktur oder Objekt des Begehrens zu begreifen, möchte ich mein Gedankenspiel im Folgenden um eine fiktionale Komponente ergänzen.

4. Von schwarzen und anderen Häusern

Patricia Highsmiths Erzählung *Das schwarze Haus* (2007) ist ein ausgezeichnetes Zeugnis davon, wie sich die gebaute Umwelt an den Raum des Phantasmas bindet, um zu einer Projektionsfläche für das Begehren zu werden. Die Kurzgeschichte spielt in einer mittelgroßen Stadt im Norden des US-Bundesstaates New York. Jeden Sonntag nach der Kirche kommen die Männer der Gegend in der anliegenden Kneipe zusammen, um nostalgische Erinnerungen wieder aufleben zu lassen, die alle mit einem alten, leer stehenden Haus auf einem Hügel am Rande der Stadt zu tun haben. Eine gewisse Magie lastet auf diesem „schwarzen Haus“ und die Männer sind sich einig darüber, dass man sich diesem Objekt nicht nähern dürfe. Von Gespenstergeschichten bis hin zu der Vermutung, dass dort ein Wahnsinniger lebe, der jeden Eindringling töte, wimmelt es an Geschichten, die darauf hindeuten, dass das Betreten des Hauses einen in Lebensgefahr bringen könnte. Zugleich ist das „schwarze Haus“ jedoch der Ort, an dem die Jugenderinnerungen der Männer und vor allem ihre ersten sexuellen Erfahrungen zusammenlaufen. Frank Keynes, einer der Männer, wird nicht müde, davon zu erzählen, wie er mit 14 am Fuß des Hauses auf das Mädchen wartete, in das er damals verliebt war, ihn jedoch versetzte, bevor ein anderes Mädchen vorbeikam und ihn mit hinauf ins Haus nahm, um ihn dort zu verführen. Auch die anderen Männer prahlen von sexuellen Abenteuern, die sie dort als Jugendliche erlebt hatten. Der Protagonist der Geschichte ist ein junger Mann namens Timothy, der nach Abschluss seines Studiums erst vor Kurzem wieder in die Stadt zurückgekehrt ist. Nachdem ihm die Männer in der Kneipe von den Mythen rund um das „schwarze Haus“ erzählten, beschließt Timothy eines Abends, dieses rätselhafte Objekt aufzusuchen. Zögerlich steigt er die knarrende Treppe hinauf und untersucht sukzessive jedes Zimmer, in der Vermutung,

dass ihm etwas Furchtbares oder zumindest Unvorhergesehenes zustoßen könne. Doch bis auf ein paar vergammelte Matten auf dem Boden findet er nichts. Geradewegs kehrt er in die Kneipe zurück und erklärt den Männern, dass ihr „schwarzes Haus“ nur eine alte Ruine ist, die nichts Geheimnisvolles an sich hat: „Dort ist nichts!“ (ebd.: 331), stößt er triumphierend hervor. Anstelle einer erhofften Bewunderung dafür, dass er sich ganz allein im Dunkeln in das Haus gewagt hat, reagieren die Männer erschüttert auf Timothy's Auftritt. Entsetzt und furchterfüllt stellen sie ihn draußen vor der Kneipe zur Rede. Plötzlich stürzt sich Frank wutentbrannt auf ihn. Timothy fällt unglücklich auf den Hinterkopf und stirbt kurze Zeit später.

Hinsichtlich der Frage danach, was die Männer derart aufgebracht hatte, stellt Slavoj Žižek (2022: 24) in seiner Deutung der Geschichte heraus, dass deren Unmut verständlich wird, wenn wir uns den psychoanalytischen Unterschied zwischen der euklidischen „Realität“ und dem „anderen Schauplatz“ des libidinösen Raums vor Augen führen. Das „schwarze Haus“ war den Männern untersagt, um als Projektionsfläche für ihre nostalgischen Begehren und verzerrten Erinnerungen zu dienen. Indem der Neuling erklärt, das „schwarze Haus“ sei lediglich eine verdreckte Baracke, reduziert er ihren phantasmatischen Raum auf einen gewöhnlichen Teil der Realität. Er widersetzt sich der intimen Distanz und setzt somit den Unterschied zwischen dem euklidischen und libidinösen Raum außer Kraft. Dadurch nimmt er den Männern in der Kneipe jene intime Infrastruktur, an die sie ihr Begehren heften und mit der sie es artikulieren konnten.

Ein weiteres, wenn auch etwas anders gelagertes Beispiel, in dem ein Gebäude zur Projektionsfläche für das Begehren wird, steht im Fokus von J. G. Ballards (2016) *High-Rise*. Der Roman erzählt die Geschichte eines 40-stöckigen Hochhauses am Rand von London. Das Haus, in dem sich bis auf wenige Seiten die gesamte Handlung des Romans abspielt, ist mehr als ein bloßes Wohnhaus. Es wird als „vertikale Stadt“ (ebd.: 69) beschrieben, in der sich ein Supermarkt und ein Spirituosengeschäft, eine Grundschule, ein Friseursalon, ein Restaurant, eine Bank, eine Sauna sowie ein Swimmingpool befinden. Die Bewohnenden verlassen das Hochhaus folglich nur selten, höchstens um zur Arbeit zu gehen, denn das Haus stellt eine vollständige Infrastruktur für ihr Alltagsleben bereit. Infolge der Abschottung verliert die urbane Außenwelt rund um das Gebäude zunehmend an Bedeutung. Sie wird zu einer Art Hintergrundfolie, die für das Leben der Bewohnenden kaum noch von Relevanz ist. Sex und Party

bilden zwei weitere Eckpfeiler des Lebens im Hochhaus. Das Alltagsleben in der „vertikalen Stadt“ ist von einem hedonistischen Lebensstil geprägt, in dem die individuelle Selbstentfaltung oberste Priorität hat. Im Laufe der Geschichte zerfällt, zusammen mit dem Gebäude selbst, das gewohnte Leben darin. Nach einem Stromausfall beginnt ein Konflikt über die Nutzung der Aufzüge, der schließlich eskaliert. Aus einer Reihe „schwach verhüllter Antagonismen“ (ebd.: 12) wird schließlich ein brutaler Kampf um Leben und Tod. Vandalismus, Übergriffe und Gewalt verdunkeln die Szenerie. Es bilden sich Gangs, die entlang der Stockwerke gegeneinander kämpfen. Haustiere werden ertränkt, es kommt zu Vergewaltigungen und ein Mann stürzt auf unerklärliche Weise aus einem der oberen Stockwerke in den Tod. Anstatt die Polizei zu informieren, ziehen die Bewohnenden es vor, unter sich zu bleiben. Der auf gegenseitige Zerstörung ausgerichtete Konflikt mündet in extreme Gewalt und kollektiven Hass. Beidem fällt schließlich ein Großteil der Bewohnenden zum Opfer.

High-Rise ist in mehrerlei Hinsicht ein spannender Roman für kritische Geograph*innen und Stadtforschende. Er adressiert eine Reihe von Themen – von den Dystopien moderner Stadtplanung bis zu den Utopien feministischer Revolution (schließlich ist es die unerwartete und brutale Effektivität der Gynokratie, die dem Konflikt im Hochhaus ein Ende setzt). Worauf ich mich im Folgenden konzentriere, ist die Rolle, die das Gebäude selbst für die Handlung des Romans spielt. Es ist bezeichnend, dass das Hochhaus in *High-Rise* nicht nur als Setting, sondern auch als Akteur der Handlung in Erscheinung tritt. Es handelt sich hierbei „weniger um eine bewohnbare Anlage [...] als vielmehr das unbewusste Diagramm eines rätselhaften seelischen Vorgangs“ (ebd.: 32). Das Haus wird als eine Art Kreatur beschrieben, mit eigenem Rhythmus und Eigenleben. Es verfüge über eine natürliche soziale Ordnung und dringe in den Geist der Bewohnenden ein. Das Gebäude sei nichts weniger als „eine Art riesiges, beseeltes Wesen, das über ihnen brütete und ein gebieterisches Auge auf die sich zutragenden Ereignisse hatte [...] – die Fahrstühle, die die langen Schächte hoch- und herunterpumpten, ähnelten Ventilen in der Kammer eines Herzens. Die Bewohner, die sich die Gänge entlangbewegten, waren die Zellen in einem Geflecht von Arterien, die Lichter in ihren Apartments die Neuronen eines Gehirns“ (ebd.: 53).

Im Laufe der Handlung oszilliert das Hochhaus stets zwischen Mangel und Überschuss, zwischen Nähe und Distanz. Es ist zugleich „zu wenig“ und „zu viel“; „zu wenig“ in dem Sinne, dass alle Bewohnenden darum kämpfen, mehr davon zu bekommen und ihren Platz darin auszubauen-

en. In gewisser Weise dreht sich der ganze Roman darum, dass einzelne Charaktere versuchen, das Gebäude einzunehmen, es „zu bezwingen“ (ebd.: 66) und für sich zu beanspruchen. Besonders deutlich wird dieser Aspekt neben den brutalen Übergriffen zwischen den Fraktionen der unterschiedlichen Stockwerke durch die Figur Richard Wilder, einen Bewohner, der infolge der Handlung zunehmend davon besessen ist, auf das Gebäude hinaufzuklettern. Er will den Architekten des Hochhauses, der sich dort in seinem Penthouse verschanzt, umbringen und so die Kontrolle über das Haus erlangen. Neben dem Begehren, das dadurch ausgelöst wird, dass die Bewohnenden nicht genug von dem Hochhaus bekommen können, erhält das Haus stellenweise jedoch eine Art klaustrophobischen Charakter. Es ist „zu viel“ insofern, als es die Menschen vollends in Beschlag nimmt, sie an ihre Grenzen bringt und teilweise sogar in den Tod treibt. Das Haus droht die Bewohnenden zu erdrücken. Wilder erwähnt beispielsweise an einer Stelle, er habe eine „starke Phobie“ gegenüber dem Hochhaus entwickelt: „Nachts, wenn er neben seiner schlafenden Frau lag, erwachte er oft in dem stickigen Schlafzimmer aus unruhigem Traum und war sich jedes der neunhundertneunundneunzig anderen Apartments bewusst, die sich durch Wände und Decke auf ihn pressten und seiner Brust die Luft nahmen“ (ebd.).

Man könnte aus diesen Zeilen schließen, dass Ballard darauf abzielt, dem Objekt eine Art Latour'schen Aktantenstatus im Alltagsleben der Bewohnenden einzuräumen. Doch ist „die Nähe und die Distanz, die das Hochhaus zu gleicher Zeit bot“ (ebd.: 19), nicht so sehr auf die Handlungsmacht des Hochhauses zurückzuführen, also auf die Wirkmächtigkeit, mit der der materielle Raum des Gebäudes auf die Bewohnenden einwirkt, sondern auf die Transformation, die der materielle Raum erfährt, sobald er mit den unbewussten Fantasien von Subjekten in Berührung kommt. Das Hochhaus ist „mehr“ als ein bloßes Gebäude. Es ist ein „erhabenes Objekt“, um das herum sich die gesamte soziale Realität des Romans organisiert. Diese Sonderstellung, die das Hochhaus in *High-Rise* einnimmt, lässt sich nur hinreichend verstehen, wenn wir die Rolle des Begehrens im Konflikt um die Aneignung beziehungsweise Besetzung des Gebäudes in den Blick nehmen. Dieser modernistische Entwurf einer „vertikalen Stadt“ stellt die Bewohnenden des Hochhauses an die Schwelle zur Verwirklichung ihres Begehrens. Und doch erreichen sie nie den Punkt der Verwirklichung. Das Hochhaus ist eingebunden in eine obszöne „Erotik des Raums“, deren Ausgangspunkt die Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinnahmung des Gebäudes ist. Insofern es sich bei

dem Haus um einen sozialen Raum handelt, der von unterschiedlichen Individuen besetzt wird, kreist der Konflikt für alle Beteiligten um jenen Anteil, der „den Anderen“ zu gehören scheint. Vor diesem Hintergrund überrascht es auch nicht, dass das Gebäude eine erneute Transformation durchläuft, nachdem der Konflikt schließlich zum Erliegen kommt. In jenem Moment, da eine Vielzahl der Bewohnenden tot ist und das Haus verfallen und zerstört brach liegt, verliert es seine Funktion als Objekt des Begehrens und wird zu einem belanglosen Teil der gebauten Umwelt. Insofern ließe sich dem Gedankengang eines Bewohners des Hochhauses zustimmen, wonach „dieses riesige Gebäude lediglich in seinem Geist existierte und verschwinden würde, wenn er aufhörte, darüber nachzudenken“ (ebd.: 46).[3]

5. Infrastrukturen städtischer Extimität

Ausgehend hiervon lässt sich eine der zentralen Prämissen für einen psychoanalytischen Ansatz zur Betrachtung gebauter Umwelten zusammenfassen. Wenn wir im Sinne Lacans der These nachgehen, dass Infrastrukturen nicht nur technische Objekte sind, sondern auch intime Objekte des Begehrens sein können – oder allgemeiner gesprochen, dass gebaute Umwelten nicht nur in materielle, sondern zugleich auch in libidinöse Räume eingeschrieben sind – dann ist es wesentlich, die Funktionsweise dieses libidinösen Raums mit in Betracht zu ziehen. Demnach ist es der strukturelle Platz und nicht die intrinsischen Eigenschaften, die aus einem unbedeutenden Ding ein Objekt des Begehrens werden lassen. „Intime Distanz“ kann hierbei als entscheidendes Kriterium herangezogen werden, um nachzuvollziehen, wie aus einem gewöhnlichen Teil der gebauten Umwelt durch das Begehren eine intime Infrastruktur werden kann.

Natürlich weist die kritische Geographie und Stadtforschung seit Langem auf die Wirkmächtigkeit von Vorstellungen, Wünschen und Sehnsüchten für die soziale Produktion von Räumen hin. Wie die Arbeiten von Henri Lefebvre, Doreen Massey oder David Harvey – um nur ein paar prominente Vertreter*innen zu nennen – kenntlich machen, können gelebte Räume und Erfahrungsorte (im Sinne von *place*) in ein Geflecht emotionaler und affektiver sowie imaginärer und symbolischer Beziehungen eingebettet sein. Was die Psychoanalyse diesen Ansätzen hinzufügt, ist eine genauere Betrachtung der psychosozialen Bedingungen, unter denen der materielle Raum zu einer Projektionsfläche für das Subjekt wird, sowie der Funktionsweise gelebter Räume, sobald diese mit dem Begehren

in Berührung kommen. Vor diesem Hintergrund lässt sich nachvollziehen, inwiefern Machtverhältnisse durch das Begehren (der Anderen) in den gebauten Raum eingeschrieben werden, wenn dieser als unzugänglich und uneinsichtig für das (begehrende) Subjekt erscheint (wie Ballards Roman deutlich macht). Genauso lässt sich über das Begehren der Frage nachgehen, wie bestimmte Teile der gebauten Umwelt unabhängig von ihrem konkreten Gebrauchswert als schützens- und erhaltenswert erachtet werden. So avancieren Ruinen und andere „nutzlose“ Teile der gebauten Umwelt (nicht nur in Highsmiths Kurzgeschichte) zu umkämpften Orten, für deren Erhalt Menschen auf die Straße gehen, wenn diese mit einer „Aura des Verlusts“ belegt werden, durch die sich nostalgische Fantasien im Stadtraum bewahren lassen (Pohl 2022).

Auf diese Weise ermöglicht es ein psychoanalytischer Ansatz, der Frage nachzugehen, wie intime Gefühle sich im materiellen Raum „verdinglichen“ und externalisiert werden, ohne dadurch an Intensität beziehungsweise Intimität einzubüßen. Lacan (2016b: 171) prägte hierfür auch den Neologismus „Extimität“ (*extimité*), abgeleitet aus einer Verbindung von *intimité* (Intimität) und *extérieur* (außen). Zentral war für ihn hierbei, dass die Einschreibung intimer Verhältnisse in den externen Raum mit einer Auslagerung oder „Dezentrierung“ des Subjekts und zugleich mit einem damit verbundenen Kontrollverlust einhergehen. Das Objekt des Begehrens kann nicht nur nicht vollends objektiviert, sondern auch nicht richtig beherrscht werden. Es bleibt in (intimer) Distanz und widersetzt sich somit einem vollwertigen Zugriff durch das Subjekt. In dieser Hinsicht ließe sich dem Gedankenspiel, zu dem Jan Hutta und Nina Schuster in ihrem Debattenaufschlag eingeladen haben, aus psychoanalytischer Sicht entgegen, dass Infrastrukturen, die zum Gegenstand des Begehrens werden, auch als Infrastrukturen städtischer Extimität fungieren können. Als solche handelt es sich bei gebauten Umwelten um Objekte, die uns nahe und doch zugleich außerhalb von uns stehen, deren Status folglich unklar ist und deren Beziehung einen prekären und potenziell konflikthaften Charakter hat, wie in Highsmiths und Ballards Geschichten deutlich wird.

Sich dieser Objekte anzunehmen und sie kritisch zu studieren, könnte eine Aufgabe für eine Stadtforschung sein, die die „Intimität zum Dreh- und Angelpunkt ihres Stadtverständnisses“ macht (Hutta/Schuster 2022: 97). Ausgehend hiervon ließe sich mitunter eine alternative Lesart der bereits zum Klassiker gewordenen These des „splintering urbanism“ (Graham/Marvin 2001) entwickeln, wonach die Privatisierung und Deregulierung

von Infrastrukturen zu einer Fragmentierung oder „Zersplitterung“ des urbanen Raums führt. Wenn wir von der Eingebundenheit gebauter Umwelten in Begehrensstrukturen ausgehen, wird deutlich, dass eine „Zersplitterung“ des Stadtraums auch durch die Einbindung *bestimmter* Teile der gebauten Umwelt in intime Verhältnisse vorangetrieben wird. Dies zeigt sich an Highsmiths „schwarzem Haus“ und Ballards Hochhaus, die sich von ihrer jeweiligen städtischen Umgebung dadurch abheben, dass sie als „erhabene Objekte“ in Abgrenzung vom Rest fungieren.[4] Das Begehren strukturiert diese Erhabenheit entlang einer Verknüpfung zwischen der äußerlichen Materialität der gebauten Umwelten und ihrer kollektiven Bedeutungszuschreibung und sorgt auf diese Weise dafür, dass bestimmten Teilen der gebauten Umwelt mehr Gewicht zukommt als anderen. Der Grund, warum nach den Anschlägen vom 11. September 2001 an derselben Stelle in New York City ein neues (und größeres) World Trade Center errichtet wurde, warum nach dem Brand der Notre Dame in Paris im April 2019 binnen weniger Stunden mehr als 900 Millionen Euro privater Spendengelder für deren Wiederaufbau gesammelt wurden oder warum es in Berlin zu einer aufwendigen Rekonstruktion des ehemaligen Stadtschlusses kam, die nach jahrelangem Streit im Juli 2021 eröffnet wurde – ist aus psychoanalytischer Sicht untrennbar mit bestimmten Politiken des Begehrens verbunden, für die diese gebaute Umwelten als Projektionsflächen dienen. Was in diesen überschwänglichen Maßnahmen zum Ausdruck kommt, ist die „Zersplitterung“ des Stadtraums durch das Begehren. Dabei wären die Mittel, die für den Erhalt und Wiederaufbau dieser Objekte bereitgestellt wurden, für andere Teile der gebauten Umwelt niemals zu mobilisieren gewesen. Stadträumliche Fragmentierungen und sozialräumliche Disparitäten werden somit auch durch die Einbindung in phantasmatische Verhältnisse bedingt. Zudem zeigt sich an diesen Beispielen erneut der fragile und letztlich unkontrollierbare Charakter, der von den extimen Beziehungsweisen zu gebauten Umwelten ausgeht. Je stärker der soziale Raum durch die Einschreibung intimer Verhältnisse in die gebaute Umwelt zusammengehalten wird, desto massiver ist der Kampf um den Erhalt dieser gebauten Umwelten und desto vulnerabler und störungsanfälliger ist zugleich der soziale Raum für Angriffe auf und Konflikte um diese Umwelten.

Endnoten

- [1] Dabei schließen sich diese Teilbereiche der psychoanalytischen Geographie und Stadtforschung keineswegs aus, sondern bedingen sich zum Teil sogar gegenseitig. So können negative und dezidiert rassistische Fremdzuschreibungen eine wichtige

Rolle für die Einschreibung sozialer Fantasien in gebaute Umwelten spielen, während nationale Identitätskonstruktionen durch deren Einschreibung in materielle Räume an Persistenz und Beständigkeit gewinnen können.

- [2] Eventuell könnte man an dieser Stelle sogar eine vorsichtige Kritik an dem Debatten-aufschlag formulieren, in dem das Begehren ebenfalls ein bisschen schnell neben „Bedürfnissen“ eingereiht wird (Hutta/Schuster 2022: 108). Für eine Arbeit aus der Stadtforschung, die den Unterschied zwischen Bedürfnis, Anspruch und Begehren ins Zentrum rückt, siehe Pohl et al. (2020).
- [3] In diesem Sinne handelt es sich bei dem Hochhaus in High-Rise um eine „lebhafteste Infrastruktur“ (Amin 2014), deren Lebendigkeit jedoch an die Träume und Fantasien der Bewohnenden gebunden ist (siehe auch Hutta/Schuster: 108).
- [4] In den zwei von mir skizzierten Beispielen wird vor allem auf männlich konnotierte Räume des Begehrens Bezug genommen, woraus sich schließen lässt, dass die Psychoanalyse (wenn auch keineswegs ausschließlich) dazu einlädt, patriarchale Machtstrukturen in den Fokus zu rücken. Schließlich basiert das Projekt der Psychoanalyse, wie Juliet Mitchell (1974) in ihrer grundlegenden Arbeit *Psychoanalysis and Feminism* festgehalten hat, auf einer Kritik der patriarchalen Gesellschaft.

Autor_innen

Lucas Pohl ist Humangeograph und beschäftigt sich mit der Vermittlung von Philosophie, Psychoanalyse und Geographie in Bezug auf Fragen der Stadt- und Raumtheorie, gebauten Umwelten und politischen Praxis.

lucas.pohl@geo.hu-berlin.de

Literatur

- Amin, Ash (2014): Lively infrastructure. In: *Theory, Culture & Society* 31/7-8, 137-161.
- Ballard, James Graham (2016): *High-Rise*. Zürich/Berlin: diaphanes.
- Evans, Dylan (2017): Wörterbuch der Lacan'schen Psychoanalyse. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Freud, Sigmund (1994) [1930]: *Das Unbehagen in der Kultur*. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt am Main: Fischer.
- Graham, Stephen / Marvin, Simon (2001): *Splintering urbanism. Networked infrastructures, technological mobilities and the urban condition*. London/New York: Routledge.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1989): *Phänomenologie des Geistes*. In: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke*, Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022). Infrastrukturen städtischer Intimität: Einladung zu einem Gedankenspiel. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Highsmith, Patricia (2007): „Das schwarze Haus“. In: Patricia Highsmith, *Keiner von uns*. Zürich: Diogenes, 308-337.
- Kingsbury, Paul (2011): The world cup and the national thing on Commercial Drive, Vancouver. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 29/4, 716-737.
- Kingsbury, Paul / Pile, Steve (2014): *When in Rome*. In: Paul Kingsbury / Steve Pile (Hg.), *Psychoanalytic geographies*. Farnham: Ashgate, xvii-xxii.
- Kojève, Alexandre (1975): *Hegel. Eine Vergegenwärtigung seines Denkens. Kommentar zur „Phänomenologie des Geistes“*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lacan, Jacques (2015): *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Lacan, Jacques (2016a): *Schriften I*. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Lacan, Jacques (2016b): *Die Ethik der Psychoanalyse*. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Lacan, Jacques (2020): *Das Begehren und seine Deutung*. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Larkin, Brian (2013): The politics and poetics of infrastructure. In: *Annual Review of Anthropology* 42/1, 327-343.

Gebaute Umwelten als Objekte des Begehrens

- McGowan, Todd (2016): *Capitalism and desire: The psychic costs of free markets*. New York: Columbia University Press.
- Miller, Jacques-Alain (2021): *Die Erotik der Zeit. Und andere Texte über das Genießen*. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Mitchell, Juliet (1974): *Psychoanalysis and feminism. Freud, Reich, Laing, and women*. New York: Vintage Books.
- Nast, Heidi (2000). Mapping the „unconscious“: Racism and the oedipal family. In: *Annals of the Association of American Geographers*, 90/2, 215-255.
- Pile, Steve (1996): *The body and the city. Psychoanalysis, space, and subjectivity*. London/New York: Routledge.
- Pohl, Lucas (2019): *Das urbane Unbewusste: Psychoanalyse und kritische Stadtforschung*. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 7/3, 47-64.
- Pohl, Lucas (2022): *Aura of decay: Fetishizing ruins with Benjamin and Lacan*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 47/1: 153-166.
- Pohl, Lucas / Genz, Carolin / Helbrecht, Ilse / Dobrusskin, Janina (2022): *Need for shelter, demand for housing, desire for home: A psychoanalytic reading of home-making in Vancouver*. In: *Housing Studies* 37/9, 1650-1668.
- Žižek, Slavoj (2021): *Das erhabene Objekt der Ideologie*. Wien: Passagen.
- Žižek, Slavoj (2022): *Schrägsicht: Lacan mit Populärkultur. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Neue Deutsch-Französische Jahrbücher.

Städtische Care-Infrastrukturen zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita

Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster
 „Infrastrukturen städtischer Intimität“

Sarah Schilliger

Debatte zu:
 Jan Hutta, Nina Schuster:
 „Infrastrukturen
 städtischer Intimität“

Kommentare von:
 Benno Gammerl, Laura
 Kemmer, Jenny Künkel,
 Elisabeth Millitz, Lucas
 Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
 Jan Hutta, Nina Schuster

Infrastrukturen sind für das Funktionieren des alltäglichen Lebens in der Stadt von zentraler Bedeutung. Dem würde wohl niemand etwas entgegensetzen. Die entscheidende Frage ist jedoch, was wir als Infrastruktur fassen – und über welche theoretischen Begriffe und Konzepte wir verfügen, um deren Herstellung und Funktionieren zu analysieren. In ihrem höchst anregenden Beitrag fragen Jan Hutta und Nina Schuster (2022), wie „Infrastrukturen das gesellschaftliche Leben gestalten“ (ebd.: 101) und welches (städtische) Leben Infrastrukturen hervorbringen. Während Infrastruktur gemeinhin in materieller Hinsicht als netzartiges System von Autobahnen, Rohren und Drähten verstanden wird, konzentrieren sich die Autor_innen auf ein erweitertes Verständnis von Infrastruktur, das sich aus sozialen Praktiken ergibt. Ein solche praxeologische Perspektive auf Infrastrukturen bietet eine ausgezeichnete Ausgangslage, um „die kritische Stadtforschung gegen den Strich [zu] bürsten“ (ebd.: 99) und zu einer „Rekonzeptualisierung des Städtischen“ (ebd.) beizutragen, wie es Hutta und Schuster mit ihrem Debattenaufschlag beabsichtigen. Dabei erscheint insbesondere die weiterhin sehr machtvolle Grenzziehung zwischen öffentlichen und privaten Räumen ein zentraler Einsatzpunkt. Hutta und Schuster wählen deshalb „einen doppelten Fokus auf Intimität und Infrastruktur“ (ebd.) und stellen vielfältige Überlegungen dazu an, wie eine kritische Stadtforschung denkbar ist, die „von Anbeginn nicht Anonymität, sondern Intimität zum Dreh- und Angelpunkt ihres Stadtverständnisses“ macht (ebd.: 97). Das Ziel dabei sei es, „den Blick für intime Praktiken und Raumbezüge sowie deren materielle Bedingungen zu schärfen“ (ebd.: 99), wobei sie insbesondere „minoritäre Erfahrungen und Praktiken städti-

scher Intimität in den Blick“ nehmen (ebd.). Hutta und Schuster schaffen damit einen Brückenschlag zwischen zwei bisher kaum systematisch miteinander verbundenen Forschungssträngen – den vor allem in der Stadtforschung verankerten *infrastructural studies* einerseits und der queertheoretischen Beschäftigung mit Intimität andererseits. Aus einer machtkritischen und intersektionalen Perspektive fragen sie einerseits danach, wie Infrastrukturen das intime Leben und gesellschaftliche Beziehungsweisen strukturieren und (un-)möglich machen und andererseits, wie intime Verbindungen und (sub-)urbane intime Praktiken selbst Infrastrukturen (neu) erschaffen, unterwandern und transformieren.

Inspiriert hat mich an dem Debattenaufschlag insbesondere der Fokus auf die sowohl in der Stadtforschung als auch im politischen Diskurs häufig im Verborgenen bleibenden Möglichkeitsbedingungen von intimen, sorgenden und solidarischen Beziehungsweisen im städtischen Alltag. Hutta und Schuster erhellen dabei zentrale Aspekte, die individuelles Leben überhaupt erst ermöglichen und lebenswert machen und die darüber hinaus auch kollektives Leben – eine demokratische (Stadt-)Gesellschaft – wesentlich konstituieren, weil sie Menschen befähigen, sich in den städtischen *demos* zu involvieren. Bei der Lektüre fiel mir auf, dass die beschriebenen intimen Praktiken und Beziehungsweisen viel gemeinsam haben mit Care – mit *caring relations*, Sorgepraktiken und mit sorgenden und sorglosen Infrastrukturen in der Stadt. Ich möchte mich deshalb in das Gedankenspiel involvieren, indem ich einen weiteren Brückenschlag mache zur Care-Forschung. Ich bringe dabei Care als eine spezifische Form von intimer Praxis und gesellschaftlichen Beziehungsweisen ins Spiel und mache mich stark dafür, Care – also Care-Praktiken, Care-Beziehungen und kollektive Care-Erfahrungen – als wesentlichen Bestandteil einer städtischen Infrastruktur der Intimität mitzuberechnen.

1. Care als sorgsame Beziehungsweise mit der (Um-)Welt

Ich beziehe mich auf ein breites Verständnis von Care, das alle Aktivitäten umfasst, die wir tun, „um unsere ‚Welt‘ zu erhalten, fortzuführen und zu reparieren, damit wir in ihr so gut wie möglich leben können. Diese Welt umfasst unseren Körper, unser Selbst und unsere Umwelt, die wir alle in ein komplexes, lebenserhaltendes Netz zu verweben versuchen“ (Tronto/Fisher 1990: 10). Eine wichtige Implikation dieser Definition ist nach Joan Tronto (2000: 27), dass Care als eine kollektive Praxis zu verstehen ist, die sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf materielle Gegenstände, die Umwelt, menschliche Beziehungen und gesellschaftliche sowie po-

litische Institutionen bezieht. „Wenn wir das erst einmal zur Kenntnis nehmen, stellen wir fest, daß Fürsorgen einen Großteil der Handlungen ausmacht, mit denen Menschen in ihrem Alltagsleben beschäftigt sind. [...] Fürsorgen ist demnach weder eine rein geistige noch eine bloß automatische und physische Tätigkeit, sondern eine Kombination vieler engagierter Praxen des menschlichen Lebens.“ (ebd.).

Tronto (2000: 27, Zechner 2021a) unterscheidet fünf verschiedene Phasen von Care-Praxen, die ineinander übergehen: 1) *caring about* (sich sorgen um), 2) *taking care of* (sorgen für), 3) *care giving* (Sorgearbeit leisten), 4) *care receiving* (umsorgt werden) und 5) *caring with* (sich gemeinsam sorgen, solidarisch sein). Dieses Care-Verständnis betont die Vorstellung von „gegenseitiger Abhängigkeit und verwobener Verbundenheit“ (Zechner 2021a) und stellt damit die Norm eines unabhängigen und autonomen Bürgers infrage. Gleichzeitig wird deutlich, dass Care vielfältige materielle wie immaterielle, affektive und kommunikative Praktiken und Ressourcen umfasst, die es Menschen ermöglichen, ein sicheres und sinnhaftes Leben zu führen. Eine zentrale Dimension von Care sind Sorge-Beziehungen in Verwandtschafts-, Freundschafts- und Gemeinschaftsnetzwerken, in die wir in unserem Alltag eingebettet sind.

Die Räume, in denen Care stattfindet, durchkreuzen damit das, was gemeinhin als öffentliche und private Sphäre gesehen wird: „Sorgearbeit führt uns heraus aus den Hallen und Büros der Politik und Wirtschaft – den Domänen von Männern (weiß, unabhängig, privilegiert) – und hinein in die Zonen, in denen Leben reproduziert wird“ (Zechner 2021a). Care wird einerseits als bezahlte Arbeit auf einem kommerziellen Markt oder in öffentlichen Institutionen wie Kranken- und Geburtshäusern, Kitas, Kindergärten, Schulen, Pflegeheimen, Wohngruppen für Menschen mit physischen/psychischen Beeinträchtigungen oder Unterkünften für Geflüchtete geleistet, ist aber darüber hinaus auf vielfältigste Weise in den Alltag der Menschen eingewoben und umfasst so verschiedene Schauplätze wie die Küche, das Wohnzimmer, den Spielplatz, den Park, Nachbarschaftszentren, Solidaritätskliniken, Kooperativen, Urban-Gardening-Projekte und eine weitere Vielfalt an selbstorganisierten (auch digitalen) Räumen (z. B. WhatsApp-Chats) und *safe spaces*, in denen Menschen sorgsam und solidarisch miteinander umgehen.

2. Care-Lücken in der Stadtforschung

In der konventionellen Stadtforschung werden viele dieser Räume, in denen Care praktiziert wird, nicht als öffentlich und demnach auch nicht als

politisch angesehen. Entsprechend gelangt meist auch nur ein Bruchteil städtischer Care-Praktiken in den Fokus der Analyse – vor allem jene, die sich in der öffentlich oder marktvermittelten^[1] Care-Infrastruktur abspielen (z. B. Pflege, Bildung/Erziehung). Es fällt auf, dass in der Forschung zu sozialen Infrastrukturen, kommunaler Daseinsvorsorge oder in der jüngst aufgekommenen *foundational economy* (Foundational Economy Collective 2019) unbezahlte Care-Aktivitäten kaum vorkommen – oder lediglich als „informelle Hilfsstrukturen“ gefasst werden, die die „soziale Versorgung der Bevölkerung ergänzen“ (Winkel 2018: 2186). Angesichts der Größenordnungen – in der Schweiz zum Beispiel beträgt der Wert der unbezahlten Arbeit von Frauen 248 Milliarden Franken pro Jahr, also mehr als alle öffentlichen Ausgaben in der Schweiz zusammengerechnet (BFS 2016) – ist diese Engführung sehr fragwürdig. Sie ist Ausdruck einer historischen Abwertung dieser reproduktiven Tätigkeiten, die selten als Arbeit anerkannt werden und von denen angenommen wird, dass sie von Frauen „aus Liebe“ unentgeltlich geleistet werden (Federici 2012).

Neben der unbezahlten Care-Arbeit (nach Tronto eine Form von *care-giving*) bleiben in der Forschung zu städtischen Infrastrukturen auch weitere (v. a. immaterielle und affektive) Dimensionen von Care – das „Besorgt-sein-um“, das „Sich-kümmern-um“, das „Umsorgt-werden“ und das „Gemeinsame Sorgen und Sich-aufeinander-beziehen“ – häufig ausgeblendet. Während in der Recht-auf-Stadt-Forschung einige „Orte der Begegnung und des (Aus)tauschs“ (Lefebvre 2016 [1968]: 196) durchaus Beachtung finden, zentriert sich die Analyse doch auch dort meist auf die darin stattfindenden Auseinandersetzungen, die im engeren Sinn politisch sind: auf das Ringen um Rechte und Gerechtigkeit mittels „sich gegenseitig auf die Füße treten“, wie es Hutta und Schuster (2022: 97) mit Bezug auf Lefebvre so prägnant zitieren. Die Bedeutung dieser Räume für die Herstellung sorgsamer und solidarischer Beziehungsweisen sowie gelebter Formen von Demokratie bleibt dabei häufig ausgeklammert.^[2] Genauso wenig reflektiert wird über die intersektionalen Ausschlüsse, die aufgrund der ungleichen Einbindung in Care-Verpflichtungen und -Netzwerke entstehen und die wesentlich bestimmen, inwiefern Menschen überhaupt an der Stadt teilhaben und in der städtischen Demokratie partizipieren können. Die *urban studies* haben es, so konstatiert Miriam Williams (2017: 821; Übers. d. A.), „weitgehend versäumt, Care als eine transformative Ethik zu anerkennen, die unser Denken darüber leiten kann, was die gerechte Stadt ausmacht“. Sie beziehen sich weiterhin hauptsächlich auf ein männlich konnotiertes, autonomes, entkörperteres Subjekt des

(Stadt-)Bürgers, der frei von jeglichen Care-Verpflichtungen (und vermeintlich frei von Care-Bedürfnissen) ist. Dabei ignorieren sie die Tatsache, auf die auch Tronto (2000: 37) so eindringlich hinweist: Relevant ist für eine demokratische Praxis nicht, dass Bürger_innen „autonom“ sind, sondern im Gegenteil, dass sie sich selbst aktiv in fürsorgliche Beziehungen und Aktivitäten involvieren, um überhaupt moralische Fertigkeiten (wie Aufmerksamkeit, Verantwortlichkeit, Empathie und Selbstreflexion) einüben zu können, die eine lebendige Demokratie ausmachen.

3. Städtische Care-Infrastrukturen

Immerhin ist in den letzten Jahren zu beobachten, dass care-theoretische Überlegungen Eingang in die Stadtforschung finden, wenn auch zögerlich. Forschende nehmen dabei das städtische Alltagsleben in einem umfassenden Sinn in den Blick und plädieren dafür, Care als zentrale Dimension von dem zu sehen, was wir als Stadt verstehen (Power/Williams 2019) – inklusive dem „körperlichen, dreckigen und unbestimmbaren Material des Alltagslebens“ (Katz 2001: 711; Übers. d. A.). Dabei beziehen sich Forschende wie Manuela Zechner (2021a) in positiver Weise auf „Bedürfnisse unserer Körper, ihre Verwundbarkeit, ihre Fähigkeit zu spüren und zu fühlen, sich zu bewegen und auszudrücken, affektiv mit anderen in Resonanz zu treten, sich gegenseitig zu nähren, zu leiden, zu altern, zu wachsen und sich zu transformieren“ oder entwerfen wie Karen Till (2012: 8) mit ihrem Konzept der „verwundeten Stadt“ eine „place-based ethics of care“. Gefragt wird dabei auch nach den Bedingungen einer „caring city“ (Davis 2022) und der Ausgestaltung städtischer Räume, Politiken und Institutionen, die sich sorgen und die Care ermöglichen (Gabauer et al. 2021; Kern 2020).

Ein erweitertes Konzept der städtischen Care-Infrastruktur eignet sich dabei in meinen Augen hervorragend, um einerseits zu fragen, wie materielle, soziale und räumliche Bedingungen in Städten Care fördern oder behindern und um andererseits zu analysieren, wie sich Care-Praktiken selbst in städtischen Infrastrukturen sedimentieren und diese zu transformieren vermögen (vgl. Schilliger 2021). Abdou-Maliq Simones Verständnis von „Menschen als Infrastruktur“ hebt diesen relationalen Charakter von Infrastrukturen hervor. Diese fasst Simone als eine „Plattform, die das Leben in der Stadt ermöglicht und reproduziert“ (2004: 407 f.; Übers. d. A.). Er sieht Infrastrukturen als durch Menschen gemachte (provisorische) Stützen im städtischen Alltagsleben. Gleichzeitig sind Infrastrukturen, wie Simone unterstreicht, nicht bloß eine Bewältigungsstrategie, sondern auch als ein Mittel zur Durchsetzung von Ansprüchen sowie zur Verwirklichung politi-

scher Imaginationen zu verstehen, das heißt als eine Form des Eingreifens in das Bestehende: Sie sind eine Möglichkeit, in einem bestimmten städtischen Umfeld zu handeln und Veränderungen herbeizuführen – womit auch widerständige und subalterne Infrastrukturen in den Blick geraten.

Solche widerständigen, alternativen Care-Infrastrukturen sind jüngst insbesondere in Bezug auf südeuropäische Städte untersucht worden, wo im Kontext einer tiefen ökonomischen Krise, verschärfter Prekarität und eines Abbaus öffentlicher Daseinsvorsorge Care-Infrastrukturen brüchig geworden und gleichzeitig vielfältige „Infrastrukturen von unten“ entstanden sind (Gutiérrez Sánchez 2021; Zechner 2021b; Casas-Cortes 2019; Kapsali 2020). Manuela Zechner (2021b) nimmt die nachbarschaftliche und kommunale Ebene in Barcelona in den Blick. Sie zeichnet nach, wie dort im Kontext munizipalistischer und feministischer Bewegungen Care-Infrastrukturen wie selbstorganisierte Kinderbetreuungsgruppen, *Mutual-aid*-Netzwerke und Gemeinschaftszentren entstanden sind. Isabel Gutiérrez Sánchez (2021) untersucht Solidaritätsinitiativen mit Geflüchteten in Athen als widerständige „Infrastruktur von unten“ und analysiert, wie selbstorganisierte Care-Initiativen einerseits eine praktische Antwort auf konkrete Alltagsbedürfnisse sind, gleichzeitig aber auch zu einer Kollektivierung und Politisierung von Care-Tätigkeiten beitragen, indem zum Beispiel auf einem öffentlichen Platz eine Küche installiert und Mahlzeiten zubereitet werden. Maribel Casas-Cortes (2019) begleitet in ihrer ethnographischen Forschung die Streifzüge von „*precarias a la deriva*“ durch Madrid – einer Gruppe von Care-Arbeiterinnen, die Möglichkeiten eines Sorgestreiks in der Nachbarschaft und der Stadt erproben, um vielfältige, weit über den Arbeitsplatz hinausreichende Erfahrungen der Prekarität öffentlich zu machen, aus der Isolation auszubrechen und eine Allianz zwischen Hausfrauen, migrantischen Hausarbeiterinnen, Sexarbeiterinnen und prekären Arbeiterinnen herzustellen. Casas-Cortes zeichnet zudem nach, wie die Care-Arbeiter_innen eine kollektive Wissensproduktion betreiben und das Wortspiel *care-tizenship* entwickeln, um eine alternative Vorstellung von politischer Zugehörigkeit mit aktualisierten kollektiven Rechten zum Ausdruck zu bringen (vgl. auch *precarias a la deriva* 2014).

4. Brüchige Care-Infrastrukturen – nicht erst seit der Pandemie

Mehr denn je haben die letzten zwei Jahre der Pandemie deutlich gemacht, welche Subjekte und Infrastrukturen das Leben am Laufen halten. Auf Care kann keine Gesellschaft verzichten – weder auf gut aus-

gebaute öffentliche Care-Infrastrukturen im Gesundheits-, Sozial- und Bildungswesen noch auf *care* in der Familie und in Freundschaftsnetzen oder auf selbstorganisierte Care-Praktiken und *Mutual-aid*-Netzwerke in der Nachbarschaft. Auch wenn in feministischen Netzwerken und Wissenschaftsgemeinschaften bereits lange vor der Pandemie eine grundlegende Care-Krise diagnostiziert wurde (Federici 2012; Fraser 2016; Dowling 2021), ist erst durch Corona deutlich(er) geworden, welche zentralen Bestandteile einer urbanen Infrastruktur für die Gestaltung des Alltags nötig sind – und wie brüchig und prekär diese geworden sind. Wie Hutta und Schuster konstatieren, hat eine „jahrzehntelange Austeritätspolitik, auch im Globalen Norden, in Kombination mit oft selektiven und mangelhaften Investitionen in Folge von Privatisierungen [...] eine höchst ungleichmäßige Landschaft von Inseln mit privilegierten Versorgungsstrukturen einerseits und ausgedehnten Gebieten mit maroden Transport-, Gesundheits-, Versorgungs- und Freizeitsystemen andererseits hervorgebracht“ (2022: 100). Häufig dienen dabei Frauen als „soziale Air Bags“ (Wichterich 2009), um die Folgen von Sparmaßnahmen im Haushalt abzufedern. Statt sich auf einen Ausbau der Leistungen der öffentlichen Daseinsvorsorge zu konzentrieren, beschränkt sich der Sozialstaat zunehmend auf die Rolle eines Managers und versucht, marktförmige und gemeinnützige Angebote sowie informelle Selbsthilfepotenziale zu mobilisieren (Schilliger 2020: 160; Haubner 2017). In Haushalten, die nicht über die notwendigen finanziellen Ressourcen verfügen, um Care-Arbeit an (schlecht) bezahlte Dienstleister_innen „auszulagern“, verschärfen sich alltägliche Zeitnöte und Überlastungen. Und auch wenn bezahlte Care-Dienste in Anspruch genommen werden, tragen Frauen weiterhin das „Gesamtmanagement“ in Haushalten. So sind es, wie Franziska Schutzbach (2021: 246) in ihrem Buch *Die Erschöpfung der Frauen* schreibt, die Mütter, „die den Überblick über Arzttermine, Kindergeburtstage und passende Winterkleider haben, die häufiger auf ihr Telefon schauen, um zu kontrollieren, ob der Babysitter oder die Kita angerufen haben, die also innerlich wie äußerlich konstant mit Familienarbeit befasst sind“.

Während der Pandemie nahm der Rückgriff auf meist weibliche Care-Ressourcen zu. Dabei geriet – zumindest innerhalb eines kurzen Zeitfensters – die städtische Care-Infrastruktur vermehrt ins gesellschaftliche Bewusstsein, gerade weil sie nicht mehr so selbstverständlich funktionierte. Plötzlich skandierten nicht mehr bloß Feministinnen, dass die „unterbezahlten Held_innen“, also die mehrheitlich weiblichen Care-Arbeiter_innen, den Laden in der Krise am Laufen hielten: in den Krankenhäusern,

Pflegeheimen und Supermärkten – aber auch in Privathaushalten. Dieses Möglichkeitsfenster zur Politisierung von Care hat ein Kollektiv von Kinderbetreuer_innen und Müttern genutzt – die „Eidgenössische Kommission dini Mueter“ (EKdM) schuf damit ausgehend von ihrer lokalen Care-Praxis in Bern eine widerständige, subalterne Care-Infrastruktur.

5. Aufstand aus der Küche

„Wir werden aufgefordert, unsere Kinder nur noch in Notfällen in die Kita und in die Tagesschule zu schicken. Schulen und Kindergärten sind zu. Wir sind rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche nicht nur für die Betreuung, Ernährung und Pflege unserer Kinder zuständig, sondern neu auch noch für deren Bildung. Wir büffeln mit unserem Ältesten Französischvokabeln, während wir die Kleinste bespassen, nebenher eine E-Mail schreiben und zugleich das Abendessen planen. [...] Wir versuchen zu zeigen, dass wir weiterhin die gleiche Leistung erbringen wie Kinderlose. Wir jagen unsere Kinder aus dem ‚Homeoffice‘ und versuchen, uns auf die Videokonferenz zu konzentrieren, während wir bereits ahnen, was für ein Chaos uns gleich im Anschluss an die Sitzung hinter der geschlossenen Tür erwartet. Viele Mütter arbeiten im bezahlten Care-Bereich, in der Pflege, in der Kinderbetreuung oder als Lehrerinnen; in der Reinigung oder im Detailhandel. Wir kümmern uns um andere Menschen, während für unsere Kinder keine guten Betreuungslösungen bereitgestellt werden.“ (EKdM 2020)

Mit diesem „Aufschrei“ haben sich am 1. Mai 2020 – rund sechs Wochen nach Beginn des Lockdowns – Aktivist_innen der EKdM zu Wort gemeldet.[3] Sie haben dabei thematisiert, wie sie als Mütter – wenn auch nicht immer alleine – dafür sorgen, dass ihre Kinder trotz geschlossener Schulen und Kitas und trotz ausgefallener Freizeitangebote betreut, umsorgt und gepflegt sind und zu ihrem Recht auf Bildung kommen. Sie haben gleichzeitig auch skandalisiert, wie sie diese unbezahlte Care-Arbeit zu Hause häufig mit prekär bezahlten Jobs im Care-Sektor jonglieren müssen. Vor allem aber haben sie die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Müttern und bezahlten Kinderbetreuer_innen sichtbar gemacht und damit eine Verbindung zwischen den häufig als separiert angesehenen Sphären des Privaten und des Öffentlichen geschaffen: Die Zeitnot von Müttern aufgrund miteinander unvereinbarer Care- und Lohnarbeit sowie die Zeitnot von Care-Arbeiter_innen im öffentlichen Sektor, die wegen Rationalisierungsmaßnahmen und verschlechterten Betreuungsschlüsseln immer mehr Kinder gleichzeitig betreuen müssen, schafften eine verbindende

Perspektive und machten geteilte Bedürfnisse deutlich: „Wir Mütter wollen Zeit mit unseren Kindern. Wir Kinderbetreuerinnen wollen Zeit für die uns anvertrauten Kinder. Denn Sorgearbeit lässt sich nicht schneller verrichten, ohne dass die Qualität abnimmt – worunter sowohl die Kinder als auch wir leiden.“ (ebd.) Damit unterstrichen die Aktivist_innen, dass echte Wertschätzung von Care bedeutet, sowohl im Alltag genügend Zeit für unbezahlte Care-Arbeit zu gewähren als auch eine gut ausgebaute öffentliche Care-Infrastruktur zur Verfügung zu stellen.

Entstanden ist dieses feministische Kollektiv bereits kurz vor der Pandemie: Anlässlich des feministischen Streiks vom 14. Juni 2019 riefen ein paar befreundete Mütter, von denen einige selbst in Kitas und Tagesschulen beschäftigt waren, in Bern zu einer Kinderwagendemo auf. Die Initiator_innen waren überwältigt von der Resonanz ihres Aufrufs: Über 5.000 Frauen – Mütter, Großmütter, Kindergärtner_innen, Kita-Mitarbeiter_innen, mit Kindern im Schlepptau – zogen durch die Straßen Berns. Die Solidarisierung zwischen bezahlten und unbezahlten Kinderbetreuer_innen funktionierte. In der Folge trafen sich die Aktivist_innen regelmäßig gemeinsam mit ihren Kindern auf Spielplätzen und tauschten sich in einem WhatsApp-Chat aus. Sie empfingen Parlamentarier_innen vor dem Bundeshaus und drückten ihnen eine Windel in die Hand. Darin eingewickelt war ein Flyer mit der Empfehlung, in Zukunft auf die Expertise der EKdM zurückzugreifen, wenn im Parlament über Elternzeit oder Rentenpolitik debattiert wird. Im Herbst 2020 füllten die EKdM mit dem Hashtag *#kitasamli* die sozialen Medien und skandalisierte zusammen mit dem Kollektiv „Trotzphase“ (2020) – einem basisgewerkschaftlichen Netzwerk von Kita-Mitarbeiter_innen – die Auswirkungen der Sparpolitik in den Kitas. Am 8. März 2020 – genau eine Woche, bevor in der Schweiz der Lockdown ausgerufen wurde – trugen die Frauen ihre alltäglichen Care-Aktivitäten aus dem Privaten heraus auf einen zentralen öffentlichen Platz in der Stadt, wo sie stillten, mit den Kindern malten und Wäscheleinen mit Kleidern, aber auch mit politischen Forderungen aufspannten. Mit Beginn der Pandemie verlagerten sich die Aktivitäten zusehends in den virtuellen Raum: In wöchentlichen Zoom-Meetings wurden alltägliche Sorgen zu Hause und am Arbeitsplatz geteilt und weitere öffentlichkeitswirksame Formen der Intervention in Quartier und Stadt entwickelt, um die scheinbar privaten Probleme kollektiv zu artikulieren.

Dabei wurde deutlich, dass Mutterschaft – verstanden als eine sozial konstruierte Kategorie – ein Gefühl von Zugehörigkeit und Verbundenheit schaffen kann. Gleichzeitig offenbarte sich auch immer wieder, wie

durchaus unterschiedlich die Erfahrungen, sozialen Positionierungen und die jeweilige Handlungsmacht der involvierten Mütter sind: Einer Akademikerin im Homeoffice und einer Krankenpflegerin „an der Corona-Front“, einer alleinerziehenden und einer in heterosexueller Beziehung lebenden Mutter, einer Migrantin und einer Schweizerin, die auf ein familiäres Netz zurückgreifen kann, einer *woman of color* und einer weißen Frau stehen jeweils sehr unterschiedliche materielle, soziale und affektive Ressourcen zur Verfügung. Das Mütterkollektiv kann diese Widersprüche nicht auflösen, aber immerhin versuchen, eine intersektionale Analyse und Praxis zu entwickeln, um Ausschlüsse zu vermindern und Trennungen zu überwinden: Durch sorgsame Beziehungen, gegenseitige Unterstützung und Respekt lässt sich eine gewisse Gemeinsamkeit in der Differenz imaginieren, mit der zumindest temporär neue Zugehörigkeiten und (prekäre) solidarische Allianzen geschaffen werden zwischen Subjekten, die ansonsten eher getrennt als vereint sind.

6. Widerständige Care-Infrastrukturen als Ausgangspunkt einer Demokratisierung des städtischen Lebens

Wie Amin (2014: 137; Übers. d. A) argumentiert, sind „Infrastrukturen – sichtbare und unsichtbare – tief verwickelt nicht nur in die Gestaltung des individuellen Lebens, sondern auch in die Erfahrung von Gemeinschaft, Solidarität und den Kampf um Anerkennung“. Das Beispiel der Mütter und Kinderbetreuer_innen in Bern zeigt auf, wie eine solidarische Sorge-Praxis ein Ausgangspunkt für die Sichtbarmachung und Anerkennung einer meist im verborgenen bleibenden Care-Infrastruktur in der Stadt sowie für die Aufdeckung von institutionellen Care-Lücken und systematischen Sorglosigkeit sein kann. „Wir produzieren Lebensstandard und Wohlstand. Wir kümmern uns um nichts weniger als um das gute Leben für alle“, schreiben die beiden EKdM-Aktivistinnen Simona Isler und Anja Peter (2020: 169). Menschen schaffen Infrastruktur – sie nehmen aktiv teil an der Herstellung von Strukturen, die das Leben in der Stadt ermöglichen und aufrechterhalten. Dabei verbinden sie alltägliche Care-Praxen mit Kämpfen um Anerkennung ihrer materiellen und emotionalen Care-Aktivitäten, um Anerkennung

„für jede Windel, jeden Einkauf, jedes Gutenachtlied, für jeden abgewaschenen Teller, jedes tröstende Gespräch, für jedes geputzte Fenster, für alle gekochten und ungekochten Mahlzeiten, für jedes erschöpfende Gutenachtrititual, für jede Geburt. Für jeden Wäscheberg und jeden Elternabend“ (Isler/Peter 2020: 170 f.).

Geteilte, intime Erfahrungen des „Sorgens“ – verstanden als eine ambivalente Praxis, die oft sowohl Ausbeutung als auch Liebe beinhaltet – sind dabei Ausgangspunkt für praktisches und politisches Aufbegehren. Ein Aufbegehren, das mit Agustín und Jørgensen (2018: 13 f.) als „Moment des Dissenses“ gesehen werden kann: Ein Moment, in dem multiple Singularitäten und Bewegungen in der Öffentlichkeit zusammenkommen und durch den sich die Möglichkeit eröffnet, eine bessere Verbindung zwischen bereits bestehenden Kämpfen zu artikulieren. Dieser „Moment des Dissenses“ macht Mutterschaft als eine politische, emanzipatorische Subjektivität sicht- und lebbar und weist potenziell auf die Möglichkeiten progressiverer städtischer Care-Infrastrukturen. Dabei stellt sich nicht zuletzt die grundlegende Frage nach den Möglichkeitsbedingungen einer Demokratisierung der städtischen Demokratie. Denn, so fragen die Care-Arbeiterinnen in Bern:

„Was sollen mir mit dem Stimm- und Wahlrecht, wenn wir vor lauter Arbeit keine Zeit haben für Politik? Was sollen wir im Parlament, wenn wir unsere Babys dort nicht stillen können und noch weniger Zeit für unsere Kinder übrigbleibt? Indem ihr unsere Arbeit missachtet, sperrt ihr uns weiterhin aus den Räumen der Macht aus. Und ihr verachtet und sperrt nicht nur uns aus, sondern die Sorge und Liebe. Und damit alle alten, kranken und kleinen Menschen, die auf Sorge und Liebe angewiesen sind.“ (Isler/Peter 2020: 170)

Mit ihrer widerständigen, kollektiven Sorge-Praxis offenbaren die Aktivist_innen dabei auch die Leerstellen eines liberalen Demokratieverständnisses, das Care missachtet und abwertet. Entsprechend sollte ein Recht auf Stadt, das aus einer Care-Perspektive reformuliert wird, die Interdependenzen und Vulnerabilitäten von Stadtbewohnenden zum Ausgangspunkt nehmen. Eine infrastrukturelle Perspektive und ein erweitertes Verständnis von Care schärfen dabei den Blick für die weit verzweigten Netzwerke, Beziehungen und Praktiken innerhalb der Stadt, die individuelles wie gesellschaftliches Leben hervorbringen und erhalten. Ein Nachdenken über intime und sorgende städtische Infrastrukturen lädt uns darüber hinaus dazu ein, „über transformative Perspektiven sozialer Infrastruktur zu reflektieren“ (Hutta/Schuster 2022: 109) und die machtvollen räumlichen Grenzziehungen zwischen öffentlich und privat sowie die Binarität von Produktion und Reproduktion radikal infrage zu stellen.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Bern gefördert.

Endnoten

- [1] Schuster und Höhne (2017: 16) weisen darauf hin, dass die Ökonomisierung in der Reproduktionssphäre zu einer „zunehmenden Sichtbarkeit dieser Tätigkeiten“ geführt habe, „da diese nun aus dem Privaten in die öffentliche Sphäre verlagert werden“. Zu denken ist beispielweise an die im öffentlichen Raum omnipräsente Werbung von Anbietern plattformbasierter Reinigungsdienste wie Batmaid oder Helpling oder an die Food-Delivery-Dienste und -Kuriere, die mehr und mehr das städtische Bild prägen.
- [2] Ähnliches kann auch für die Forschung zu urban citizenship konstatiert werden.
- [3] Die Website www.ekdm.ch gibt einen Einblick in die Aktivitäten der EKdM.

Autor_innen

Sarah Schilliger ist Soziologin, Geschlechter- und Migrationsforscherin. Sie forscht aktuell zu städtischen Infrastrukturen der Solidarität in den Bereichen Care, Wohnen und Migration.
sarah.schilliger@izfg.unibe.ch

Literatur

- Agustín, Óscar / Jørgensen, García (2018): *Solidarity and the „refugee crisis“ in Europe*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Amin, Ash (2014): *Lively infrastructure*. In: *Theory, Culture & Society* 31/7-8, 137-161.
- Casas-Cortes, Maribel (2019): *Care-tizenship: Precarity, social movements, and the deleting/re-writing of citizenship*. In: *Citizenship Studies* 23/1, 19-42.
- Davis, Juliet (2022): *The caring city: Ethics of urban design*. Bristol: Bristol University Press.
- Dowling, Emma (2021): *The care crisis: What caused it and how can we end it?* London: Verso.
- BFS – Bundesamt für Statistik (2016): *Satellitenkonto Haushaltsproduktion: Monetäre Bewertung der unbezahlten Arbeit 2016*. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/erwerbstaetigkeit-arbeitszeit/vereinbarkeit-unbezahlte-arbeit/satellitenkonto-haushaltsproduktion.assetdetail.17124578.html> (letzter Zugriff am 14.10.2022).
- EKdM – Eidgenössische Kommission dini Mueter (2020): *Feminismus. Mit Zeit und Geld für die Kinder*. In: *Wochenzeitung* Nr. 18, 30.4.2020. <https://www.woz.ch/2018/feminismus/mit-zeit-und-geld-fuer-die-kinder> (letzter Zugriff am 14.10.2022).
- Federici, Silvia (2012): *Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*. Münster: Edition Assemblage.
- Foundational Economy Collective (2019): *Die Ökonomie des Alltagslebens. Für eine neue Infrastrukturpolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy (2016): *Contradictions of capital and care*. In: *New Left Review*, Juli/August 2016. <https://newleftreview.org/issues/ii100/articles/nancy-fraser-contradictions-of-capital-and-care> (letzter Zugriff am 14.10.2022).
- Gabauer, Angelika / Knierbein, Sabine / Cohen, Nir / Lebuhn, Henrik / Trogal, Kim / Viderman, Tihomir / Haas, Tigran (Hg.) (2021): *Care and the city. Encounters with urban studies*. London: Routledge.
- Gutiérrez Sanchez, Isabel (2021): *Infrastructures from below. Self-reproduction and common struggle in and beyond Athens in crisis*. In: Angelika Gabauer / Sabine Knierbein / Nir Cohen / Henrik Lebuhn / Kim Trogal / Tihomir Viderman / Tigran Haas (Hg.), *Care and the city. Encounters with urban studies*. London: Routledge, 151-161.
- Haubner, Tine (2017): *Die Ausbeutung der sorgenden Gemeinschaft. Laienpflege in Deutschland*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): *Infrastrukturen städtischer Intimität: Einladung zu einem Gedankenspiel*. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.

Städtische Care-Infrastrukturen zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita

- Isler, Simona / Peter, Anja (2020): Wir Frauen sind Hausfrauen. In: Rita Jost / Heidi Kronenberg (Hg.), Gruss aus der Küche. Text zum Frauenstimmrecht. Zürich: Rotpunktverlag, 168-171.
- Kapsali, Matina (2020): Political infrastructures of care: Collective home making in refugee solidarity squats. In: *Radical Housing Journal* 2/2, 13-34.
- Katz, Cindy (2001): Vagabond capitalism and the necessity of social reproduction. In: *Antipode* 33/4, 709-728.
- Kern, Leslie (2020): *Feminist city*. Münster: Unrast-Verlag.
- Power, Emma R. / Williams, Miriam J. (2019). *Cities of care: A platform for urban geographical care research*. In: *Geography Compass*, Online First, 31.10.2019. <https://doi.org/10.1111/gec3.12474>.
- Precarias a la deriva (2014): *Was ist dein Streik?* Wien/Linz: Transversal.
- Schilliger, Sarah (2020): Sorgearbeit neu verteilen. In: *Widerspruch* 74, 159-165.
- Schilliger, Sarah (2021): Solidarische Infrastrukturen gegen Racial Profiling. In: Monika Mokre / Niki Kubaczek (Hg.), *Die Stadt als Stätte der Solidarität*. Wien: Transversal, 229-253.
- Schuster, Nina / Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 9-22.
- Schutzbach, Franziska (2021): *Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit*. München: Droemer.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as infrastructure: Intersecting fragments in Johannesburg. In: *Public Culture* 16/3, 407-429.
- Till, Karen E. (2021): Wounded cities: Memory-work and a place-based ethics of care. In: *Political Geography* 31/1, 3-14.
- Tronto, Joan C. / Fisher, Benerice (1990): Toward a feminist theory of caring. In: Emily K. Abel / Margaret K. Nelson (Hg.), *Circles of care*. New York: State University of New York Press, 36-54.
- Tronto, Joan C. (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien* 18/s1, 25-42.
- Trotzphase (2020): Wir haben getrotzt – Demo vom 26. September 2020. <https://trotzphase.ch/campa/trotzphase> (letzter Zugriff am 18.10.2022).
- Winkel, Rainer (2018): Soziale Infrastruktur. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.), *Handwörterbuch Stadt- und Raumentwicklung*, Band 4. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung, 2185-2196.
- Wichterich, Christa (2009): Frauen dienen als „soziale Air Bags“. In: *Der Standard*, 22.9.2009.
- Williams, Miriam J. (2017): Care-full justice in the city. In: *Antipode* 49/3, 821-839.
- Zechner, Manuela (2021a): Füreinander sorgen, wie wir es gerne wünschen würden: Die sozial-ökologische Krise und unsere Care-Sackgasse. In: *Gropius Bau Journal*, <https://www.berlinerfestspiele.de/de/gropiusbau/programm/journal/2021/manuela-zechner-to-care-as-we-would-like-to.html> (letzter Zugriff am 20.6.2022).
- Zechner, Manuela (2021b): *Commoning care & collective power. Childcare commons and the micropolitics of municipalism in Barcelona*. Wien/Linz: Transversal.

Das „Infra-“ der Struktur

Eine Replik zur Debatte um Infrastrukturen
 städtischer Intimität

Jan Hutta, Nina Schuster

Debatte zu:
 Jan Hutta, Nina Schuster:
 „Infrastrukturen
 städtischer Intimität“

Kommentare von:
 Benno Gammerl, Laura
 Kemmer, Jenny Künkel,
 Elisabeth Millitz, Lucas
 Pohl, Sarah Schilliger

Replik von:
 Jan Hutta, Nina Schuster

Ein Anlass für unser „vielstimmiges Gedankenspiel“ zu den Infrastrukturen städtischer Intimität, zu dem wir inspirierende ebenso wie provokante Beiträge erhalten haben, ist die von uns zugespitzte Annahme einer Spannung zwischen Intimität auf der einen und Infrastruktur auf der anderen Seite. Dass es sich hier nur vermeintlich um ein Spannungs- und eher um ein wechselseitiges Konstitutionsverhältnis handelt, wird in den Beiträgen zu dieser Debatte deutlich. Sie zeigen auf facettenreiche Weise, dass Intimität, wie sie in menschlichen und mehr-als-menschlichen Verbindungen zum Ausdruck kommt, auch in die Strukturen städtischer gesellschaftlicher Organisation gegossen ist – und zwar speziell in deren *infra*-strukturelle Komponenten, die das städtische *Zueinander* beständig vermitteln. Im Folgenden diskutieren wir einige Argumente aus den Kommentaren, die wir spannend fanden, um sie zu vertiefen.

1. Warum *Infra*-Struktur?

Beginnen möchten wir mit der Frage, warum überhaupt *Infra*-Struktur in den Blick genommen werden sollte. Jenny Künkel (2022) mahnt in ihrem Kommentar an, dass aktuelle Arbeiten zu Infrastruktur, die sich im Bereich des Neuen Materialismus ansiedeln, eine gesellschaftstheoretische Perspektive, die kapitalistisch geprägte Macht- und Herrschaftsverhältnisse zentriert, tendenziell vermissen lassen. Zugespitzt fragt Künkel, ob der Begriff der Infrastruktur nicht letztlich Dinge adressiere, die ein historisch-materialistischer *Struktur*-Begriff längst tragfähiger behandelt. Ihre Ausführungen zu gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen, die in staatlichen Strukturen verdichtet sind, verdeutlichen die strukturelle Einbettung infrastruktureller Materialität. Was also kann der Infrastrukturbegriff zu einer Macht- und Herrschaftsperspektive auf

städtische Intimität beitragen? Aus unserer Sicht sollte der Begriff der Infrastruktur, der ja gerade auch in marxistischen Ansätzen diskutiert wird,[1] Strukturfragen nicht verabschieden, sondern konkretisieren. Denn das „Infra-“ von „Infrastruktur“, so unser Argument, verlangt nach einer fokussierten Auseinandersetzung mit denjenigen materiellen Komponenten von Strukturen, die soziale Prozesse, Beziehungsweisen und Organisationsformen ermöglichen, vermitteln oder behindern bzw. in sozialen Prozessen neu ausgestaltet werden.

Die Relevanz der Infrastrukturperspektive auf Intimität könnten wir auch durch einen umgekehrten Blick verdeutlichen: Wohin werden wir geleitet, wenn wir, klassischer, nach „Strukturen der Intimität“ fragen? Dies führt uns zunächst zu einer Beschäftigung mit gesellschaftlichen Machtstrukturen, wie sie sich in Kontexten des vergeschlechtlichten, rassifizierten Kapitalismus herausbilden: Wie bestimmen Verhältnisse von Geschlecht, Sexualität, *race* und Klasse hier gelebte Intimität? Welche Rolle spielen für deren Aushandlung und -gestaltung staatliche Institutionen und politische Kämpfe? Und wie strukturieren die im Kapitalismus verallgemeinerte Warenform einerseits und gebrauchswertorientierte „Beziehungsweisen“ (Adamczak 2017) andererseits das Zu- und Miteinander? Mit feministischem und queertheoretischem Akzent können wir auch konkreten Institutionalisierungen im Zusammenhang mit der Intimitätsform der Ehe und damit verbundenen normativen Annahmen und Verteilungsfragen nachgehen.

Diese Fragen bleiben auch für die Untersuchung von Infrastrukturen der Intimität relevant und lassen das von Benno Gammerl in seinem Kommentar eingebrachte Beispiel zur „Aktion Standesamt“ nicht mehr ganz so emanzipatorisch erscheinen. Denn wenn „in den großen Städten Bilder von schwulen und lesbischen Paaren [plakatiert werden], um für die Öffnung der Ehe zu werben: Paare im Bett, beim Frühstück, beim Aussuchen der Verlobungsringe“ (Gammerl 2022: 128), dann materialisieren sich damit Strukturen, die ebenfalls mit den Konzepten von Homonormativität und Homonationalismus verhandelt werden. Auch bei Gammerl klingen derartige Machtstrukturen an, etwa in den Ausführungen seiner lesbischen Interviewpartnerin zur politischen Dimension der nationalstaatlichen Legitimation der Ehe. Für uns ist dies jedoch eher ein Beleg dafür, dass nationale Zugehörigkeit eine wichtige Rolle für die spezifische Intimitätsform des Paares spielt (vgl. Mesquita 2011).

Rücken wir nun die „Infrastrukturen der Intimität“ in den Fokus, so bleiben die genannten Strukturfragen relevant, werden aber zugespitzt

Das „Infra-“ der Struktur

und zugleich durch Aspekte erweitert, die ein vertieftes Verständnis gesellschaftlicher Strukturen ermöglichen. Denn die Infrastrukturfrage lenkt den Blick speziell auf soziotechnische Einrichtungen, Systeme und mit ihnen verknüpfte Praktiken, die Intimität und deren gesellschaftliche Strukturen mit erzeugen. So verlangen die in Laura Kemmers Beitrag (2022) thematisierten Nahverkehrsmittel Bus und Straßenbahn in einem Kontext, in dem Menschen existenziell auf deren Nutzung angewiesen sind, geradezu nach Umgangsweisen mit den gewollten und ungewollten Intimitäten, die in ihrer temporär abgeschlossenen Öffentlichkeit entstehen. Wie Kemmer et al. (2022) anhand Pedro Lemebels *Crónicas* aufzeigen, können die Aneignungsprozesse derartiger Infrastrukturen gerade für Menschen, deren Begehren, Körper und sozialer Hintergrund hegemonialen Institutionalisierungen der Intimität zuwiderlaufen, zu ambivalenten Erfahrungen von Lust, Aggressionen, Ausgesetztsein und der Konfrontation mit Klassenunterschieden werden.

Das Präfix „infra-“, das „unterhalb“ bedeutet, hebt somit die vermittelnde und zugleich konstitutive (und teils destruktive) Rolle hervor, die soziotechnische Einrichtungen und Systeme besitzen: „Infra-“ transportiert und vermittelt, ermöglicht und stellt Bezüge her, sträubt sich, verhindert und verfällt. Es kann auch dafür genutzt werden, die Ebene der Aneignung, Nutzung und Entfremdung sowie des Widerstands zu fokussieren. Damit regt das Präfix gewissermaßen zu einer Beschäftigung mit Strukturen zweiter Ordnung an: mit den materiellen Systemen der Strukturen. Ein Nachdenken über Infrastrukturen lenkt also den Blick auf Dynamiken und Prozesse materieller Vermittlung samt all ihrer assoziierten Praktiken, Subjektivitäten und Machtverhältnisse. Weil die räumliche Materialität von Infrastrukturen aufs Engste mit der Materialität ökonomischer Verhältnisse verbunden ist, sollten wir unser Augenmerk wieder stärker auf die Analyse von Prozessen kapitalistischer Ausbeutung und Wertschöpfung richten, wie sie etwa in den brasilianischen Protesten rund um verteuerte oder stillgelegte Nahverkehrsmittel zum Ausdruck kamen (vgl. Kemmer 2022).

Wie in der Infrastrukturdebatte oft betont wurde, entzieht sich die Struktur unter der Struktur samt ihren Produktions- und Reproduktionsbedingungen tendenziell der politischen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Denn solange sie reibungslos funktioniert, verbleibt Infrastruktur im unhinterfragten „Dahinter“ oder „Darunter“ alltäglicher Nutzung. Die zu ihrer Aufrechterhaltung notwendige Arbeit wird oft schlecht entlohnt oder ist unsichtbar, weil sie oft nachts stattfindet oder

als schmutzig gilt; die Modi ihrer staatlichen, privatwirtschaftlichen oder informellen Aufrechterhaltung bleiben verdeckt; die Zwecke, denen sie dient, werden naturalisiert. Im Hinblick auf Intimität sieht Jenny Künkel die Notwendigkeit, als Infrastrukturen „auch weniger ‚greifbare‘ personenbezogene Infrastrukturen wie sozialstaatliche Förderinstrumente zu berücksichtigen“ (2022: 140). Damit beschreibt sie treffend die analytische Herausforderung, das je nach Kontext epistemologisch unterschiedlich strukturierte „Darunter“ in seiner spezifischen Machtförmigkeit zu untersuchen.

2. Verborgenheit und Exposition

Wie die Kommentare zeigen, kann der Fokus auf Intimität zu neuen Beschäftigungen mit Dynamiken von Verborgenheit und Exposition, Privatheit und Öffentlichkeit anregen. Gerade queertheoretische Ansätze bürsten etablierte Vorstellungen in der Stadtforschung gegen den Strich, die Intimität mit dem Vertrauten assoziieren und anonymer Öffentlichkeit gegenüberstellen. Wie Benno Gammerl anschaulich zeigt, sind Anonymität und Intimität aus queerer Sicht „eng miteinander verwoben“ (2022: 126). Auf strafrechtliche Verfolgung sind Praktiken zurückzuführen, bei denen Homosex als sicherer empfunden wird, „wenn die Beteiligten einander nicht beim Namen kennen“ (ebd.). Hier spielen Fantasienamen ebenso eine Rolle wie die schwule Umnutzung von Infrastrukturen wie öffentlichen Parkanlagen, Toiletten und Parkplätzen (vgl. auch Haid/Staudinger 2022; Sánchez-Molero Martínez/Kallitsis 2022). So entwickeln die Beteiligten mitunter „eine im Alltagsleben und auf individueller Ebene zeitlich und räumlich koordinierte Infrastruktur, die unterschiedliche Aspekte des Intimen voneinander trennt“ (Gammerl 2022: 126) und normdurchquerende Intimitäten zugleich ermöglicht.

Dabei ist auch der von Lucas Pohl (2022) mit Bezug auf Lacan eingebrachte Begriff der „Extimität“ gewinnbringend, der das Wechselspiel von Vertrautheit und Distanz in der Entstehung von Begehren adressiert. So kann gerade bei der anonymen Intimität des „Cruising“ oder der oberflächlichen Begegnung in öffentlichen Verkehrsmitteln eine extime Dynamik wirksam werden, in der „ein Objekt zu einer Projektionsfläche des Begehrens“ (Pohl 2022: 160) wird. Ebenso könnten wir translokale Partnerschaften, polyamouröse Netzwerke, die Swingerszene, die von Jenny Künkel (2022) angesprochenen feministischen Partyräume oder die von Elisabeth Militz (2022) thematisierten digital vermittelten Intimitätspraktiken auf extime Begehrendynamiken befragen und da-

mit verbundenen Infrastrukturen nachgehen. Denn all diese Begegnungs- und Beziehungsweisen greifen auf Infrastrukturen zu, die spezifische Verhältnisse von Nähe und Distanz konfigurieren – seien es Fernzüge, die für Beziehungsgespräche genutzt werden, städtische Treffpunkte, die periodisch aufgesucht werden, oder digitale Medien, die in Verkehrsmitteln wie einer kirgisischen Marschrutka genutzt werden – und Ton, Bild und Schrift der intimen Interaktion in reduzierter, ästhetisierter oder zeitlich entkoppelter (und damit auch fälschbaren, wie im Beispiel des Online-Groomings, auf das sich Militz bezieht) Weise übermitteln.

Allerdings sollte die von Lacan beschriebene Konstitution des Objekts der Begierde durch Hindernisse, die die Fantasie beflügeln, nicht totalisiert werden. Denn auch wenn eine solche Begehrensstruktur besonders in Kontexten wirksam scheint, in denen Sexualität im Bann des modernen Sexualitätsdispositivs als zugleich gefährlich und wahrheitsstiftend verstanden wird (Foucault 1977), sollten andere Begehrenskonfigurationen nicht aus den Augen verloren werden. Néstor Perlongher (1987) hat etwa schwules Cruising im Zentrum São Paulos, das in den 1970er- und 1980er-Jahren Männlichkeiten unterschiedlicher Klassen und Ethnizitäten in erotischen Austausch brachte, als „circulação desejante“ (ebd.: 156) beschrieben, als *dérive*-artige Zirkulation von Körpern, Waren und Begehren. Eine solche Raumpraktik kann andere Bezüge zu städtischer Infrastruktur herstellen als die von Pohl beschriebenen Projektions- und Fetischisierungsdynamiken. Hier intensiviert sich das Begehren – ähnlich den affektiven *plaques tournantes* (Drehscheiben/Knotenpunkten) von Paris in Guy Debords Lithographie *The Naked City* – im kollektiven und interaktiven Bezug auf erotisierte Körper, Materialitäten und Atmosphären (vgl. Brown 2008). Dabei spielen allerdings auch Strukturen wie Rassismus, die Pohl lediglich einleitend erwähnt, eine nicht zu vernachlässigende Rolle, bringen sie doch ganz eigene Fetischisierungen und Hindernisse mit sich.[2]

Dienen Heimlichkeit und Anonymität erlaubende Infrastrukturen einerseits dem Schutz vor sozialer Ausgrenzung und polizeilicher Verfolgung, so ermöglichen sie andererseits auch unerwünschte Intimität und gewaltsame Übergriffe – wie Künkel (2022) am Beispiel der Vergewaltigungen und Ermordungen von indischen Dalit-Teenagerinnen im Jahr 2013 verdeutlicht oder Militz (2022) mit dem Beispiel des Online-Groomings, bei dem sich ein älterer Mann auf Instagram mit falschen Fotos als Vierzehnjähriger ausgibt, um Kontakt zu Kindern und Teenagern zu knüpfen und sie zu treffen. Inwiefern subalterne Subjekte Gewaltverhältnissen immer wieder

mit Formen strategischer Selbst- und Fremdexposition begegnen, wird im Beispiel von Kemmer et al. (2022) zu Lemebels Zurschaustellung eigener *queerness* ebenso deutlich wie in Elisabeth Militz' (2022) Beschreibung von „Ayoka“, die dasselbe Medium nutzt, um die von ihr beobachtete Lüge und damit verbundene sexistische Gewalt zu skandalisieren.

Eine Beschäftigung mit lust- wie gewaltvollen Intimitäten macht also Infrastrukturen als *situierte Materialitäten* analysierbar, die nicht nur durch die Invisibilisierung ihrer Re-/Produktionsbedingungen gekennzeichnet sind, sondern auch spezifische Formen der Verborgenheit und Exposition intimer Beziehungsweisen ermöglichen. Diese Dynamiken der Invisibilisierung und Exposition bezüglich Infrastruktur und Intimität sind allerdings umkämpft und mit Fragen rund um politische Allianzen verbunden, wie die Kommentare ebenfalls verdeutlichen.

3. Kämpfe und Allianzen

Die Kommentare zeigen zum einen, dass Infrastrukturen eine wesentliche Voraussetzung für Aushandlungsprozesse und Kämpfe rund um die gesellschaftlichen Bedingungen menschlichen und nicht-menschlichen Lebens darstellen (vgl. Butler 2016). So versteht Militz beispielsweise soziale Medien als Infrastruktur städtischer Intimität, die mehr als nur „eine zentrale digitale Technologie städtischen Zusammenlebens“ ist (2022: 150). Sie zeigt, wie Sexismus einerseits zwar durch heteronormativ geprägte algorithmische Infrastrukturen verdeckt und zugleich auf Basis desselben digitalen Mediums auch öffentlich skandalisiert werden kann (siehe auch Bonilla/Rosa 2015 zu antirassistischem „Hashtag-Aktivismus“). Andererseits rufen die Kommentare zu dieser Debatte anschaulich in Erinnerung, dass das „Infra-“ der Struktur selbst im alltäglichen Handeln ebenso wie durch politische Kämpfe sicht- und verhandelbar gemacht wird. Dadurch wird deutlich, welche Beziehungsweisen die Nutzung von Infrastruktur ermöglicht oder erschwert, aber auch, welche Beziehungsweisen durch das Unterwandern und Neugestalten von Infrastrukturen neu entstehen können.

Sarah Schilliger (2022) greift in ihrem Kommentar die auch von Laura Kemmer eingebrachte feministische Debatte rund um intime, weitgehend im Verborgenen ausgeführten Care-Arbeiten auf, bei denen eine Reihe intimer Beziehungsweisen bedeutsam sind – wie etwa besorgt sein, sich kümmern um, umsorgt werden, gemeinsam sorgen und sich aufeinander beziehen. Die kämpferische Formulierung: „Indem ihr unsere Arbeit missachtet, sperrt ihr uns weiterhin aus den Räumen der Macht aus“

Das „Infra-“ der Struktur

(Isler/Peter 2020: 170, zit. n. Schilliger 2022: 181), verdeutlicht einmal mehr die Kritik an den kapitalistischen Re-/Produktionsverhältnissen, die mit großer Selbstverständlichkeit defizitäre städtische soziale Infrastrukturen – wie gute und für alle bezahlbare Kinderbetreuungseinrichtungen – auf Frauen* auslagern, die damit auch von wichtigen gesellschaftspolitischen Entscheidungspositionen ausgeschlossen sind.

Wie Kemmer bringt auch Schilliger das schillernde Konzept der „people as infrastructure“ ins Spiel, das AbdouMaliq Simone (2004) mit Bezug auf informelle, oft ausgesprochen kreative Praktiken sozialer Reproduktion geprägt hat, die viele Städte weltweit am Laufen halten. Ein solcher Fokus auf Infrastrukturen als „durch Menschen gemachte (provisorische) Stützen im städtischen Alltagsleben“ (Schilliger 2022: 175) kann den Blick speziell für widerständige und subalterne Praktiken schärfen wie die Care-Streiks von Müttern, aber auch selbstorganisierte Sorgeinfrastrukturen wie Kinderbetreuungsgruppen, *mutual-aid*-Netzwerke und Gemeinschaftszentren. Wird in Judith Butlers Ausführungen zu Protestversammlungen „die stoffliche Seite ihrer materiellen Umgebung [...] Teil der Handlung [...] selbst“ und „zur Stütze des Handelns“ (2016: 98), so werden Infrastrukturen für Schilliger weitergehend zu einem „Mittel zur Durchsetzung von Ansprüchen sowie zur Verwirklichung politischer Imaginationen [...], das heißt [...] eine[r] Form des Eingreifens in das Bestehende“ (Schilliger 2022: 176). Das gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnissen zugrunde liegende *Infra*-Strukturelle wird so zu deren Neugestaltung genutzt. Damit verdeutlicht das Konzept von *people as infrastructure* nicht nur, dass Menschen mit ihren Körpern und Praktiken längst eigene Systeme erschaffen haben, die soziale Reproduktion auch in Kontexten hochgradiger Prekarisierung ermöglichen (vgl. von Wissel 2017), sondern dass sie dieser Prekarisierung auch dadurch entgegenzutreten, dass sie als politische Subjekte – in enger Verbindung mit technischen Systemen, aber eben nicht *als* solche – agieren.

Ein besonderes Potenzial von Kämpfen um intimitätsgestaltende Infrastrukturen sehen mehrere Kommentator_innen in den Allianzen, die Infrastrukturen nahelegen. Denn Kämpfe um Transportsysteme, digitale Netzwerke oder soziale Einrichtungen machen das je spezifische Angewiesensein *aller* Menschen auf Systeme deutlich, die Verbindung und Austausch ermöglichen und regulieren (vgl. Butler 2016). In diesem Sinne kann für Sarah Schilliger (2022) durch die Beschäftigung mit Infrastrukturen ein liberal-individualistisches Bürgerschaftsverständnis erweitert werden, das auch Jenny Künkel (2022) mit Bezug zu schwarzen

und indigenen abolitionistischen Praktiken kritisiert. Denn Sorgepraktiken und das Geltendmachen sozialer Rechte vollziehen sich im Rückgriff auf materielle Vorbedingungen, die immer auch für andere als die konkret betroffenen, Rechte einfordernden Subjektivitäten von Belang sind. Dies zeigen auch Schilligers (2021) Überlegungen zu „Infrastrukturen der Solidarität“ im antirassistischen Aktivismus. Derartige Infrastrukturen entstehen etwa im Kampf gegen Racial Profiling durch „ein vielfältiges Ensemble von Akteur_innen“, die einander mit Respekt und wechselseitiger Fürsorge begegnen (ebd.: 238).

Konkret betrifft die Frage nach politischen Allianzen etwa die „zwischen Hausfrauen, migrantischen Hausarbeiterinnen, Sexarbeiterinnen und prekären Arbeiterinnen“ (Schilliger 2022: 176). Laura Kemmer erweitert den Blick auf die intimen Bezüge zu verschiedenen materiellen Dimensionen. In ihrer Ethnographie der Proteste nach dem Wegfall der letzten Straßenbahnlinie in Rio de Janeiro zeigt sie, wie sich Bewohner_innen gegen die Gentrifizierung ihres Stadtteils wehren, indem sie eine Großbaustelle bepflanzen, bespielen und sich auch performativ-künstlerisch mit ihren Protesten, Nutzungen und gelebten Körperlichkeiten aneignen. Dabei wird in ihrer Beschreibung der Aktionen rund um Asphalt und dessen Löcher besonders deutlich, dass für Kämpfe um Infrastruktur auch speziell körperlich-sinnliche Bezüge zu technischer wie ökologischer Materialität von Bedeutung sein können:

„Im Rahmen der gemeinsamen Aktivitäten um die Straßenlöcher [...] wurden Geschichten und praktische Erfahrungen ausgetauscht: über die Bedeutung saisonaler Rhythmen (z. B. Regenzeiten, Hitzeperioden), die Beschaffenheit des Bodens (fruchtbar, wasserleitend, kühlend); darüber, wie die Planung der historischen (Ab-)Wasserinfrastruktur [...] die aktuellen Bauprojekte durchkreuzt (undichte Rohre) [...]“ (Kemmer 2022: 121)

Wird hier einerseits die enge Verflechtung sozialer, materieller und ökologischer Beziehungen offenkundig, wie sie auch mit dem lateinamerikanischen Begriff *cuero-territorio* umrissen wird (z. B. Zaragocin/Caretta 2021), so geht es zugleich um weitergehende Fragen der Stadtentwicklungspolitik: Die performativ-körperlichen Interventionen wenden sich ebenso gegen eine „Asphaltierung“, die in Rio auch „synonym mit staatlicher Kontrolle, ‚Zivilisierung‘ und gewaltsamer Stadterneuerung“ (Kemmer 2022: 122) verstanden wird. Kämpfe um Infrastruktur als multipel verkörperte Kämpfe um die Ausgestaltung und Aneignung von Dingen, Räumen und Systemen

können so betrachtet weit über zunächst augenscheinliche Versorgungs-, Kommunikations- oder Transportfragen hinausgehen.

Dabei ist es allerdings nötig, auch die konkreten Beziehungsweisen, die sich in derartigen Allianzen herausbilden, in den Blick zu nehmen. Hinter seine Überlegungen zu Allianzen rund um homoerotisches Begehren auf dem Land setzt Benno Gammerl (2022: 130 f.) angesichts manifester Klassenspaltungen ein Fragezeichen. Und Jenny Künkel (2022) warnt vor hehren Ansprüchen alternativ-transformativer Gerechtigkeitspraktiken in linken feministischen Kontexten, die immer wieder in individualisierende, punitive Logiken umschlagen, bei denen die gesellschaftlichen Zwänge und infrastrukturell vermittelten Ungleichheiten aus dem Blick geraten.

4. Das Spiel geht weiter

Ziel dieses Gedankenspiels war es, die kritische Stadtforschung gegen den Strich zu bürsten, indem wir einen Fokus auf Intimitätsgestaltende Infrastrukturen richten. Dazu haben wir das Verflochtensein dieser Infrastrukturen in Macht- und Herrschaftsformen ebenso wie widerständige Intimitäts- und Infrastrukturpraktiken in den Blick genommen und dabei an Arbeiten angeknüpft, die Affekte, Begehren, soziale Reproduktion und gesellschaftliche Beziehungsweisen als konstitutiv für gesellschaftliche Verhältnisse verstehen. Die weiterführenden Überlegungen und Interventionen, die unsere wunderbaren Kolleg_innen aus ganz unterschiedlichen disziplinären, analytischen und thematischen Blickwinkeln beigetragen haben, zeigen, wie facettenreich und zugleich überfällig diese Debatte in der deutschsprachigen kritischen Stadtforschung ist. Zugleich haben sie verdeutlicht, dass bereits eine Vielzahl Stadtforschender mit uns bürsten.

Gerade Ansätze, die sich mit Care-Arbeit befassen, aber auch Diskussionen zu Digitalisierung und mehr-als-menschlichen Stadtgeographien bringen allerdings einen recht weit gefassten Intimitätsbegriff ins Spiel, der jegliche Art der „Interaktion und existenzielle[n] Involviertheit des eigenen Körpers mit nicht-menschlichen (materiellen, organischen usw.) Anderen im städtischen Alltag“ (Kemmer 2022: 123) einzuschließen scheint. Vielleicht wird hier die Bürst- bzw. Stoßrichtung der Debatte teils etwas zu schnell geändert, nämlich so, dass Unterschiede zwischen Intimität und Distanz verwischen. Sind alle Sorgearbeiten gleich „intim“ – auch wenn sie etwa im Stakkato und mit einer Reihe von kontaktminimierenden Schutzdispositiven (Handschuhen, Mänteln, Atemmasken ...) ausgeführt werden? Welche Effekte auf Intimitätsverhältnisse mit Boden

und Erde haben der Einsatz technischer Geräte oder das kosmologische Verständnis der geologischen Materie? Welche Potenziale ergeben sich aus der Fähigkeit zur Distanzierung und Zurückweisung von Intimität?

Ansätze, die Fragen des Begehrens zentrieren, scheinen hier nuanciertere Beschreibungen zu eröffnen, etwa wenn Benno Gammerl darauf verweist, „dass Intimität verschiedene Aspekte und Ebenen hat, die sich nicht unbedingt zu einem konsistenten Ganzen fügen“ (Gammerl 2022: 127). Daher plädieren wir für eine „Kartographie“ (Guattari/Rolnik 2008) intimitätsgestaltender Infrastrukturen, die die soziotechnische Ebene im Schnittfeld subjektiver und gesellschaftlicher Dimensionen begreift. Inwiefern haben etwa Schwule die Umnutzung öffentlicher Toiletten zugleich aufgrund digitaler Datingplattformen, der Privatisierung und konsumförmigen Ausrichtung städtischer Verkehrs- und Versorgungsinfrastrukturen und der Veränderung sexueller Subjektivitäten eingeschränkt? Welche Konfigurationen von Intimität, Infrastruktur und Stadtraum entstehen im Kontext neuer Formen von „sex in public“ (Berlant/Warner 1998) – und auch durch die Zurückweisung urbaner Sexualitätsimperative? Bini Adamczaks Begriff der „Beziehungsweisen“ (2017) erweiternd, könnten wir diese Fragen vielleicht auch als Fragen nach gesellschaftlichen „Verbindungsweisen“ stellen, um infrastrukturell vermittelte intime Verbindungen hervorzuheben, die Kemmer (2022) auch mit dem interessanten Begriff des „*bonding*“ adressiert. (Ob dies allerdings mit der Frage „Was hält die Stadt zusammen?“ [ebd.] gleichzusetzen ist, die an klassische Kohäsionsansätze erinnert, wäre zu diskutieren.)

Gewiss konnte unsere gemeinsame Debatte nur einen Ausschnitt der infrastrukturell gestützten und über Infrastruktur verhandelten Verbindungsweisen adressieren, die für die kritische Stadtforschung bedeutsam sind. Nicht zuletzt könnte diese Debatte auch in Richtung der Frage nach den Bedingungen der Wissensproduktion weitergeführt werden, die diese Zeitschrift beständig begleitet. Denn Infrastrukturen spielen eine wesentliche Rolle für die Produktion von Wissen über städtische Intimität (vgl. Militz 2022). Wir hoffen, dass diese Debatte die kritische Wissensproduktion in der Stadtforschung weiter anregt und das „Gedankenspiel“ weitergeführt wird, das sich schon auf vielfältige Weise materialisiert hat.

Die Technische Universität Dortmund unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Endnoten

- [1] Siehe dazu etwa Chua (2021), Williams, Bouzarovski und Syngedouw (2019) und die Beiträge von Flitner, von Barlösius und Spohr sowie von Beveridge und Naumann in Flitner, Lossau und Müller (2017). Neben depolitisierenden Tendenzen jüngster „Turns“ könnte eine teils fehlende gesellschaftstheoretische Einbettung der Debatte um Infrastrukturen auch damit zu tun haben, dass sich gesellschaftstheorieprägende Disziplinen wie Soziologie oder politische Philosophie noch zu wenig an dieser Debatte beteiligt haben – oder daran, dass gesellschaftstheoretisch informierte Beiträge in Disziplinen wie Geographie, Anthropologie und Raumplanung bisher zu wenig Beachtung finden.
- [2] Néstor Perlongher (1987) arbeitet in seiner Studie zu São Paulo etwa die Effekte rassistischer Polizeikontrollen einerseits und jene des Rassismus innerhalb der Schwulenszene andererseits heraus.

Autor_innen

Jan Hutta ist Geograph und beschäftigt sich mit räumlichen Formationen von Macht und Citizenship sowie queeren Politiken, u. a. im brasilianischen Kontext.
jan.hutta@uni-bayreuth.de

Nina Schuster ist Soziologin und forscht zu Stadt, Raum und sozialer Ungleichheit, Differenz und Konflikt, oft mit queer/feministischen Methodologien.
nina.schuster@tu-dortmund.de

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Berlant, Lauren / Warner, Michael (1998): Sex in public. In: *Critical Inquiry* 24/2, 547-566.
- Bonilla, Yarimar / Rosa, Jonathan (2015): #Ferguson. Digital protest, hashtag ethnography, and the racial politics of social media in the United States. In: *American Ethnologist* 42/1, 4-17.
- Brown, Gavin (2008): Ceramics, clothing and other bodies. Affective geographies of homoerotic cruising encounters. In: *Social & Cultural Geography* 9/8, 915-932.
- Butler, Judith (2016): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin: Suhrkamp.
- Chua, Charmaine (2021): Lineages of infrastructural power. The logistical nightmare of Los Angeles. In: Daniel B. Monk / Michael Sorkin (Hg.), *Between catastrophe and revolution. Essays in honor of Mike Davis*. New York: OR Books.
- Flitner, Michael / Lossau, Julia / Müller, Anna-Lisa (Hg.) (2017): *Infrastrukturen der Stadt*. Wiesbaden: Springer VS.
- Foucault, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gammerl, Benno (2022): Queere Nähe aus der Ferne. Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 125-131.
- Guattari, Félix / Rolnik, Suely (2008): *Molecular revolution in Brazil*. Los Angeles u. a.: Semiotext(e).
- Haid, Christian / Staudinger, Lukas (2022): Die Instabilität queerer Raumpraxis: Fünf Oral Histories zu Orten in Berlin, die es nicht mehr gibt. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 211-218.
- Haraway, Donna J. (2007): *When species meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Kemmer, Laura (2022): *Bonding* oder „Was hält die Stadt zusammen?“ Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 115-124.

- Kemmer, Laura / Sgibnev, Wladimir / Weicker, Tonio / Woods, Maxwell (2022): Spaces of exposure. Re-thinking „publicness“ through public transport. In: *Cultural Geographies*, online first. <https://doi.org/10.1177/14744740211068097>.
- Künkel, Jenny (2022): Infrastruktur, Intimität und Konsens. Fragen verdichteter Kräfteverhältnisse. Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 133-147.
- Mesquita, Sushila (2011): *Ban marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive*. Wien: Zaglossus.
- Militz, Elisabeth (2022): Soziale Medien als digitale intime Infrastrukturen: das Beispiel Instagram. Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 149-156.
- Perlongher, Néstor Osvaldo (1987): *O negócio do michê. Prostituição viril em São Paulo*. São Paulo: Brasiliense.
- Pohl, Lucas (2022): Gebaute Umwelten als Objekte des Begehrens. Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 157-169.
- Sánchez-Molero Martínez, José Miguel / Kallitsis, Phevos (2022): (Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole: Das intime Queeren von Räumen in Aachen. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 219-236.
- Schilliger, Sarah (2021): Infrastrukturen der Solidarität gegen racial profiling. In: Niki Kubaczek (Hg.), *Die Stadt als Stätte der Solidarität*. Wien: transversal texts, 229-255.
- Schilliger, Sarah (2022): Städtische Care-Infrastrukturen zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita. Kommentar zu Jan Hutta und Nina Schuster „Infrastrukturen städtischer Intimität“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 171-183.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as infrastructure: Intersecting fragments in Johannesburg. In: *Public Culture* 16/3, 407-429.
- Trott, Ben (2016): Same-sex marriage and the queer politics of dissensus. In: *South Atlantic Quarterly* 115/2, 411-423.
- Williams, Joe / Bouzarovski, Stefan / Swyngedouw, Erik (2019): The urban resource nexus. On the politics of relationality, water-energy infrastructure and the fallacy of integration. In: *Environment and Planning C: Politics and Space* 37/4, 652-669.
- Wissel, Christian von (2017): Bewegung handhaben oder: Planung als Problem? Eine Einladung das Denken der Stadtplanung am Beispiel infrastruktureller Praxis im peri-urbanen Raum von Mexiko-Stadt zu hinterfragen. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/1-2, 225-242.
- Zaragocin, Sofia / Caretta, Martina Angela (2021): Cuerpo-territorio. A decolonial feminist geographical method for the study of embodiment. In: *Annals of the American Association of Geographers* 111/5, 1503-1518.

Berlin in Szenen täglichen Lebens

Omar Kasmani

Nicht ich, sondern er

Berlin ruft seine Vergangenheit wach wie keine andere Stadt. Er lebt nun seit elf Jahren hier, aber die Gespenster, die ihn immer wieder heimsuchen, kommen von überallher. Also beschließt er, sie in seinen Text aufzunehmen, um ihn durchlässig zu machen, so durchlässig wie er die Stadt empfindet. Auf seinem Schreiben lastet das akkumulierte Gewicht vieler Gegenwarten, so wie es auch „vielfältige Geschichten konstellierte, die normalerweise nicht zusammen erzählt werden“ (Yildiz 2017: 214).[1] Ihm fällt auf, wie sehr er in die Passagen, die er schreibt, affektiv verwickelt ist, denn was ist der Akt des Schreibens der Stadt durch den Migrant anders als ein Intim-Werden mit ihr. Wenn er von sich selbst in der dritten Person spricht – nicht ich, sondern er – folgt er Kathleen Stewarts (2007) Technik, um Distanz zur eigenen Subjektivität zu gewinnen. Trotzdem dokumentiert sein Schreiben die Privilegien und Besonderheiten seines Lebens in Berlin als Cis-Mann aus der pakistanischen oberen Mittelschicht. In den Szenen, die er schreibt, geht es nicht um ihn selbst, obwohl er ein wesentlicher Bestandteil ihrer Komposition ist. In gewisser Weise verhalten sie sich wie die *Lavatory Self-Portraits in the Flemish Style* der Künstlerin Nina Katchadourian (2017), die keine Selfies sind, wie sie behauptet, sondern andere Porträts des Selbst.

Späti

Da gibt es eine Frau, die er fast jeden Tag sieht. Von dem Platz vor diesem Café in seiner Straße, wo er normalerweise sitzt, trennen nur drei aufgereihte Kübelpflanzen das Café von dem Späti, vor dem sie sitzt und an ihrem Tee nippt. Und gerade jetzt, wo er dabei ist, diese Zeilen zu Papier zu bringen, streckt ihm ein Mann von der anderen Seite jener Pflanzenlinie die Hand entgegen. Hasan aus Marokko stellt sich vor und fragt ihn dabei

auch ein wenig aus. „Ich komme aus Pakistan“, antwortet er auf Deutsch. In diesem Moment treffen seine Augen den Blick der Frau, aber sie tauschen keinen Gruß aus. Hasan erzählt ihm auch, dass er direkt über dem Späti wohnt. Sogar als er denkt, die Unterhaltung sei längst beendet, wird seine tägliche Schreibroutine immer wieder von Hasan unterbrochen, der kulturelle Nebensächlichkeiten des Deutschen einwirft, zum Beispiel, wie man eine E-Mail beendet: „MfG“, schlägt er *über die* Pflanzen hinweg vor, „mit freundlichen Grüßen“!

Knopfaugen

Er sieht ihn wieder, diesmal nach Monaten. Er ist 3,2 Kilometer entfernt. Er schließt die App auf seinem iPhone, ohne sie anzuklicken. Sein Herz sehnt sich immer noch nach ihm, stellt er fest.

Die Kübellinie

Als Hasan ihn fragt, ob er sich zu ihm an den Tisch setzen könne, erscheint ihm die Trennlinie aus Pflanzkübeln deutlich realer. So gemischt wie diese Nachbarschaft auch sein mag, kommen die hundebesitzenden, außer Haus frühstückenden, kaffeetrinkenden *Yukis* – oder „young urban kreative internationals“, wie die Neukölln-Berliner*innen in der Zeitung *The Guardian* (Dykhoff 2011) einmal bezeichnet wurden – kaum mit jenen in Berührung, die gemütlich vor den Spätis abhängen und Arabisch, Türkisch, Rumänisch und was nicht alles sprechen. Gewisse Intimitäten sind dennoch vorprogrammiert. Wenn er an anderen Tagen aus diesem Café herausschaut, sieht er zum Beispiel durch die Fensterfront eingeraht Passant*innen, womöglich Leute aus seiner Nachbarschaft. Solche, die man immer wieder vorbeilaufen sieht: Wie diese Frau im *Shalwar Kamiz*, die eine Rolltasche mit Lebensmitteleinkäufen hinter sich herzieht. Jedes Mal, wenn er sie sieht, versucht er, schnell die feinen Details der flüchtigen Szene zu erhaschen, wie die Länge ihres *Kamiz* oder den genauen Schnitt ihrer Kleidung, alles Anhaltspunkte, von denen er annimmt, sie könnten ihm verraten, ob die Frau aus Pakistan oder Indien, vielleicht sogar aus Bangladesch stammt. Er ist davon überzeugt, dass sich Menschen aus Pakistan besser kleiden, aber das gehört hier nicht her. Diese Sorte Nachbar*innen, so seine Beobachtung, halten nie an Cafés an, werfen kaum je einen Blick hinein. Sie gehen einfach weiter ihres Wegs.

Direkt gegenüber ist noch ein Café, einen Tick schicker als dieses hier. Dort ist der Kaffee 20 Cent teurer, und Kerzenschein schimmert sogar tagsüber aus den dunklen Innenräumen durch die großen Fenster. Tische sind

Berlin in Szenen täglichen Liebens

schwer zu ergattern, vor allem draußen, obwohl es dort, anders als vor einem Pariser Straßencafé, nicht viel zu sehen gibt. Eine kinderwagenschiebende Mutter bleibt stehen, um mit einem Hundebesitzer zu plaudern. Eine Szene weißer Intimität wahrscheinlich, denkt er sich. Das Frühstück wird fortgesetzt. Auch die Kerzen schimmern weiter. Der Müßiggang des Cafés unterscheidet sich spürbar von dem der Spätis, dämmt es ihm plötzlich. Sofort fällt ihm seine Abneigung gegen Zucchiniuchen ein, der so oft Auskunft darüber gibt, wie hipstermäßig ein Café ist. In der Parallelstraße gibt es so eines, wo der Kaffee 50 Cent mehr kostet, wo Yogahosen die Silhouetten von Kopftüchern in den Hintergrund drängen und vegane Sandwiches voller Missbilligung auf die Kebabs des Kiezes herunterschauen. Irritiert von dem Gedanken wendet er sich wieder dem Hier und Jetzt zu, wo Käseplatten und Brotkörbe ebenso an Pflanzkübelreihen Halt machen wie der eklektische Stil aus bunt zusammengewürfeltem Mobiliar. Aber nicht immer sind Pflanzkübelreihen lesbar, denkt er sich. Bei Nacht schimmern die kerzenbeleuchteten Bars dieser Straße anders als die Spielsalons, deren Neonschein sie als Männern vorbehaltene migrantische Räume ausweist. Dorthin geht er nie.

Sehnsucht nach Liebe, in Kreisen

Ein lyrisch schwingender Kreis von Männern ist zum Stillstand gekommen. Keine Gesänge und Rezitationen, keine gelegentlichen Schreie und kein zeitweises Aufheulen mehr. Aber ihr Nachhall liegt immer noch schwer in der Luft. Ein Gefühl der Ruhe breitet sich aus. Der Geruch von Duftölen durchzieht den Raum, wenn auch weniger streng, jetzt, wo der Schweiß die Konturen von Männerkörpern weicher werden lässt, überwiegend Männer in den Zwanzigern, die noch bis vor wenigen Augenblicken auf ihren Füßen hin- und herpendelten, Loblieder sangen, sich mit ineinander verschränkten Unterarmen rhythmisch von links nach rechts und wieder zurück wiegten. Aber jetzt nicht mehr. Müde, verschwitzt und von Gefühlen überwältigt sitzen die Männer nun auf dem mit Teppich ausgelegten Boden und ringen nach Luft. Das Schnaufen und Keuchen ihres schweren Atmens ist gut hörbar, ihre Körper sind nicht mehr aufgerichtet wie eben noch, sondern so zusammengekauert, dass ihre Köpfe fast den Boden berühren. In einem Raum in Neukölln, der nicht länger als breit und schräg nach Mekka ausgerichtet ist, sind 45 Minuten eines intensiven Rituals vorüber.

Fünf Gehminuten von seiner Wohnung entfernt gibt es eine Moschee. Er geht jede Woche dorthin, wo sich 25-30 Männer um einen Scheich

versammeln, der sie durch den *Zikr* führt, das Sufi-Ritual des bewussten Gedenkens an Allah. Die Männer in diesen Kreisen des göttlichen Gedenkens sind junge Deutschtürken, Gastarbeitersöhne. Manche dieser Männer erzählen ihm, dass noch andere Personen mit im Kreis seien, solche, die er nicht sehen kann. Dass, wenn sie mit geschlossenen Augen Loblieder auf Heilige und geweihte Männer singen, diese erscheinen und sich Gefühle von Intimität einstellen, wenn auch nur flüchtig. „Wenn der *Zikr* seinen Lauf genommen hat“, sagte ihm einer, „und dieses spirituelle Gefühl so stark ist, es kann sein, dass man, dass einige Sachen sehen, die man normalerweise nicht sehen kann. Was zum Beispiel der Heilige normalerweise sieht. Er sieht Engel! Er sieht Leute, die vor 500 Jahren gelebt haben! Die Heilige, die sind da und machen mit uns *Zikr*.“ In den affektgeladenen Atmosphären des Rituals hatte er diese jungen Männer oft von ihrer verletzlichsten Seite erlebt, schreiend, weinend, von Lachanfällen geschüttelt, manchmal auf den Knien vor Erschöpfung. In solchen Momenten konnte er sehen, wie sich Männer während des Rituals – zwar ganz anders als er, aber doch auch irgendwie ähnlich – nach anderen Männern in der Stadt sehnten; Männer, die sich mit ihren Körpern zu erinnern wussten, die sich in Kreisen wöchentlicher Liebe bewegten und bewegen ließen.

Möbel mit Erinnerungen

Er konnte nicht gewusst haben, warum er das Bett fotografieren wollte. Es war nicht sein eigenes, aber auch nicht seines. Vielleicht war es die Weißheit, verdoppelt durch die seines Liebhabers, oder seine hotelartige Anonymität, die irgendetwas in ihm berührt hatte. Jeden Morgen, wenn sie das Bett verließen, hatte er das Gefühl, dass sie es sich durch die nächtliche Benutzung zu eigen gemacht hatten. Wo sucht man inmitten all dieser Weiße nach Spuren eines braunen Körpers, fragte er sich Jahre später, als er die neun Fotografien durchsah. In dieser Zusammenstellung von Bildern war Intimität keine abstrakte Idee, sondern eine konkrete, in den Stoff gedrückte Gegenwart; Affekt konnte sich nicht nur in Körper einschreiben: Etwas davon war bis an die Stelle gelangt, wo sich die Matratze ein klein wenig vertiefte, in die zerwühlten, wie mit geisterhafter Präsenz aufgebauchten Laken oder in die Kopfkissen mit ihren zerzausten Federn voller Klatsch und Tratsch. Er hätte das, was er fühlte, damals nicht auf genau diese Weise ausgedrückt, was er aber doch wusste, war, dass das, was er jeden Morgen in einem Foto festhielt, immer dasselbe und doch nicht dasselbe war: Knitter und Falten, die Mengen an Intimität und des

in den Raum fallenden Sonnenlichts waren allesamt einzigartig, und jeden Morgen strich er all dies eigenhändig glatt, faltete zusammen und deckte zu – er machte das Bett, damit es wieder zu seinem anonymen weißen Selbst zurückkehren konnte. Es war nicht dazu bestimmt, „furniture without memories“ zu sein, ein Ausdruck von Toni Morrison, den Avery Gordon (2008: 4) umfunktioniert hat, um die Auswirkungen jener Rituale, Gewohnheiten, Strukturen und Verhaltensweisen zu beschreiben, nach deren Geschichte wir nicht fragen, da die so mit unserer Lebensweise verwachsen sind, dass wir nie innehalten, um ihren Sinn und Zweck zu hinterfragen. Dieses Bett, so glaubte er, war ein Möbelstück mit Erinnerung, mit Abdrücken, von denen er wusste, dass er zu ihnen zurückkehren wollte, lange nachdem die queeren Falten von neun Nächten jeden Morgen geglättet worden waren, bereit, fast so als wartete es darauf, dass sich andere Körper *of colour* mit ihrem verschlingenden Weiß bedecken würden.

Das Dünne durchdenken

Erinnerung in einen geographischen Bezug zu setzen heißt, zu überlegen, wie Zeit die Erzählung eines Lebens mit den vielen affektiven Kartierungen einer Stadt verbindet. Indem er dem Thema *Thin attachments* (Kasmani 2019) nachgeht, verweist er auf die provisorischen Kartierungen wie auch auf die Formen intimer Beziehungen in der Stadt, die nach Werten von Dichte oder Enge gehandelt werden; es sind Intimitäten, die in ihrer Nicht-Festigkeit verharren und selbst in ihren gehegten, in die Länge gezogenen oder zeitlich ausgedehnten Offenbarungen verraten, was in der Logik von *be/longing* – von Zugehörigkeit und Sehnsucht – zukünftig ist; oder die in dem, was Berlant als „lange Mitte der Intimität“ (Berlant/Edelman 2014: 22) bezeichnet, gedeihen oder manchmal nur mit wenig oder gar keinem Optimismus überdauern. Das Dünne ist das, was beim In-Beziehung-Setzen auf einer Karte überlebt, wenn nicht in die Stabilität oder Kohärenz der Objekte, die diese Beziehungen ausmachen, investiert wird (ebd.: 30). Es spekuliert weniger mit den Objekten der Kartierung als mit den Affektivitäten und (Zu-)Neigungen, die die Beziehungsweisen zu diesen Objekten ausmachen, ob es sich dabei nun um Akte des Weiter-Verfolgens oder Desinvestierens handelt, um einen Zustand des Hingezogen-Werdens oder des begehrenden Rückzugs.

Zwei Falten der Liebe

„Liebe ist der unbeholfene Name, den wir einem aus sich selbst herausströmenden Körper geben. [...] Ein Körper, der das Versprechen der

Selbstsouveränität nicht einlösen kann.“ (Belcourt 2019: 56) Er liebte M, auch wenn er es zum damaligen Zeitpunkt nicht als Liebe bezeichnet hätte. Auch ein Jahr später denkt er noch daran, wie sich zwischen ihnen eine (un-)mögliche Beziehung entwickelt hat. Was sie in Zuneigung zusammengeführt hat, weiß er immer noch nicht, was sie auseinandergelassen hat, ist sonnenklar. Was davon übrig ist, eine nicht ausgehändigte Nachricht, steckt zwischen den Seiten irgendeines Buchs: mit schwarzer Tinte geschrieben und zweimal gefaltet.

Grindr-Gedicht: Dahlem an einem Montagnachmittag im August

So sexy auch nicht, Weird fish
Yes no maybe, We will see
Only fun, Fun & drinks
UFO, Latino
 Silver guy, Make me fly
 Younger please, Gym_panzeer
 Two4more, Flexible slut
 21/5 in ur face
Big one, Normal
Add some fun
Brain is sexy, T4b
Catch me, Domino
All_at_sea
Call me cupcake, Dust from Space
No pic no chat, Walk me through
Behind blue eyes
I give head
Now

Roastbeef, rolling eyes!

Es gab Tage, an denen er daran erinnert wurde, wie das Deutsche, so verbesserungsbedürftig es in seinem Fall auch sein mochte, Eingang in seine alltägliche Sprechweise gefunden hatte. Seinen Freund*innen auf Facebook erklärte er einmal, man habe schon viel zu lange in Deutschland gelebt, wenn man intransitive Verben im Englischen unglücklicherweise durch *make* ersetzt und beispielsweise „*let's make a party*“ sagt und, noch schlimmer, wenn man Sätze unbeabsichtigt mit einem offenen Wort wie *or* schließt, so wie die Deutschen „oder“ verwenden. Und dann

dieser *little* Schreckmoment, als er sich fragte, ob er eines Tages auch so klingen würde wie der Refrain in Tracey Ullmans Parodie von Angela Merkel: „Oh mein Gott, *I'm rolling ze eyes*“ (Tracey Ullman's Show 2017).

Er stand bei Rewe an der Theke und bat um 100 Gramm „Roastbeef“. Obwohl er seinen Wunsch auf Deutsch geäußert hatte, hatte er sich, wie schon so oft, dabei ertappt, seine englischen Worte deutsch auszusprechen. Er hatte gelernt, solche kleinen Anpassungen seinem Gegenüber zuliebe vorzunehmen. Diese Entscheidung hatte er nicht bewusst getroffen. Sie hatte sich wie von selbst in seine Art des Daseins in der Stadt eingeschlichen. Das hatte seinem Deutsch oft diese gewisse Authentizität verliehen, die entsteht, wenn man englische Wörter nicht in englischer Weise ausspricht. Als er an diesem Tag an der Theke stand, verlangte er folglich „Roastbeef“, obwohl er eigentlich *roast beef* gemeint hatte. Trotz seiner deutschen Intonierung des Wortes greift der deutsche Verkäufer nach der falschen Sorte Fleisch – nämlich der, die er nicht gewünscht hatte –, so als sei ihm diese großzügige Geste des Eindeutschens vollständig entgangen. Enttäuscht wiederholte er dieselben Worte noch einmal, diesmal auf das Roastbeef zeigend ... worauf der Mann antwortete: „Das ist aber Roastbeef!“ Diesmal verdrehte er nur wie Merkel die Augen, und obwohl er dies auf Englisch tat, war er überzeugt, dass sich der Sinn dennoch richtig erschließen würde. Endlich war er *eine kleine bit happy!*

Nachtrag zu einer überbrachten Nachricht

M,
dies hier ist eine lange Nachricht. Sie hat ein Vorwort, eine Mitteilung und ein Nachwort (tja, du hast einen Akademiker kennengelernt!).
Vorwort und Mitteilung: [entfernt]
Differenz (die du einmal mit „Würze“ verglichen hast) ist nicht immer schlecht. Was Differenz allerdings immer erfordert, ist die Arbeit der Differenz (die Klärungsarbeit sozusagen). Es reicht nie aus (oder ist einfach nur auf Benetton-Multikulti-Art lustig), dass wir unterschiedlich aussehen, sprechen oder glauben, sondern in Wirklichkeit bedeutet mit Differenz zu leben, das infrage zu stellen, was uns seit Langem vertraut gewesen sein mag, und braucht ein gewisses Maß an Offenheit von beiden Seiten. Und nach dem, was ich gestern Abend gehört habe, scheint dieser Raum nicht mehr offen zu stehen oder hat mir, wie in meinen schlimmsten Befürchtungen, noch nie offen gestanden. Bitte verstehe, dass es mir nicht darum geht, weiter

mit dir zu streiten oder irgendwen zu beschuldigen, und noch viel weniger darum, dich zu überreden, gegen deine Überzeugungen zu handeln. Um Letzteres ging es mir nie, das wirst du mir hoffentlich glauben. Genau wie du mir oft genug gesagt hast, was du nicht willst, ist es nur gerecht, dass du weißt, wie ich mich gefühlt habe. Der einzige Punkt, in dem ich dir zustimme, ist, dass es zu früh war, darüber zu reden, wie unsere Beziehung (wenn überhaupt) letztendlich aussehen würde bzw. könnte. Und ja, Politik kam uns in die Quere, aber alles, was ich mir erwünscht hatte, war, mehr mit dir zu erkunden, ohne es zwangsläufig definieren zu müssen, und zu sehen, wohin uns das bringen und was wir daraus machen würden (Kern der „nicht ausgehändigten“ Notiz). Dass ich dir das nicht besser vermitteln konnte, dass du die genaue Schattierung meiner Gefühle nicht gesehen hast oder dass wir die Chance, die einmal zwischen uns aufgekeimt war, weder ergreifen noch erneuern konnten, genau das macht unseren Verlust aus. Auch wenn es heißt, dass die Hoffnung zuletzt stirbt, so ist sie doch auch schwer zu bewahren. So wie du mir alles Gute wünschst, drücke ich auch dir die Daumen für deinen neuen Job, die neue Stadt. Außerdem wünsche ich dir, dass dir dieser Neubeginn gefällt und er hoffentlich in freundlicheren Zeiten und angenehmerer Gesellschaft stattfindet. Pass auf dich auf und lass es dir gut gehen!

O.

Stadt intim

Durch Intimität verknüpft er die Politik von Zeit, Sex, Migration und Religion in der Stadt, sodass sie dynamisch miteinander verwoben sind und auf entscheidende Weise zusammenfallen. Beim Cruisen durch das Gefühlte und das Intime entdeckt er das, was sich zwischen und neben den konkreten urbanen Formen befindet. Er schreibt auf, was auf schräge Weise das Leben prägt, sich sanft aus dem Augenwinkel in sein Bild der Gegenwart schiebt und Klänge, Träume, Erinnerungen, Traumata und Geschichten bricht. Denn Schreiben, so denkt er, ist ein Sehnsuchtsgenre, sofern es affektive Zugehörigkeitsarbeit an einem neuen Ort, zwischen Orten oder anstelle eines anderen Ortes leistet. Es ist die Sehnsucht danach, dass sich seine eigenen Geschichten durch Erinnerungsarbeit in Berlin sammeln, festsetzen und ablagern, um das, was sich für ihn nun fern anfühlt, wie abgetrennt, und möglicherweise sogar verloren zu ge-

hen droht, durch Schreiben wieder fest in der Erinnerung zu verankern, was er als *re-membering-through-writing* bezeichnet. Durch nicht lineare Szenen, die nur partiell miteinander verbunden sind und sich zwischen Schlafzimmern, Cafés, Moscheen, Bars, Straßenecken und Parks hin- und herbewegen, erhofft er sich queere Formen des Sammelns. Er weiß, dass Objekte nur durch die Verknüpfungsarbeit des Beobachters zueinander in Beziehung gesetzt werden. Ihm ist bewusst, dass solch ein Sammeln weder dazu dient, die Stadt zu erfassen, noch dazu, sie einzufangen, sondern eine Art ist, um, mit Strathern (2004) gesprochen, *partielle Verbindungen* der Stadt herzustellen. Es bestärkt sein Argument, dass die Stadt – Berlin oder eine andere – keine feste Größe ist, nicht völlig außerhalb des Selbst existiert, kein Ort da draußen ist, an den Forschende sich begeben müssen, um zu beobachten, zu definieren oder zu erfassen. Die Stadt ist vielmehr ein Kontinuum, ein Resonanzraum für Affekte: Sie ist immer eine intime Geographie, die, subjektiv und fragmentarisch, an der Schnittstelle zwischen nach innen und außen gerichteten Modi empfunden wird, eine Form, die sich durch Rhythmen, Ritornelle und Relationen allmählich aufbaut und wieder auflöst.

See you!?

Als er an jenem Samstagmorgen die Augen öffnete, wusste er sofort, dass etwas nicht stimmte. Auch wenn er es sich anders gedacht hatte, hatte sich sein Körper im Laufe der Nacht von ihm entfernt, einen Tick weiter als es in einem Bett von 1,40 Meter eigentlich möglich war. Am Morgen machte er ihm Kaffee. Sie tranken ihn in der Küche und machten Bemerkungen darüber, wie wenig aufregend er schmeckte. Als er zur Tür hinausging, küsste er ihn ganz leicht auf die Lippen, berührte sie nur, um den Kontakt gleich wieder zu lösen. „*See you soon*“, sagte er so, als sei dieser Sprechakt unbeabsichtigt. Er glaubte ihm nicht, nicht eine Silbe, aber er wusste, dass es genau das war, was es in diesem Moment zu sagen gab. Später, am Abend, stand er mit Sufis im Kreis und sie sangen Loblieder auf Heilige und geweihte Männer. Wie so oft in diesem Kreis fragte er sich, wie man denn mit geschlossenen Augen sehen könne. „Er sieht dich, du siehst Ihn nicht, wir sind alle zusammen, es ist Liebe“, so hatte es ihm ein Sufi-Anhänger einmal erklärt. Als er an jenem Abend seine Augen schloss – seine „Knopfaugen“, wie sie einmal bezeichnet worden waren –, konnte auch er sehen, wie die Sufis es taten, aber er sah keinen Heiligen, sondern ihn. Es musste wirklich Liebe gewesen sein. Und als der Scheich am Ende des Rituals die Hände zum Gebet erhob, erhob auch er

seine Hände. Nach langer Zeit hatte er sich beim Beten ertappt, diesmal für ihn und ihn. Während der Woche chatteten sie mühsam auf WhatsApp. Am Freitag erhielt er dann die Trennungsnachricht. Ein Migrantengebet in der Stadt, das nicht in Erfüllung gegangen war.



„Ich habe beschlossen, nach Australien zu fliegen. Ich habe meinen Freund verlassen (Emoji: trauriges Gesicht)“. Eines späten Abends informiert ihn sein Nachbar in einer WhatsApp-Nachricht aus Bali über die Trennung. Er klingt gefasst, aber verletzt, beinahe geschlagen. Am nächsten Morgen trifft er sich mit dem Ex seines Nachbarn, um die Wohnungsschlüssel in Empfang zu nehmen. Er bekommt erklärt, welcher Schlüssel zu welcher Tür passt, welche Pflanzen viel Wasser brauchen und welche nicht. Er hatte noch nie ein Händchen für Pflanzen, also hört er nervös zu und versucht, sich jedes Detail zu merken, obwohl er deutlich abgelenkt ist und sich die ganze Zeit über fragt, warum ihm dieser scharfe Fremde, den er noch nie getroffen zu haben glaubt, so merkwürdig bekannt vorkommt. Beim Hinausgehen händigt er ihm die Schlüssel aus. Er wirkt gefasst, aber verletzt, beinahe geschlagen. Als er um die Ecke geht, hört er ihn sagen: „Bitte erzähl ihm nichts von uns!“

Kommt ein Scheich ins Café...

Er hatte sich oft gefragt, wie er sich fühlen würde, wenn ihm hier im Kiez, wo Liebende wie er dafür bekannt waren, sich – um mit Aras Ören (1973: 25) zu sprechen – „genau wie im Film“ an Straßenecken zu küssen, Männer aus der Moschee über den Weg liefen. Viele Monate später, an einem Donnerstag im Februar, als er gerade in sein tägliches Ritual des Schreibens im Café versunken war, sah er nicht irgendeinen Mann aus der Moschee auf sich zukommen, sondern den Scheich höchstpersönlich. Er traute seinen Augen nicht. Also blickte er nach unten und dann wieder hoch, und da stand er mit seinem sanften Lächeln. Er hatte kurz innegehalten, weil er sich fragte, wie das in einem Zucchini-Kuchen-Café überhaupt möglich sein konnte. *Salam-aleikum*, grüßten beide. Zwei weiße Frauen schauten auf. Er sprach auf Deutsch mit ihm. Seltene Gelegenheiten, bei denen sein Deutsch besser abschnitt als das seines Gesprächspartners, dachte er sich. Er fürchtete, der Scheich könne ihn fragen, warum er seit fast einem Jahr nicht mehr in der Moschee gewesen sei. Doch der erzählte ihm stattdessen, er sei zum ersten Mal in diesem Café. Als der Scheich auftauchte und sich zu ihm setzte, hatte auch sein

Berlin in Szenen täglichen Liebens

Bild der vorbeilaufenden Nachbar*innen einen kleinen Sprung bekommen. Da war er, kein Passant wie die anderen Nachbar*innen, sondern im Café drinnen, einem Ort, an dem die Moschee und sein Be-Schreiben der Moschee schließlich die Wege kreuzten. Es war die Suche nach genau diesen Erweiterungen, die ihn dazu gebracht hatte, den Intimitäten der Moschee jenseits von ihr nachzuspüren. Schon bald würde sich der Scheich auf den Weg zum Deutschunterricht beim Integrationskurs gleich nebenan machen. In dem Moment unterbricht er die Arbeit an dem, was er gerade schreibt. Er weiß, dass er festhalten muss, was entschwindet. Er schreibt eine Szene.

Grindr-Gedicht: Neukölln an einem Dienstagabend im August

Hey_na
 It's me
 im Hotel
 IT guy
 Last day here
 Lkng4trouble
 White noise
 Summer_sale
 Damaged goods
 This and that
 XXL
 Cream on top
 Wine and Netflix?
 And what?

„I am too short to spoon you!“

Er hatte es laut gesagt. Es waren, wie er sich jetzt erinnert, seine ersten Worte an jenem Morgen im Februar, als ihre Körper noch im Schlaf versunken waren. Sie wussten beide, dass er es versucht hatte (so gut er konnte). Wie sonst, wenn nicht so, sollten zarte Misserfolge bei *thin attachments* aussehen, hatte er gedacht: Sein sich ihm entgegenneigender Körper, der hinter den eigenen Erwartungen zurückbleibt, sich über sich selbst hinausstreckt, aber nicht ausreicht, um den zu umschließen, der mindestens 1,90 Meter lang neben ihm liegt. Dies war kein Traum, auch kein intimer Moment im Dunkeln, über den sich leicht hinwegsehen ließ. Das Morgenlicht war Zeuge, gleichmäßig weiß beleuchtete es

dieses Zimmer in der Naunynstraße – jene berühmte Einwandererstraße in Berlin-Kreuzberg, wo den Versen von Aras Ören zufolge „hinter jedem Fenster / verschiedene Sorgen und / frische Hoffnungen“ lagen (Ören 1973: 28). Wie aufschlussreich, dass ihm aus einem Gedicht, das ein ganzes Buch füllte, genau diese eine Zeile wieder einfiel. Es war Jahre her, dass er das von dem türkischen Dichter auf Deutsch verfasste Gedicht gelesen hatte. Er wusste aber, dass ihm die migrantischen Protagonist*innen des Gedichts ebenso ähnlich wie unähnlich waren, irgendeine Art von Vorfahren, oder gar Verwandte, die vor ihm als „Gastarbeiter*innen“ ins ehemalige West-Berlin gekommen waren. „[M]it schnellen Schritten / den Kopf tief zwischen den Schultern“ huschen die türkischen Männer in dem Gedicht durch weiße Winternächte zur Nachtschicht, während ihre deutsche Nachbarin „schwer in Schlaf“ kommt (ebd.: 5). Den Anfangszeilen des Gedichts nach zu urteilen, war die Nacht in der Naunynstraße der migrantischen Gefühlswelt nicht fremd, und noch weniger, dass sie durch die Nacht unsichtbar wurden. Allerdings würde er nicht so weit gehen zu behaupten, in den Augen der Stadt seien alle Migrant*innen gleich. Er wusste aus Erfahrung, dass Klassenmerkmale Ängste beheben konnten, die ansonsten an den Körpern von Migrant*innen kleben blieben. Trotzdem hatte er die Koinzidenz poetisch gefunden. Also kaufte er sich, als er am Morgen nach Hause ging, eine Ausgabe der *Berliner Trilogie* – der drei Migrantengedichte von Ören – in dem berühmten Buchladen in der Parallelstraße der Naunynstraße. Als er lesend durch jenen Wintermorgen ging, lag ein Gefühl von Frühling in seinem Schritt.

Irgendwann würde der Februar den Platz räumen. Aber diese eine Nacht in einem Einzelbett würde keine Wiederholung finden. Die Gedanken davon abwenden konnte er allerdings auch nicht, wie sich herausstellen sollte. Noch Wochen später grübelte er herum, was es bedeutet, wenn man zu klein ist, um sein Objekt der Begierde zu umlöffeln. Welche Formen des Versagens lagen in der Zärtlichkeit der Nacht verborgen? Einige waren ihm auf unsichtbare Weise präsent. Einige offenbarten sich nur teilweise auch bei Tag, das heißt, sie waren zwar nicht exakt erinnerbar, aber im Wachzustand auch nicht vollständig vergessen. Andere wiederum hatten, wie sich zeigen sollte, die Angewohnheit, immer wieder aufzutauchen. An einem Abend im März, kaum zwei Wochen bevor die Stadt von einer globalen Pandemie erfasst wurde, hatten sich die beiden in Berlin-Wilmersdorf wiedergefunden. Er fühlte wenig Bezug zu diesem Bezirk; doch entgegen seiner eigenen Gleichgültigkeit war es ziemlich genau dort, wo er aufgewachsen war. Es war nur seine Liebe zu guter Sichuanküche, die ihn in

Berlin in Szenen täglichen Liebens

den „bürgerlichen“ alten Westen Berlins gezogen hatte, so viel hatte er klargestellt. Auf diesem kurzen Bummel vom U-Bahnhof zum Restaurant, als er zuhörte, wie er ihm die Orte seiner Kindheit beschrieb, wurde er an weitere *shortcomings* erinnert. Er fand seinen gewöhnlichen Sinn für Geschichte, seine intime Kenntnis von Straßenecken, seine Vertrautheit mit noblen Eingangshallen und reich verzierten Fassaden einfach nur faszinierend, ebenso die Leichtigkeit, mit der er die Eigenheiten der Wohnungen in dieser Straße aus dem Gedächtnis beschreiben konnte: die hohen Decken, die geräumigen Zimmer, die Verbindungstüren zwischen den Zimmern. Wie hätte er oder überhaupt irgendwer von seiner perfekten Schilderung der Interieurs nicht angetan gewesen sein können: den Unmengen von Büchern, Antiquitäten aus China und Perserteppichen, dem Familientratsch, den Geschichten und Gesprächen, die diese Räume erfüllten. Seine Beschreibungen waren so opulent, seine Worte so detailreich, dass sie ihn mit einem Gefühl des Verlusts, der Entwurzelung erfüllten, als habe er nicht genug eigene Geschichte, keine Straßenecke, die er sein Eigen nennen konnte.

Wann ist man mit einer Stadt vertraut genug, um von ihr verfolgt zu werden, fragte er sich, diesmal ohne es laut auszusprechen. Wie lange dauert es, bis Erinnerungen bleiben, verblassen, wiederkehren, wird er wohl vor sich hin gemurmelt haben. War er nur zu klein, fragte er sich noch tagelang, oder kam er nur, wie viele Migrant*innen, auf ewig zu kurz in der Geschichte der Stadt?

Übersetzung aus dem Englischen von Andrea Tönjes (*SocioTrans – Social Science Translation & Editing*), überarbeitet von Jan Hutta, Omar Kasmani und Nina Schuster.

Endnoten

[1] Deutsche Übersetzungen aus englischsprachigen Quellen stammen von der Übersetzerin.

Autor_innen

Omar Kasmani ist Kulturanthropologe und forscht über Intimität und postmigrantische Zugehörigkeit.
kasmanio@gmail.com

Literatur

Behar, Ruth (1996): *The vulnerable observer: Anthropology that breaks your heart*. Boston: Beacon Press.

Belcourt, Billy-Ray (2019): *This wound is a world*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Berlant, Lauren / Edelman, Lee (2014): *Sex, or the unbearable*. Durham: Duke University Press.

Omar Kasmani

- Dykhoff, Tom (2011): Let's move to Kreuzkölln, Berlin. It's the epicentre of cool. In: The Guardian Online vom 19.3.2011. <https://www.theguardian.com/money/2011/mar/19/move-to-kreuzkolln-berlin> (letzter Zugriff am 1.6.2020).
- Gordon, Avery (2008): *Ghostly matters: Haunting and the sociological imagination*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Kasmani, Omar (2019): Thin attachments: Writing Berlin in scenes of daily loves. In: *Capacious: Journal for Emerging Affect Inquiry* 1/3, 33-53.
- Katchadourian, Nina (2017): *Lavatory self-portraits in the Flemish style. Seat assignment*. Austin: The Blanton Museum of Art. Digital Photograph and Video.
- Ören, Aras (1973): *Was will Niyazi in der Naunynstraße*. Berlin: Rotbuch.
- Stewart, Kathleen (2007): *Ordinary affects*. Durham: Duke University Press.
- Strathern, Marilyn (2004): *Partial connections*. Lanham: Altamira Press.
- Tracey Ullman's Show (2017): BBC One, Staffel 1, Folge 1, 11.1.2016, 22:45 Uhr, 30:00 Minuten. <https://www.bbc.co.uk/programmes/b06wkc6f> (letzter Zugriff am 7.10.2022). Tracey Ullman (Produzentin).
- Yildiz, Yasemin (2017): Berlin as a migratory setting. In: Andrew J. Webber (Hg.), *The Cambridge companion to the literature of Berlin*. Cambridge: Cambridge University Press, 206-226.

Die Instabilität queerer Raumpraxis

Fünf Oral Histories zu Orten in Berlin, die es nicht mehr gibt

Christian Haid, Lukas Staudinger

Verdrängung durch Mietsteigerungen, gesellschaftliche Akzeptanzprobleme, Kommerzialisierung urbaner Räume, erschwerter Zugang zu finanziellen und räumlichen Ressourcen, eingeschränkte Möglichkeiten der politischen Mitsprache, Anfeindungen und persönliche Schicksale: In Kontexten politisch und sozial marginalisierter Gruppen sind persönliche Netzwerke, die Bildung von Allianzen und die Entwicklung subversiver Praktiken von besonderer Relevanz.[1] Dabei handelt es sich um Prozesse, die vielfach nicht verallgemeinert werden können, da diese maßgeblich von individuellen Biografien und persönlichen Lebenslinien abhängen. Die daraus entstehenden und weiterhin bestehenden queerer Konstellationen (Giesecking 2020) stellen einen wesentlichen Bestandteil queerer Historiographie dar. Zudem lassen diese auch übergeordnete Aussagen entlang urbaner Transformationsprozesse im Kontext marginalisierter Gruppen zu.

In dieser Spurensuche nach verlorenen und verdrängten Orten queerer Stadtkultur kommen Protagonist*innen zu Wort, die das Leben, die politische Situation von LGBTQIA+-Communities und (Stadt-)Räume gestaltet und die queere Geschichtsschreibung Berlins geprägt haben. Sie sprechen exemplarisch über die Diskothek Lipstick, die Deutsche Oper als schwuler Treffpunkt, den Frauenbuchladen Lilith, das feministische Archiv FFBIZ und die Klappe im Preußenpark.

Diese Oral Histories stellen die Orte den Stimmen der Protagonist*innen in collagenhaften Audio-Features gegenüber. Sie erzählen von vergessenen Möglichkeitsräumen und Sehnsuchtsorten, von Räumen queerer Identifikation und Fürsorge, von Protest, Widerstand und Gleichberechtigung. Dabei wird eines klar: Neben Idealismus und dem Drang nach

Selbstermächtigung sind queere Raumpraktiken geprägt von Unsicherheiten und Instabilität.

Die Hörbilder werden von Vignetten begleitet, die Schlaglichter auf mögliche Ursachen von Prozessen der Instabilität werfen und die Erfahrungen von Protagonist*innen der 1970er- bis 1990er-Jahre mit aktuellen urbanen Transformationsprozessen in Zusammenhang stellen.

**„Pink, Dotterblumengelb und Giftgrün“
Die Deutsche Oper als schwuler Treffpunkt**

Das Audio-Feature zur Deutschen Oper können Sie auf der sub\urban-Webseite anhören.



„There is no queer space; there are only spaces used by queers or put to queer use.“

(Chauncey, 2014 [1995]: 203)

Queering space als Praktik unterscheidet sich maßgeblich von der Idee eines queeren Raumes, in dem die Praktiken die Subversionstaktiken ins Zentrum rücken und nicht die Eigenschaft eines Ortes. *Queering space* – oder queere Raumpraxis – unterstreicht also die Kraft der Queer Theory, nämlich all jenes, was als selbstverständlich, gegeben und normativ verstanden wird, zu hinterfragen, aufzurütteln und zu zerschlagen (siehe Rumens 2017: 15). Queerness ist eine Form der Transgression unterdrückerischer Grenzen – vergleichbar mit bell hooks Verständnis von „*moving out of one’s place*“ (1989: 15) –, die nicht nur durch die Vorherrschaft des Geschlechts, sondern auch durch die Vorherrschaft von Herkunft, Hautfarbe und Klasse gesetzt werden. *Queering urban space* bedeutet in weiterer Folge, eine emanzipatorische Öffentlichkeit zu schaffen und aus dem Schatten einer Mainstream-Gesellschaft herauszutreten, die die stadtgesellschaftliche Realität bisher verleugnet und negiert hat (Doderer 2011: 432). Eine Phase des Widerstands ist immer Teil dessen, weil LGBTQIA+-Personen oder -Gruppen normativen Verständnissen von Sex, Gender und Heterosexualität entgegenwirken (ebd.). Ähnlich verhält es sich mit queerer Raumpraxis, die sich urbane Orte aneignet und diese undefiniert. Diese Transgression profitiert von der Fähigkeit der Elastizität städtischer Räume. Durch queere Praxis und Aneignung entstehen neue räumliche Bedeutungen und somit gequeerte Räume: Küssen auf einer Parkbank, Protestieren für mehr LGBTQIA+-Rechte auf der Straße, Cruising

im Park, „Tunten“ in der Oper – all diese Praktiken lassen elastische Räume entstehen, die sich queere Gruppen zu eigen machen und somit (zumindest temporär) die Bedeutung solcher Räume dehnen.

**„Vom Gedanken beseelt, Frauen gemeinsam sind stark“
Das autonome Bildungs- und Forschungszentrum FFBIZ
in der Danckelmannstraße 15**

*Das Audio-Feature zum feministischen Archiv FFBIZ
können Sie auf der sub\urban-Webseite anhören.*



„There is no political power without control of the archive, if not memory. Effective democratization can always be measured by this essential criterion: the participation in and access to the archive, its constitution, and its interpretation.“

(Derrida 1995: 4)

Wer welche Geschichte(n) wem erzählt, ist immer auch eine Frage von (politischer) Macht und Hegemonie. So spiegeln Archive auch die Machtstrukturen innerhalb einer Gesellschaft wider. Manche Geschichten werden bewusst nicht erzählt, andere vernichtet, oder jenen, die sie erzählen könnten, wird keine Bühne geboten. Somit spiegeln Archive nur eine scheinbar objektive Geschichtsschreibung wider, finden sich dort vorrangig nur Geschichten und Artefakte von dominierenden Gruppen. Saidiya Hartmann (2008: 12) spricht in diesem Zusammenhang von der Stille des Archivs (*the archive's silence*) und weist in ihrem Artikel „Venus in two acts“ darauf hin, dass in der historischen Aufarbeitung der atlantischen Sklaverei die Stimmen der versklavten Frauen stumm bleiben. Ähnlich verhält es sich mit queeren Stimmen, Erinnerungen und Geschichten, die selten bis gar keinen Eingang in nationale Archive finden (Cvetkovich 2003). Gegenströmungen kommen aus der queeren Community selbst: Wichtige Initiativen wie zum Beispiel das Archivo de la Memoria Trans in Buenos Aires, das Lesbian Herstory Archive in New York oder eben das FFBIZ und das Spinnboden Archiv in Berlin versuchen die Perspektive derer ins kollektive Gedächtnis zu rücken, die von der Mainstream-Geschichtsschreibung ausgeklammert werden. Jack Halberstam erläutert die Relevanz von queeren Archiven für das kollektive Erinnern: „The [queer] archive [then] is not simply a repository; it is also a theory of cultural relevance, a construction of collective memory,

and a complex record of queer activity.“ (Halberstam 2005: 169) Durch die Sammlung queerer Artefakte und Geschichten in Archiven können diese von der Peripherie näher ins Zentrum rücken und dadurch Verständnis, Sichtbarkeit und Akzeptanz für LGBTQIA+-Gruppen bewirken und somit maßgeblich unsere Gesellschaft verändern: „[W]hat is no longer archived in the same way is no longer lived in the same way.“ (Derrida 1995: 18)

„Berlins beste Tresenschlampe“

Das Lipstick am Richard-Wagner-Platz

Das Audio-Feature zur Diskothek Lipstick können Sie auf der sub\urban-Webseite anhören.



Die queere Community ist nicht homogen und fragmentiert, ungleich und instabil ist auch der Zugang zu urbanem Raum. So führt die Lohnlücke zwischen Männern und Frauen auch innerhalb queerer Communities zu ungleichem Zugang zu Ressourcen und finanziellen Mitteln – sowohl historisch als auch aktuell. Schwule Cis-Männer verfügen tendenziell über mehr Kaufkraft, institutionellen Einfluss, Netzwerke, die sie aktivieren können, und daher auch über stabilere Möglichkeiten der Rauman eignung. Man denke nur an Bars und Clubs: Während viele wichtige Orte schwuler Emanzipation und Sichtbarkeit durch das Konsumverhalten deren Nutzer*innen lukrativ und daher von Dauer sind, können Orte, die ein weniger kaufkräftiges queeres Publikum ansprechen, oftmals nicht überleben, wie auch das Ende der bekannten Berliner Lesbendisco „Lipstick“ zeigt. Historisch betrachtet hatten es Lesbenbars und Frauenkneipen im Vergleich zu schwulen Orten stets schwerer, wirtschaftlich profitabel zu sein und zu bleiben. Sie sind deshalb auch anfälliger für Gentrifizierungs- und allgemeine urbane Verdrängungsprozesse. Bereits im Jahr 2014 musste beispielsweise San Franciscos letzte lesbische Bar schließen (Giesecking 2014). Ebenso verhält es sich mit Bars und Orten, die vorrangig ein Trans*-Publikum oder eine migrantisch-queere Klientel ansprechen. In Sammelbegriffen wie „queer“, die eine Homogenisierung von Diversität nach sich ziehen, werden intersektionelle Benachteiligung und Vulnerabilität, die sich im gesamten LGBTQIA+-Spektrum finden, oft auch verschleiert und depolitisiert.

Eine Überlebensstrategie benachteiligter Untergruppierungen war und ist häufig das Schmieden von Allianzen und Komplizenschaft mit schwulen Communities, um diese Benachteiligungen bewältigen zu können. Dazu zählen beispielsweise FLINTA*-Abende, die punktuell in vor-

dergründig als schwul wahrgenommenen Institutionen stattfinden. Das Klischee vom ausgelassen feiernden schwulen Mann ist demnach auch ein Ausdruck systemischer wirtschaftlicher Benachteiligung von queeren Communities, die nicht als cis-männlich wahrgenommen werden. Die Möglichkeiten zur Aneignung von Raum innerhalb queerer Communities sind somit ressourcenabhängig und verlaufen entlang des Gendergaps. Dies führt auch dazu, dass bestimmte Gruppen mehr Sichtbarkeit für ihre eigenen communityrelevanten und politischen Themen herstellen können als andere.

„Das schwule Leben ist eigentlich ausgestorben“

Die Klappe im Preußenpark

Das Audio-Feature zur Klappe im Preußenpark können Sie auf der sub\urban-Webseite anhören.



Räume queerer Praktiken sind vulnerabel und reagieren sensibel auf neoliberale städtische Transformationsprozesse. Etwa in London ist bis 2017 die Zahl der Treffpunkte für und von queeren Personen innerhalb von zehn Jahren um 58 Prozent gesunken (Campkin 2018). Vergleichbare Studien für Berlin oder andere deutsche Städte stehen bis dato noch aus, doch auch hier gibt es viele Indikatoren für einen ähnlichen Prozess. Aus der Gentrifizierungsforschung ist hinlänglich bekannt, dass insbesondere vulnerable Gruppen von Verdrängungsprozessen betroffen sind (siehe hier z. B. Hwang/Ding 2020). Steigende Mieten und Verwertungsinteressen der Immobilienwirtschaft verdrängen queere Treffpunkte aus dem Zentrum an den Stadtrand oder lassen sie ganz verschwinden. In Berlin musste im vergangenen Jahr das queere Wagenkollektiv Mollies dem Verwertungsdruck weichen und von seinem Standort in der Rummelsburger Bucht in eine peripherere Lage im Bezirk Marzahn übersiedeln, Cruising-Möglichkeiten wie öffentliche Toiletten fallen der Privatisierung dieser zum Opfer (wie etwa im Preußenpark oder am Charlottenburger Savignyplatz), Clubs an der Neuköllner Sonnenallee, wie die Gießmühle, mussten sich ebenso einen neuen Standort suchen.

Nicht zuletzt und vice versa haben queere Praktiken aber auch selbst zu Verdrängung und Ausschlussprozessen beigetragen. Das Entstehen von queeren Nachbarschaften (sog. *gayborhoods*) war zwar einerseits maßgeblich mit der Entwicklung der Gay Community in eine soziale Bewegung verbunden (Castells 1983: 157), andererseits wurden (vorrangig weiße Mittelschicht-) *gayborhoods* aber auch bald zu Zentren von urba-

nen Aufwertungsprozessen wie Kommerzialisierung, Mietsteigerungen, Gentrifizierung und die dadurch in Bewegung gesetzte Verdrängung (Ghaziani 2014). Auch Oswin (2015: 560) diagnostiziert eine Verquickung von liberalen queeren politischen Strategien mit Formen von Urban Governance und Urban Entrepreneurialism, die mit neoliberalen, rassistischen, nationalistischen und militaristischen Logiken arbeiten. Die Produktion einer dafür verantwortlichen „New Homonormativity“ (Duggan 2002)[2] mobilisiert zudem auch Ausschlussmechanismen, die „unerwünschte“ Identitäten des LGBTQIA+-Spektrums aus den von Marktlogik dominierenden queeren Räumen verdrängen (Bell/Binnie 2004: 1811). Im Nollendorfkiez, der traditionell als Berlins Vorzeige-*gayborhood* gilt, findet man heute zum Beispiel keine lesbischen Bars mehr, und in den Straßencafés versammeln sich zum größten Teil weiße schwule Cis-Männer. Andere queere Identitäten wie nicht-weiße, nicht-binäre und nicht-männlich gelesene Personen sind weder im Straßenbild noch in der lokalen Ökonomie vertreten.

**„Lilith: Nur Bücher von Frauen“
Kantstraße 125, Knesebeckstraße 86**

*Das Audio-Feature zum Frauenbuchladen Lilith
können Sie auf der sub\urban-Webseite anhören.*



Ein wichtiges Anliegen vieler queerer Räume ist, eine geschützte Umgebung bereitzustellen, die eine relative Sicherheit vor Anfeindungen bietet und die Möglichkeit, unterschiedliche Identitäten auszuleben, zulässt. Die Wahrnehmung von Sicherheit ist allerdings individuell und hängt zum Teil von der Produktion und Darstellung von Identität ab (Bondi/Rose 2003: 234) sowie davon, wie ein Raum genutzt und kontrolliert wird (Valentine 1989: 389). Diese Wahrnehmung variiert räumlich und zeitlich: Räume, die bei Tageslicht als sicher gelten, können nach Einbruch der Dunkelheit als unsicher wahrgenommen werden; ein schwuler Treffpunkt kann für die einen Sicherheit und Schutz vor Anfeindungen bedeuten und für andere wiederum genau das Gegenteil. Somit kann abhängig von Herkunft, Sexualität, Klasse, Alter oder Identität derselbe physische Raum vollkommen unterschiedlich wahrgenommen werden (Roestone Collective 2014: 1349).

Ein Safe Space kann somit nie als komplett sicher (*safe*) gelten, weshalb sich die Terminologie zu *Safer Spaces* durchgesetzt hat. Nichtsdestotrotz bleiben Safer Spaces aber auch paradox: Einerseits kultiviert die Termini-

nologie soziale Unterschiede und binäre Denkmuster (sicher/unsicher, inklusiv/exklusiv, privat/öffentlich), andererseits wird die Porosität solcher Dualismen aber auch anerkannt (Roestone Collective 2014; Fast 2018). Die Festlegung von einem räumlichen Dualismus von sicher und unsicher spiegelt maskuline soziale Kontrolle wider, um die Nutzung von verschiedenen Räumen durch Frauen und deren Bewegung durch diese hindurch zu regulieren (Valentine 1989; Bondi/Rose 2003). Das Gefühl von Sicherheit und Unsicherheit ist deshalb ein sehr individuelles und dehnbare. Dementsprechend instabil sind auch die als Safer Spaces produzierten Räume. Nach Jina Fast (2018: 2) sollten sie nicht als statisch oder kontextlos verstanden werden. Es ist wesentlich, die kritische Auseinandersetzung um Safer Spaces zu fördern, da sie als Orte für die Aushandlung von Unterschieden, die Infragestellung von Unterdrückung und die Unterbrechung und Überwindung von Missverständnissen von höchster Bedeutung sind (ebd.).

Diese Publikation wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Technischen Universität Berlin unterstützt.

Endnoten

- [1] Dieser Magazinbeitrag ist Teil des künstlerischen Projekts „Nothing that ever was changes“, ein wachsendes Oral-History-Archiv zu verschwundenen queeren Orten in Berlin von POLIGONAL Büro für Stadtvermittlung (Christian Haid, Lukas Staudinger).
- [2] *New Homonormativity* wird von Duggan als „politics that does not contest dominant heteronormative assumptions and institutions but upholds and sustains them while promising the possibility of a demobilized gay constituency and a privatized, de-politized gay culture anchored in domesticity and consumption“ (2002: 179) definiert.

Autor_innen

Christian Haid ist Stadtsoziologe und Architekt. Seine Forschungsschwerpunkte sind kritische Stadtforschung, queere urbane Praktiken, Informalität und postkoloniale Theorien. c.haid@tu-berlin.de

Lukas Staudinger ist Architekt und Kurator. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Kunst im öffentlichen Raum, Queerness und die Entwicklung disziplinübergreifender Methoden in der Stadtvermittlung, lukas@poligonal.de

Literatur

Bell, David / Binnie, Jon (2004): Authenticating queer space: Citizenship, urbanism and governance. In: *Urban Studies* 41/9, 1807-1820.

Bondi, Liz / Rose, Damaris (2003): Constructing gender, constructing the urban: A review of Anglo-American feminist urban geography. In: *Gender, Place & Culture*. <https://doi.org/10.1080/0966369032000114000>.

Campkin, Ben (2018): London's nocturnal queer geographies. In: *Soundings: A Journal of Politics and Culture*. <https://doi.org/info:doi/10.3898/SOUN.70.06.2018>.

- Castells, Manuel (1983): *The city and the grassroots: A cross-cultural theory of urban social movements*. Berkeley: University of California Press.
- Chauncey, George (2014 [1995]): Privacy could only be had in public. In: Jen Jack Gieseeking / William Mangold / Cindi Katz / Setha Low / Susan Saegert (Hg.), *The people, place, and space reader*. New York: Routledge, 202-206.
- Cvetkovich, Ann (2003): *An archive of feelings: Trauma, sexuality, and lesbian public cultures*. Durham: Duke University Press.
- Derrida, Jacques (1995): *Archive fever: A Freudian impression*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Doderer, Yvonne P. (2011): LGBTQs in the city, queering urban space. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 35/2, 431-436.
- Duggan, Lisa (2002): The new homonormativity: The sexual politics of neoliberalism. In: Russ Castronovo / Dana D. Nelson (Hg.), *Materializing democracy: Toward a revitalized cultural politics*. Durham: Duke University Press, 175-194.
- Fast, Jina (2018): In defense of safe spaces: A phenomenological account. *Atlantis: Critical Studies in Gender, Culture & Social Justice* 39/2, 1-22.
- Ghaziani, Amin (2014): *There goes the gayborhood?* Princeton: Princeton University Press.
- Gieseeking, Jen Jack (2014): On the closing of the last lesbian bar in San Francisco: What the demise of the lex tells us about gentrification. https://www.huffpost.com/entry/on-the-closing-of-the-las_b_6057122 (letzter Zugriff am 12.5.2022).
- Gieseeking, Jen Jack (2020): *A queer New York: Geographies of lesbians, dykes, and queers*. New York: New York University Press.
- Halberstam, Jack (2005): *In a queer time and place: Transgender bodies, subcultural lives*. New York: New York University Press.
- Hartman, Saidiya (2008): Venus in two acts. In: *Small Axe: A Caribbean Journal of Criticism* 12/2, 1-14.
- hooks, bell (1989): Choosing the margin as a space of radical openness. In: *Framework: The Journal of Cinema and Media* 36, 15-23.
- Hwang, Jackelyn / Ding, Lei (2020): Unequal displacement: Gentrification, racial stratification, and residential destinations in Philadelphia. In: *American Journal of Sociology* 126/2, 354-406.
- Oswin, Natalie (2015): World, city, queer. In: *Antipode* 47/3, 557-565.
- Roestone Collective (2014): Safe space: Towards a reconceptualization. In: *Antipode*. <https://doi.org/10.1111/anti.12089>.
- Rumens, Nick (2017): *Queer business: Queering organization sexualities*. London: Routledge.
- Valentine, Gill (1989): The geography of women's fear. In: *Area* 21/4, 385-390.

(Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole

Das intime Queeren von Räumen in Aachen

José Miguel Sánchez-Molero Martínez, Phevos Kallitsis

1. Das Queeren von *ordinary cities*

In den 1970er und 1980er Jahren schien die Großstadt das Hauptziel für LSBTIQ+-Personen zu sein. Das führte zu dem, was Weston (1998) als „the great gay migration“ bezeichnet. Die Literatur über Schwule und Lesben auf dem Land (Kazyak 2011: 561 ff.) und in kleineren Städten und Gemeinden zeigt jedoch, dass homosexuelle Identitäten und Wünsche auch außerhalb der Großstädte verwirklicht und gelebt werden können. Die Arbeiten von Gates (2013), Brown-Saracino (2017), Butterfield (2018) und Stone (2018) heben hervor, dass der Schwerpunkt der queeren Raumforschung in europäischen und nordamerikanischen Ländern zwar auf den Metropolen liegt, die Mehrheit der queeren Bevölkerung jedoch in kleinen und mittelgroßen Städten sowie in ländlichen Gemeinden lebt, die in der Vergangenheit als „unfreundliche“ Umgebungen behandelt wurden.

Die queere Raumerfahrung ist fragmentiert und von Stadt zu Stadt sehr unterschiedlich. Dabei spielt der Maßstab eine wichtige Rolle. Räume haben mehrere Bedeutungen und es gibt unterschiedlichste Arten der Aneignung auch jenseits der einen Funktion, die das Konzept *gayborhood* nahelegt (Ghaziani 2019). In Mittelstädten und ländlichen Gebieten gibt es nach wie vor nur eine begrenzte queere Infrastruktur, aber auch einen Mangel an relevanter Recherche über die LSBTIQ+-Szene. Daraus ergibt sich die Aufforderung, Stadt im Sinne von Robinsons (2006) „ordinary cities“ zu untersuchen, und zwar nicht nur bezogen auf den Globalen Süden, sondern auch durch die von Wu (2016) und Mattson (2020) bei ihren Untersuchungen des LSBTIQ+-Lebens in US-amerikanischen Kleinstädten vorgeschlagene Brille der Stadtsoziologie. Über die Forschung zu *gayborhood* und die *gay villages* hinaus haben Forscher_innen betont, wie ländliche Gemeinschaften Räume schaffen, die temporär (Gray 2009), stim-

mungsvoll (Brown-Saracino 2011) und in vielen Fällen weniger sichtbar sind (Kazyak 2012).

Ein Beispiel solch einer temporären queeren Aneignung städtischer Räume ist das *cruising* oder *cottaging* – die Suche nach sexuellen Kontakten an öffentlichen Orten. Damit nehmen Menschen bestimmte Räume durch sexuelle Praktiken temporär in Besitz (Betsky 1997). Auf diese Weise werden zum Beispiel öffentliche Parks, abgelegene Parkplätze oder öffentliche Toiletten in schwule/queere Räume verwandelt. Diese Praktiken sind (homo-)sexuelle Ausdrucksformen, die eine ungenaue Geschichte zu haben scheinen und schon so lange existieren, wie Männer Sex suchen (vgl. Brown 2008). Diese subkulturellen Praktiken, die als „Institution“ angesehen werden können (ebd.), sind weltweit verbreitet und folgen oft ähnlichen Konstitutionsprozessen und Teilnahme-Normen. Dies geschieht, obwohl andere Möglichkeiten der Kontaktaufnahme existieren, wie beispielsweise eine kommerzielle „queere Szene“, die vielfach mit Eintrittsgeldern und einer besonderen Identität verbunden ist (und bei der es mehr um Aussehen und Etikettierung geht als um den sexuellen Akt, siehe Ashford 2006).

Im deutschen *Cruising*-Jargon ist der Begriff „Klappe“ der wohl bekannteste, mit dem über die Raumproduktionen des *cruisings* geredet wird. Bekannt dafür sind beispielsweise öffentliche Pissoirs in Großstädten wie Berlin oder Hamburg, aber auch im nordrhein-westfälischen Aachen, direkt an der Grenze zu Belgien und den Niederlanden. Während es zur *Cruising*-Historie in anderen Großstädten bereits bekannte Literatur gibt, ist im Falle Aachens die im Text erläuterte Forschung die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit queeren und sexualisierten Räumen.

Aktuell wohnen fast 260.000 Öcher_innen (Bezeichnung für die Einwohner_innen Aachens in der lokalen Mundart Öcher Platt) in der Städteregion Aachen, wobei das geographische Stadtzentrum, offiziell als Aachen Mitte bezeichnet, rund 168.000 Einwohner_innen hat (Stadt Aachen 2021). Somit wird Aachen offiziell als eine „kleinere Großstadt“ bezeichnet (BBSR 2022). Tatsächlich ergibt sich die Größe der Stadt aber hauptsächlich aus den eingemeindeten Siedlungen und Dörfern. Seit den Eingemeindungen der 1970er Jahre hat sich die Fläche Aachens mehr als verdoppelt: 64 Prozent der Städteregion besteht seitdem aus den zuvor umliegenden Gemeinden (Statistisches Bundesamt 1983). Diese Dörfer und Siedlungen erweitern die Stadt Aachen zwar in der Peripherie, haben jedoch nicht zu einer Schaffung weiterer queerer Orte beigetragen. Wie dieser Aufsatz erläutert, liegt die große Mehrheit queerer oder gequeer-

ter Räume vorrangig in Aachen Mitte, also in der historischen (Innen-) Stadt. Ganz anders ist die Situation etwa in der queeren Metropole Köln, die seit Jahrzehnten eine lebhaftere Szene bietet, die in vielen Straßen sowie in ganzen Stadtteilen sichtbar ist.

Dennoch ließen sich in Aachen in den vergangenen 50 Jahren immer wieder Spuren queerer Praktiken und Räume finden. Diese wurden im Forschungsprojekt „QUEERINGAACHEN“ dokumentiert, kartiert und analysiert. Im Folgenden wird die Entwicklung dieser queeren „Raumproduktionen“ (Schuster 2010: 52) in Aachen analysiert und im Kontext der internationalen Literatur diskutiert.

1.1. Das Forschungsprojekt „QUEERINGAACHEN“

Dieser Artikel basiert auf der empirischen Datenerhebung des Forschungsprojekts „QUEERINGAACHEN“ (Sánchez-Molero 2020a), das mit einem *Mixed-Methods-Ansatz* gearbeitet hat, und zwar hauptsächlich mit einer multimedialen Archivrecherche und mit Interviews mit Zeitzeug_innen unterschiedlicher Generationen. Bei der Arbeit in den Archiven queerer, regionaler und nationaler Institutionen sowie auf digitalen Plattformen wurden vor allem zwei Arten von Quellen untersucht, die zur quantitativen Datenerfassung beigetragen haben:

- schwule Stadtführer, Presse, Kalender, Webseiten und sonstige Publikationen zur oder von der queeren Szene in Aachen,
- Poster, Flyer und Fotografien – sowohl Dokumentationen historischer Primärquellen, Originale als auch gescanntes Bildmaterial.

Ein wichtiger Bestandteil der digitalen Recherche waren die Websites queerer Räume (etwa einschlägiger Bars und Kinos) soziale Netzwerke und Dating-Apps (über die Aktivitäten bestimmter Gruppen und auch Räume nachverfolgbar sind) sowie Web-Archive. Letztere beinhalten digitale Aufnahmen inaktiver Websites und ermöglichen so den Zugriff auf Material und Daten, die ansonsten nicht mehr zugänglich sind. Die Recherche ergab viele Informationen zu versteckten und vergessenen Räumen und Praktiken, unter anderem in Form von Adressen, Zeitangaben, Netzwerken und so weiter. Aus der Datenerhebung entstand eine Kartierung von fast 90 Räumen aus den letzten 50 Jahren (1970–2020). Diese Zahl verdeutlicht die Relevanz einer solchen Forschung zur Sichtbarmachung queerer Geschichte nicht nur in öffentlich bekannten queeren Metropolen, sondern auch in kleineren Großstädten.

Dieses Mapping wurde verglichen mit und ergänzt durch Aussagen von Zeitzeug_innen. Nach ersten Kartierungen begann die Durchführung der Interviews. Beide Methoden wurden in einem iterativen Prozess miteinander kombiniert, um Informationen so präzise wie möglich verfolgen und überprüfen zu können. Die meisten der 14 narrativen Interviews wurden mit cis-männlichen schwulen/queeren Zeitzeugen durchgeführt. Diese konnten jeweils über ein oder mehrere Jahrzehnte berichten – von den 1960er bis in die 2010er Jahre (siehe Tabelle 1). Das Jahrzehnt in der Tabelle gibt jeweils an, ab wann die Zeitzeug_innen Teil der Aachener queeren Szene waren. Nur einige Interviewpartner_innen kommen aus Aachen, die meisten zogen zu Studienzwecken dorthin. Die Auswahl der Interviewten erfolgte nach dem Schneeballverfahren. Insbesondere Bekanntschaften innerhalb der queeren Szene haben dabei einen Zugang zu weiteren Kontakten ermöglicht. Ein Kriterium für die Auswahl der Zeitzeug_innen waren (neben dem Alter und dem damit verbundenen Wissen), möglichst diverse Rollen der interviewten Person bei der queeren Raumproduktion: Unterschieden wurden dabei die Rollen der „Gründer_innen“ von Räumlichkeiten, der „Hilfskräfte“ in bestehenden Räumen und der „Gäste“ selbiger Räume. Mit dem Ziel, aus allen drei Gruppen Perspektiven zu gewinnen, wurde dann „rekrutiert“.

Die Kartierung zeigt schon für die 1960er Jahre erste Anzeichen einer Existenz von Klappen in öffentlichen Räumen. Die digitale Kartierung ist noch immer im Internet abrufbar (Sánchez-Molero 2020b). Das erworbene Wissen soll so mit der Öffentlichkeit geteilt werden. Im Juli 2022 hatte die Website über 14.000 Aufrufe.

1960er bis 1970er Jahre	1980er Jahre	1990er Jahre	2000er Jahre	2010er Jahre
Detlef: gebürtiger Öcher, Aktivist und Stammgast mehrerer Lokale	Bernd: Mitgründer eines queeren Vereins; private Sammlung zu queeren Inhalten	Pascal: gebürtiger Öcher, Stammgast mehrerer Lokale	Tim: Mitgründer einer Partyreihe und Gast vieler Lokale und Veranstaltungen	Kim: Hilfskraft und Vorstands-Mitglied eines Vereins
Richard: Gast bei mehreren Vereinen	Wilfried: Mitgründer eines queeren Vereins; Gründer einer ehemaligen Bar	Michael: Mitgründer einer Partyreihe und Gast vieler Lokale und Veranstaltungen	Sebastian: Hilfskraft und Vorstands-Mitglied eines Vereins	Ahmad: Gast mehrerer Lokale und Veranstaltungen
Hans: Aktivist und Mitgründer von Vereinen	Karl: Mitarbeiter einer NGO / Hilfskraft bei mehreren Vereinen		David: Hilfskraft bei einem Lokal	Omar: Gast mehrerer Lokale und Veranstaltungen

Tab. 1 Beschreibung der Interviewpartner_innen (mit Pseudonymen)

(Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole

Im Folgenden wird die Klappen-Kultur in Aachen in drei Phasen unterteilt, um die unterschiedlichen Praktiken, Dynamiken und Trends innerhalb der vergangenen 50 Jahre näher zu beschreiben:

- 1960er und 1970er Jahre: Klappen als „erstes“ Queeren von Räumen
- 1980er und 1990er Jahre: Popularisierung und Diversifizierung der Klappenkultur
- 2000er und 2010er Jahre: Digitalisierung der Klappen-Kultur(?)

2. 1960er und 1970er: Klappen als „erstes“ Queeren von Räumen

„Man hört davon, man weiß es einfach.“

(Detlef, Zeitzeuge der 1970er Jahre)

Die ersten queeren Raumproduktionen, die Ende der 1960er in Aachen dokumentiert wurden, waren eine Bar in der Reihstraße und eine Klappe am Hauptbahnhof. Sie erschienen im „eos-guide“ von 1968 auf einer Liste von Räumen auf der ganzen Welt, die von schwulen Nutzern für schwule Nutzer produziert wurden. Beide Räume entstanden aus dem Bedürfnis nach dem Ausleben der (Homo-)Sexualität ihrer Nutzer und waren oftmals die erste und einzige Möglichkeit hierfür. Das Leben *in the closet* war für viele Realität. Das heißt, sie mussten ihre Identität, ihre Beziehungen und ihr Begehren verstecken. Durch die ständig präsente Angst, von Familienmitgliedern, Bekannten oder Arbeitgebenden als schwul erkannt zu werden, entstanden diese Räume unbemerkt von der Breite der Gesellschaft, waren aber dennoch auffindbar für Eingeweihte, die genau danach suchten. So machten beispielsweise Bar-Betreiber_innen die Präsenz ihrer Lokale im Straßenraum unauffällig, indem sie ihre Fenster hinter Holzpaneele versteckten oder Gucklöcher in den von außen versperrten Eingangstüren installierten – sie wollten nicht, dass ihre Kneipen von außen als solche erkannt werden können, erst recht nicht als *queere* Kneipen. Andererseits sind Aachener Klappen an bereits vorhandenen öffentlichen Räumen entstanden – etwa in dunklen Ecken, Hinterhöfen oder öffentlichen Toiletten –, die zwar leicht zugänglich waren, deren Nutzung jedoch für heteronormative Blicke nicht offensichtlich war. Anders als etwa Bars oder Diskotheken entstanden Klappen spontan, informell und inoffiziell. Sie waren unter ihren Nutzern bekannt; diese erfuhren meist in privaten Gesprächen davon, „man hört es“, wie

Detlef (Zeitzeuge der 1970er Jahre) es formuliert. Mundpropaganda war also eine Möglichkeit, der heteronormativen sozialen Kontrolle zu entkommen und Räume für intime, spontane Aktivitäten zu finden. Die Räume bedurften keiner Vorbereitung zu ihrer Konstitution, diese erfolgte durch die Nutzung selbst – „nachts geht man da nicht zum Pinkeln hin“ (Detlef). Dies erschwert das nachträgliche Dokumentieren und Datieren von Klappen erheblich. Low (1995) bezeichnet dies als „hidden gay time and space“ („versteckte schwule Zeit und Raum“). Viele Nutzer hatten oft mehr Angst vor einer „Entdeckung“ als vor dem „Risiko, Fremde im Dunkeln zu treffen“ – „wie sonst hätte man andere Männer für sexuelle Beziehungen getroffen?“, fragt Hans (Zeitzeuge der 1970er Jahre). Die Literatur über englische Städte (Church et al. 1993) unterscheidet bei diesem Bedarf an entsprechenden Räumen und der hohen Beliebtheit von *cruising* drei Faktoren: sexuelles Vergnügen, Aufregung und Anonymität.

Klassische Standorte für Aachener Klappen seit den 1960er bis in die 1980er Jahre waren meist öffentliche Toiletten und Pissoirs an der Straße. „Genauso wichtig“ wie die Toilettenkabinen und Innenräume seien die Eingänge gewesen, aber auch die umgebenden Gebüsche, Grünanlagen und Gassen, so Richard (Zeitzeuge der 1970er Jahre). Dort hätten Besucher potenzielle Interessenten zuerst gesehen und mit Blicken Kontakt aufgenommen. Nutzer aus den 1970er Jahren berichten, dass unter der Woche nachts nur wenige Menschen auf der Straße unterwegs waren – wegen der Sperrstunde vieler Bars um 1 Uhr morgens und der geringen Straßenbeleuchtung (Richard). In der dunklen Atmosphäre – „nicht schön und unangenehm“ (Richard) wanderten die Besucher durch die ihnen bekannten Klappen, um Kontakte zu finden, sich für später oder an einem anderen Ort zu verabreden oder direkt einen Treffpunkt für Geschlechtsverkehr zu vereinbaren. Ob in gebauten Räumlichkeiten oder hinter einem Gebüsch: Diese Klappen und *cruising spots* waren leicht zugänglich, aufgrund ihres öffentlichen Charakters jederzeit erreichbar und vor allem nachts besonders leer. Ihre ursprüngliche Funktion blieb nachts meist ungenutzt, so konnten diese Orte frei zu Räumen für sexuelle Aktivitäten umfunktioniert werden. *Cruising* hat nach Low (1995) eine zeitliche und eine räumliche Dimension: die Nutzungszeit werde angepasst, um anstatt der Schaffung neuer Räume neue Zeitrahmen zu finden, da die nächtliche Nutzung sicherer ist.

Nutzer „entsprachen einem konkreten Profil: Meistens junge Männer, die Sex mit anderen Männern suchten“ (Richard). Die Forschung ergab keine Hinweise auf *cruising* von Trans*-Menschen: In den Interviews und Literaturquellen ist ausschließlich die Rede von Cisgender-Männern. In

der Literatur beschreibt die Klassifizierung MSM Männer, die sexuelle Praktiken mit anderen Männern ausüben – unabhängig davon, ob sie sich als homosexuell, bisexuell oder queer identifizieren und ob sie überhaupt geoutet sind (vgl. Joseph 2005). Für manche dieser Männer spielt die Existenz schwuler Bars und anderer sozialer Treffpunkte keine große Rolle, da sie ohnehin alternative Möglichkeiten suchen, ihre Sexualität inkognito auszuleben (vgl. Ashford 2006). Viele dieser Männer suchen sexuelle Kontakte, die schnell (wegen begrenzter zeitlicher Ressourcen), kostengünstig und unpersönlich stattfinden, um ihre Anonymität zu wahren (Humphreys 1970: 115). Dies sind genau die Eigenschaften, die Klappen- oder *Cruising*-Areale bieten. Laut den Interviews war die offene Homophobie in der Aachener Gesellschaft der 1970er so groß, dass viele Männer ihre Sexualität nur in versteckten Kontexten ausleben konnten. Einige lebten sogar in heteronormativen Familienstrukturen „mit Frau und Kind“ (so Sebastian, Zeitzeuge der 2000er Jahre).

Historisch wurde queere Intimität als etwas Abweichendes und Abscheuliches konstruiert (ähnlich dem Konzept des „deviant and abject“, Kristeva 1982). Dabei spielen gesellschaftliche Normen in Bezug zur aufgezwungenen Heteronormativität im öffentlichen Raum die Rolle des Foucault'schen Panoptikums (Kuhar 2011). Soziale Kontrolle manifestierte sich auf verschiedene Weisen: durch sozial regulierende Prozesse wie subtile Blicke, Bemerkungen und Ausgrenzung oder durch Kriminalisierung und systematische Diskriminierung in der Gesetzgebung bis hin zu physischen homophoben Attacken und der Brutalität einzelner Individuen, aber sogar staatlicher Organe wie der Polizei. Die bloße Angst, zum Opfer zu werden, war eine ständige Bedrohung, die den Alltag queerer Menschen jahrhundertlang prägte. Auch heutzutage ist diese Gefahr für Millionen von Menschen weltweit noch immer Realität, auch in Deutschland und in anderen EU-Staaten (siehe FRA 2022: 56 ff.).

In Aachen reden Zeitzeugen über Gewalt in Form isolierter Angriffe von Mitbürger_innen, Polizeirazzien in Bars und Klappen oder dem allgegenwärtigen Risiko, zwangsweise geoutet zu werden. Ein solcher Verlust der Anonymität hätte in einer überschaubaren Stadt wie Aachen höchstwahrscheinlich weitreichender soziale Folgen gehabt als in Großstädten – etwa eine Ablehnung durch die eigene Familie, durch Freund_innen oder Arbeitgebende. So hing über dem *cruising* immer das Damoklesschwert von Gewalt, Verhaftung oder Outing. „In the closet“ zu sein war damals für die meisten die einzige Option (Brown 2000: 77). Dies steht in krasssem Kontrast zur heutigen Situation junger, queerer Menschen, die in deut-

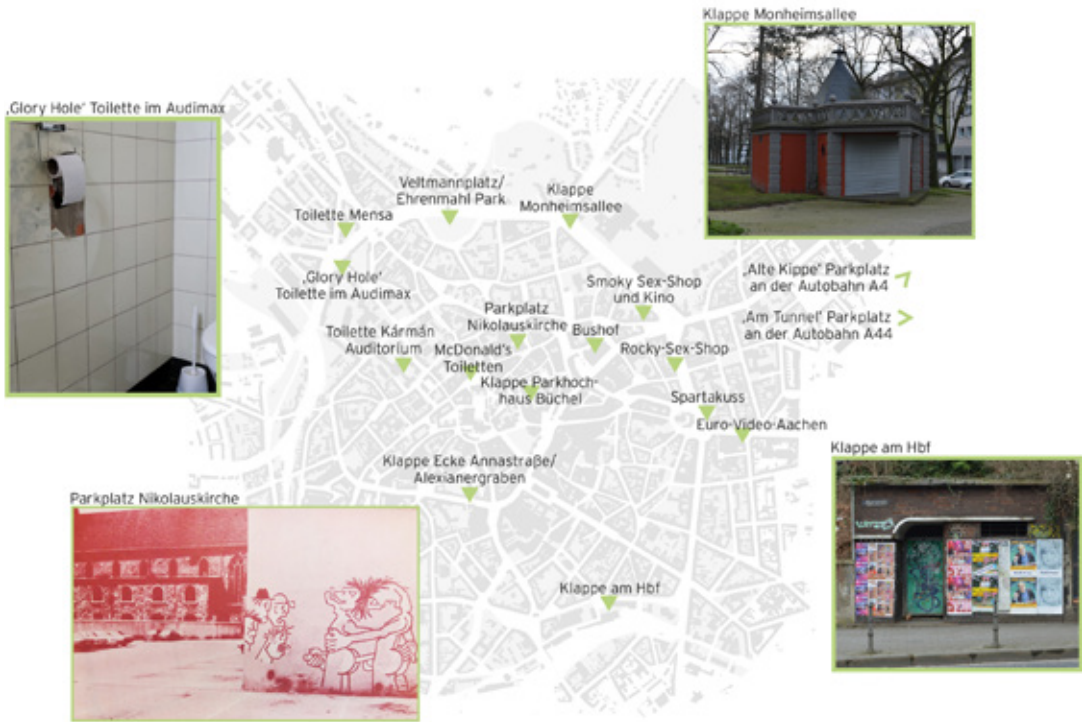


Abb. 1 Kartierung der Klappen und Cruising-Areale in Aachen, 1970-2020 (eigene Darstellung von QUEERINGAACHEN, mit eigenen Fotografien und historischem Foto der Wandmalerei aus dem „Rosa Kalender“, Aachener Printenschwestern 1981)

schen Städten häufig an öffentlichen Veranstaltungen wie dem CSD oder an queeren Parties teilnehmen.

Ein Beispiel für die damalige öffentliche Ablehnung queerer Ausdrucksformen ist die Wandmalerei mit einem schwulen Liebespaar an einer Außenwand des Cafés „Kittel“ in der Aachener Innenstadt. Der Aachener Künstler Klaus Paier malte das Bild Ende der 1970er Jahre als eines seiner zahlreichen demonstrativen Werke über soziale Ungleichheit. Viele Öcher_innen, darunter der damalige Oberbürgermeister Kurt Malangré lehnten es ab (vgl. Hautermans 2017). Entfernt wurde die Wandmalerei jedoch nicht und seit 2016 steht sie unter Denkmalschutz. Paier markierte die Umgebung mancher Klappen mit Graffiti, die häufig sehr explizite Analsex-Szenen zeigen (zum Beispiel auf dem Parkplatz an der St.-Michael-Kirche, siehe Abbildung 1).

3. 1980er und 1990er Jahre:

Popularisierung und Diversifizierung der Klappenkultur

Die 1980er und 1990er Jahre waren in der queeren Szene Aachens von einer zunehmenden Zahl queerer Raumproduktionen geprägt – sowohl in In-

(Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole

nenräumen als auch in der Öffentlichkeit. Es entstanden Netzwerke von Bars, Vereinen und Aktivitäten, kleine *hubs* mit sozialen Zentren. Vereine sammelten Spenden und boten Aufklärung für HIV-Infizierte. Durch die Schaffung dieser Räume entwickelte sich eine neue Dynamik. Sie wurden immer weniger tabuisiert und verheimlicht; sie waren sowohl offensichtlich wahrnehmbar als auch einfacher erreichbar und wurden zudem öffentlich beworben.

Gleichzeitig war die Existenz der Klappen bedroht: Unseren Quellen zufolge wurden im Laufe der 1980er Jahre immer mehr städtische öffentliche Toiletten geschlossen. Als Reaktion darauf entstanden neue, informelle Klappen. Diese brachten wiederum weitere kreative, improvisierte räumliche Ansätze hervor. So entstanden zum Teil neue *Cruising*-Areale an Orten, die sich an vorherigen Klappen orientierten, etwa Toiletten an Verkehrsknotenpunkten (Bahnhöfe, Busbahnhöfe, Autobahnraststätten – beispielsweise die Klappe am Hauptbahnhof, siehe Abbildung 1), aber auch bewaldete, öffentliche Parks mit dunklen, versteckten und geschützten Ecken (etwa die Klappe an der Monheimsallee, siehe Abbildung 1).

Auch andere räumliche Kontexte wurden neu sexualisiert, wie etwa die Innenräume verschiedener Gebäude:

- Toiletten in einem bekannten Fast-Food-Restaurant am Marktplatz im Herzen der Innenstadt,
- öffentliche Duschen in bestimmten Schwimmhallen sowie öffentliche Saunen waren laut mehreren schwulen Stadtführern zu bestimmten Uhrzeiten sehr beliebt als *cruising spots*,
- Herrentoiletten in Hochschulgebäuden (etwa in einem Hörsaalgebäude oder im Keller der Mensa). Letztere Klappe war seit der Installation eines Kondomautomaten besonders beliebt bei Studenten. Zwischen zwei Toilettenkabinen entstanden „faust-große Löcher“, so Hans, Zeitzeuge der 1970er Jahre, sogenannte *glory holes*.

Die bisher genannten Räume wurden aktiv und sozial konstruiert, indem dem gebauten Bestand eine neue Funktion und Nutzung zugewiesen wurde. Die Teilnahme am *cruising* war meist spontan, je nach Lust und Interesse. Sie war zudem, wie bereits erwähnt, stets zeitlich begrenzt. Die neuen Klappen an öffentlich zugänglichen Gebäuden wurden eher durch Studenten sexualisiert. Dies geschah nicht in einem organisierten Modus, sondern meist durch Mundpropaganda. In der Herrentoilette des Mensakellers sei die Präsenz des Hausmeisters manchmal ein Hindernis

gewesen. Das habe aber der Beliebtheit der Klappe nicht geschadet, so Bernd (Zeitzeuge der 1980er Jahre).

Ende der 1990er Jahre entstand eine weitere Art des *cruisings*, bei der zum ersten Mal die geplante Funktion der Räumlichkeit und ihre tatsächliche Nutzung durch Besucher übereinstimmten: Pornokinos oder Videoläden, die ein abwechslungsreiches Programm an schwulen bis heterosexuellen Pornofilmen zeigten – aber auch für *cruising* bekannt waren und dafür sogar feste Uhrzeiten oder Events organisierten. Die Top-down-Dynamik dieser Praktiken erzeugte feste, definierte Zeitrahmen (auch tagsüber) für Geschlechtsverkehr und schaffte so einen zuvor erforderlichen Zwischenschritt ab: die aktive, individuelle Suche nach Menschen an verschiedenen Standorten. An diesem Punkt stellt sich die Frage, ob diese Aktivitäten in Sexkinos – im Gegensatz zu den unerlaubten und unorganisierten Klappen an öffentlichen Räumen – überhaupt noch als *cruising* zu bezeichnen sind. Schließlich wurden diese Lokale explizit dafür entwickelt, solche Praktiken zu ermöglichen. Brown (2008) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen Räumen, in denen sexuelle Treffen organisiert werden und Räumen, die erst durch sexuelle Praktiken entstehen. Das Angebot der Sexkinos verkörpert außerdem die ersten und einzigen kommerziell geplanten Klappen, deren Betreiber von finanziellen Gewinnen profitieren konnten. Anders als zahlreiche Kölner Lokale, die *Cruising*-Treffpunkte sind oder wo entsprechende Veranstaltungen stattfinden, wurde diese Szene in Aachen kaum über einen gewissen Kreis von Teilnehmern hinaus bekannt: „In Aachen gab’s nie eine schwule Sauna“, so Wilfried (Zeitzeuge der 1980er Jahre). Dies hat oft dazu geführt, dass viele queere Öcher_innen nach Köln gefahren sind, wo es nach weniger als einer Stunde Bahnfahrt „erheblich mehr Vielfalt an Angeboten und mehr Anonymität“ gab (Wilfried) und wo eine lebendigere Szene existierte (Pascal, Zeitzeuge der 1990er Jahre). Diese Position Aachens im Schatten der nahe gelegenen Metropole Köln verhinderte jedoch die Ausbreitung der Klappen-Kultur in der kleineren Stadt nicht. Trotz der Konkurrenz mit der Großstadt ist ein verteiltes Netz an Klappen in der Aachener Innenstadt zu erkennen, das sich über die Jahre entwickelt hat (siehe Abbildung 1).

Eine Analyse der Lage dieser Räume zeigt, dass fast alle innerhalb der alten Stadtmauer oder an Hauptverkehrsstraßen liegen; nur wenige sind etwas weiter entfernt, etwa an der A4 oder an der A44 außerhalb der Stadt (wo man am meisten Anonymität finden kann). Diese umfassenden Räumlichkeiten waren zwar zeitlich begrenzt (für die Nacht bestimmt), wurden aber nicht verheimlicht. Sie waren je nach Bedarf erreichbar

für Menschen, die den entsprechenden Ort kannten – entweder durch Kontakte oder über schwule Stadtführer. Dieses Netz an Klappen bot die Möglichkeit, in derselben Nacht an unterschiedlichen Orten anonymen oder geplanten Geschlechtsverkehr zu haben. Einige Zeitzeugen reden von „Wanderungen“ durch die persönlich bekannten Klappen.

Ehemalige Nutzer von Klappen erklären, dass diese Interaktionen trotz ihrer Beliebtheit durch den Ausbruch von HIV/AIDS teilweise unterbrochen wurden. Im Laufe der Jahre entstanden ein „großer Schock“ und „Terror“, so Karl (Zeitzeuge der 1980er Jahre) dadurch, dass damals, vor der Erfindung geeigneter Medikamente, so viele HIV-Infizierte starben. Dies bewirkte eine Solidarität innerhalb der queeren Szene und führte zur Konstitution vieler weiterer queerer Räume (Marnelakis 2014), auch in Aachen. Zu diesen Räumen zählt auch die 1992 eröffnete Arztpraxis von Dr. Heribert Knechten, die als erste in der Stadt (und als eine der ersten bundesweit), Angebote, Aufklärung und Betreuung explizit für HIV-Infizierte schaffte.

Das Ende der 1990er Jahre war ein Höhepunkt der Schaffung queerer Räume unterschiedlichster Art. Durch mehrere Bars und regelmäßige Partys, zahlreiche Vereine und Initiativen sowie Hotspots (wie beispielsweise der Promenadenstraße in der Innenstadt) wurde die queere Szene der Stadt spürbar. Die Jahrtausendwende brachte viel Aufklärung, Sichtbarkeit und Kreativität in die Szene sowie eine erweiterte Diversifizierung der Klappen-Landschaft. Die *Cruising*-Kultur entwickelte sich damals aufgrund des Verhaltens der Nutzer und dem dadurch entstandenen Neuangebot an Räumlichkeiten weiter. Diese Entwicklungen brachten eine immer besser koordinierte Organisation und Institutionalisierung dieser Praktiken mit sich, die bereits auf neue Prozesse im digitalen Zeitalter hindeuteten.

4. 2000er und 2010er Jahre: Digitalisierung der Klappen-Kultur(?)

In der Klappen- und *Cruising*-Landschaft der 2010er Jahre lässt sich eine Tendenz erkennen: Je jünger die Interviewpartner, desto weniger Informationen und Erfahrungen über Klappen konnten sie teilen: Die würden „immer weniger benutzt“ oder sie selbst hätten „nur davon gehört“ (Kim, Zeitzeugin der 2010er Jahre). Die wenigen Dokumentationen und Kartierungen dieser Räume wurden durch Eindrücke aus der Schwulen-Community ergänzt. Diese weisen auf ein langsames, aber stetiges Verschwinden der Klappen hin: „Ähnlich wie bei anderen Städten geht die Klappenkultur in Aachen verloren“, so Michael (Zeitzeuge der 1990er Jahre). Heute gäbe es übrig gebliebene „öffentliche Cruising-Orte an Autobahn-

Raststätten“ (Michael), aber allgemein glaubten viele „nicht, dass da noch viel passiert“, so David (Zeitzeuge der 2000er Jahre) und fragten sich, ob Klappen heute „überhaupt noch relevant“ seien, wie Omar (Zeitzeuge der 2010er Jahre). Wie entsteht also sexuelle (anonyme) Intimität heute? Werden die Klappen durch geplante private Treffen ersetzt?

Seit der Verbreitung des Internets sind LSBTIQ+-Communitys bei der Nutzung digitaler Technologien zu Vorreiterinnen geworden bei der Schaffung alternativer Arten von Kontakten, die zu einem umfassenderen Verständnis (virtueller) Intimität führen. Dies unterstreicht die kreative und widerstandsfähige Art, in der queere Menschen soziale Welten aufbauen: Sie nutzen häufig Räume und Technologien auf eine Weise, für die diese ursprünglich nicht vorgesehen waren (McGlotten 2014). Internet-Plattformen wie soziale Netzwerke sehen sie als Quelle für die Interessen sexueller Minderheiten an, die unendlich viele Fetische und Fixierungen enthalten (DiMarco 2003). Queere Nutzer_innen können digitale Technologien zur Erkundung ihrer sexuellen Identitäten und Fantasien nutzen (Ashford 2006). Dies zeigen globale, aber auch deutsche schwule Dating-Apps wie *Grindr* oder *Planet Romeo*, die auch in Aachen beliebt sind. Sie bieten eine Plattform, um Informationen über bestimmte Orte zu erfragen (zum Beispiel BDSM-Gruppen innerhalb privater Gruppen in Dating-Apps) oder um private Kontakte zu knüpfen. In Aachen – wie auch in anderen Städten, Ländern oder Kontinenten – werden sie so zu wichtigen Instrumenten für den Austausch von Details über erwünschte Rituale und Verhaltensregeln (Salehin/Vitis 2020).

Tziallas (2015) und Roth (2014) beobachten den Wandel der globalen Dating-Szene für MSM seit der Verbreitung von Dating-Apps mit ihren Technologien der Geo-Lokalisierung. Diese schaffen ein gamifiziertes erotisches Terrain mit einem ständigen Wechselspiel zwischen virtueller und physischer Erfahrung. Darüber hinaus stellt Miles (2017) eine Reihe hybrider Erfahrungen von Sexualität in den Vordergrund, die über die LSBTIQ+-Subjekte hinausgehen. Die neuen Arten von *cruising* oder *hooking-up*, organisiert über Apps, beschreiben mehrere Öcher_innen als praktisch und effektiv, so auch von David (Zeitzeuge der 2000er Jahre). Mit Fragen wie „Worauf stehst Du so?“ könne man online rasch ins explizite Gespräch kommen und mögliche Treffen planen.

Bei Stadtrundgängen, die seit 2020 im Rahmen von „QUEERINGAACHEN“ angeboten werden, wurde von der Entstehung eines *glory holes* berichtet, das Studenten nach Absprache in sozialen Medien in einem Hochschulgebäude umgesetzt haben (in einer Toilette nahe des Audimax;

das Loch ist hinter der Toilettenpapierrolle versteckt, siehe Abbildung 1). Dies zeigt neue Formen der Interaktion zwischen virtueller und physischer Kontaktaufnahme sowie Praktiken, bei denen der physische Raum seine zentrale Relevanz weiterhin behält (Hubbard 2018).

Trotz einer Vereinfachung der Prozesse durch den Online-Austausch sehen sich Nutzer_innen und Forscher_innen bei der Verlegung des *cruising* auf eine virtuelle Ebene mit Fragen und Schwierigkeiten konfrontiert:

- „Eigentlich sollten Orte wie Planet Romeo auch safe spaces sein“, meint etwa Richard (Zeitzeuge der 1970er Jahre), doch seien es „nicht die sozial gesündesten Orte“ im Hinblick auf Diskriminierungen wie Rassismus und Transphobie, wie Ahmad (Zeitzeug_in der 2010er Jahre) sagt.
- *Cruising spots* definieren das *Hier und Jetzt* im Gegensatz zu Online-Interaktionen, die zusätzlich ausgehandelt werden müssen (vgl. Kallitsis 2018). Die Bedeutung des physischen Treffens ist für *cruising* zentral. Sowohl digitale Verabredungen als auch *cybersex/camsex* gehen von einem Zugang zu privaten Räumlichkeiten aus (ebd.), der sich in Fragen wie „Kannst Du hosten?“ oder „Wohnst Du alleine?“ ausdrückt.
- Apps entfernen sexuelle Lust von öffentlichen Räumen Aachens. Bei älteren Zeitzeugen herrscht die Angst vor, dass auch physische queere Räume darunter leiden könnten, wenn die Szene im Raum langsam verschwindet.

Auf diese Weise werden Dating-Apps häufig verantwortlich gemacht für das rückläufige LSBTIQ+-Leben in der Stadt (vgl. Renninger 2019), ohne dass andere urbane Veränderungen in der Stadt berücksichtigt werden. Während die Empirie den Niedergang queerer Räume bestätigt, bleibt die Frage nach anderen städtischen Faktoren, die es zu erforschen gilt (z. B. Gentrifizierung, Verdrängung, Leerstand), offen. Es stellt sich auch die Frage, ob die digitalen Medien das LSBTIQ+-Leben demontieren (wie die älteren interviewten Zeitzeugen meinen) oder einen alternativen Raum für Sozialisierung und Gemeinschaftsbildung bieten (wie Renninger 2019 argumentiert). Weitere Aspekte, die den Betrieb queerer Lokale immer schwieriger machen und so zum langsamen Verschwinden einer queeren Szene beitragen, gilt es in diesem Kontext tiefer gehend zu recherchieren.

Tatsache ist, dass in den letzten Jahren viele queere Räume in Aachen geschlossen wurden. Von fast 40 Räumen 2004 waren 2019 nur noch knapp über die Hälfte übrig. Von diesen wurden seitdem wiederum knapp zehn entweder geschlossen oder wegen Covid-19 vorübergehend in digi-

tale Räume verlagert. Seit 2011 gibt es in Aachen gar keine (explizit) queeren Bars mehr. Die Szene besteht hauptsächlich aus institutionalisierten Räumen und geplanten Aktivitäten wie Vereinen und Jugendtreffs. Auch diese nutzen Online-Plattformen und soziale Netzwerke sehr aktiv.

Virtuelle Räume koexistieren also mit physischen Räumen und Praktiken und ersetzen diese teilweise, wobei soziale Netzwerke eine weitere Kontaktebene bieten: „Queerer Lifestyle findet heute auf Social Media und in Apps statt“, so Tim (Zeitzeuge der 2000er Jahre), aber sie „sollten nicht die einzigen queeren Räume in Aachen werden“, wie Kim (Zeitzeugin der 2010er Jahre) ergänzt. Viele queere junge Erwachsene in Aachen bevorzugen digitale Plattformen, um *hook-ups* zu organisieren. Dies wird auch in der aktuellen Literatur thematisiert (Koch/Miles 2021). Sie favorisieren virtuelle Räume gegenüber dem direkten persönlichen Kontakt an den Klappen-Eingängen wie in den 1970er Jahren.

5. Fazit, Reflexion und Ausblick

Die Archivrecherchen und Interviews heben die queeren Räume und die Widerstandsfähigkeit queerer Aktivitäten in Aachen hervor. Sie werfen zugleich die Frage auf, wie sich diese Veränderungen intimer Raumproduktionen zu globalen und lokalen Trends verhalten. Die Politik der Akzeptanz bietet LGBTQ+-Personen einerseits die Möglichkeit, das Leben jenseits von *gayborhoods* zu erkunden (Ghaziani 2014). Gleichzeitig gibt es eine Tendenz zur Normalisierung queerer Räume, wie Browne und Bakshi (2013) sie am Beispiel homonormativer Räume in Brighton beobachten, während unterschiedliche Subkulturen auf der Suche nach eigenen Ausdrucksräumen sind. Sogar in Brighton, – der „schwulen Hauptstadt“ des Vereinigten Königreichs – lässt sich Homonormativität in Form von Ausgrenzung „anderer“ finden, die nicht erwarteten Verhaltensweisen entsprechen (Duggan 2002: 179). Es ist daher nicht überraschend, dass Aachen und andere kleinere Städte auch digitale Räume brauchen, um die Existenz nicht-normativer sexueller Aktivitäten und Subkulturen zu ermöglichen. Der Verlust von Ausdrucksräumen – in diesem Fall als Ausdruck sexuellen Begehrens – wird von den Zeitzeugen angesprochen. Er steht in Verbindung mit der Illusion eines allgemeinen Mangels an Aktivität in der Stadt, da nicht-normierte queere Ereignisse, so scheint es, hauptsächlich digital kommuniziert und nicht physisch registriert werden.

Die Schließung öffentlicher Toiletten, der Szenemangel in der Stadt, das Verschwinden von *Cruising*-Spuren, die Nähe zu Metropolen wie Köln, ein Wandel der Prioritäten im Laufe der letzten Jahrzehnte, schnellere und ein-

fachere Praktiken im Virtuellen – all das sind Gründe, weshalb die Präsenz von Klappen in Aachen immer geringer ist. Diese werden „nicht von alleine kreiert“ und „wenn irgendwo was fehlt, dann sollte man es doch selber machen“, sagen manche queere Öcher wie beispielsweise Wilfried (Zeitzeuge der 1980er Jahre). Dieses Prinzip prägt die Schaffung queerer Räume in Aachen, besonders der von Klappen: „Schwule machen Räume für Schwule“, so Detlef (Zeitzeuge der 1970er Jahre), die auf der Suche nach einem intimen Interaktionsritual sind. Es sind „Räume, die sich die Schwulen selbst angeeignet haben“ (Detlef), trotz Risiken und einem potenziellen *backlash*.

Diese innovativen und resilienten Aspekte sollten in der Forschung über Klappen nichtsdestotrotz unter zwei Aspekten kritisch analysiert werden: Im Rahmen von „QUEERING AACHEN“ wurden in Aachen in den vergangenen 50 Jahren insgesamt 13 Klappen und *Cruising*-Areale identifiziert – wobei vermutet werden kann, dass weitere dieser informell entstandenen Räume niemals dokumentiert wurden. Klappen- und *Cruising*-Praktiken – von klassischen Toiletten über diversifizierte urbane Kontexte bis hin zu virtuellen – werden *ständig neu erfunden*.

Neben diesem disruptiven Charakter sollte angemerkt werden, dass Klappen-Nutzer trotz der Bezeichnung MSM – die auf ein Spektrum sexueller Orientierungen hinweist – eine gewisse Homonormativität verkörpern und reproduzieren. Erkannt wurde im Laufe der Interviews, dass Klappen nur für bestimmte Nutzer zugänglich sind: Neben physischen Hindernissen in Topografie und Bebauung (die Räume sind nicht barrierefrei und somit nur für *able-bodied* Menschen gedacht) war im Gespräch mit Zeitzeugen nur von cis-männlichen Nutzern die Rede. Hier lässt sich eine Normativität erkennen, die sich auch bei weiteren queeren Raumproduktionen in Form von Privilegien für homonormative cis-männliche Identitäten zeigt: Von 90 kartierten Räumen aus den vergangenen 50 Jahren wurde nur einer explizit für Trans*-Personen geschaffen. Von 15 queeren Bars wurde nur eine explizit für Lesben bzw. queere Frauen eröffnet. Eine ähnliche Homonormativität wird auch in digitalen Treffpunkten wie schwulen Dating-Apps abgebildet, bei denen diskriminierende Botschaften wie „no Blacks, no fems, no Asians“ zu finden sind (Genenz 2019). Dies zeigt, dass soziale Ungleichheiten auch in queeren Zusammenhängen systematisch reproduziert werden können, da sie in einer Gesellschaft entstehen, die von sozialen Unterdrückungen geprägt ist (vgl. Löw 2001: 64, 93; Knopp 1992). Deshalb ist es relevant, das urbane Phänomen der Klappen weiter zu untersuchen: Es handelt sich um öffentliche Räume, die öffentlich (und kostenlos) zugänglich sind und an denen man potenziell jedem begegnen könnte (Andersson 2012).

Cruising-Praktiken beweisen ein queeres Verständnis von Raum als einem *Spektrum* zwischen Physischem und Virtuellem (Sánchez-Molero 2021a, 2021b). Heutzutage navigieren queere Menschen auf der Suche nach (homo-)sexueller Lust zwischen diesen beiden Dimensionen – sogar oder gerade in Städten, die keine Metropolen sind und die keine umfassende „queere Infrastruktur“ (Campkin 2020) besitzen. Dort werden lokale oder virtuelle Handlungen oftmals virtuell organisiert, auch wenn Corona-Lockdowns und Quarantänen Anfang der 2020er Jahre soziale Distanz vorgeschrieben haben. Somit entstehen in der gegenwärtigen und zukünftigen Auseinandersetzung mit Klappen relevante Fragestellungen. Deutlich wird dabei: Das Virtuelle wird in seiner Potenzialität hinsichtlich *cruising* immer weiter ausgebaut. Diese interdimensionalen Experimente werden für queere Lust und Intimität voraussichtlich eine immer größere Rolle spielen. Virtuelle Räume und Prozesse werden dabei immer mehr bevorzugt werden (Koch/Miles 2021), doch die Relevanz physischer Räume wird unbestritten bleiben (Hubbard 2018).

Autor_innen

Pepe Sánchez-Molero (they/he/er) beschäftigt sich mit queerer Stadtforschung, Stadtentwicklung, akademischer Lehre, kuratorischer Arbeit, Raumgestaltung und Informationsdesign.
pepesanmole@gmail.com

Phevos Kallitsis (he/him/his) ist Dozent für Architektur, seine Forschung befasst sich mit kulturellen Zugängen zum urbanen Raum und den Schnittstellen zu Geschlecht und Sexualität.
phevos.kallitsis@port.ac.uk

Literatur

- Aachener Printenschwestern (Hg.) (1981): rosa kalender. Aachen/Berlin: Rosa Winkel Verlag.
- Andersson, Johan (2012): Heritage discourse and the desexualisation of public space: The „historical restorations“ of Bloomsbury’s Squares. In: *Antipode* 44/4, 1081-1098.
- Ashford, Chris (2006): The only gay in the village: Sexuality and the net. In: *Information & Communications Technology Law* 15/3, 275-289.
- BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hg.) (2022): Laufende Stadtbeobachtung – Raumabgrenzungen. Stadt- und Gemeindetypen in Deutschland. <https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/forschung/raumbeobachtung/Raumabgrenzungen/deutschland/gemeinden/StadtGemeindetyp/StadtGemeindetyp.html> (letzter Zugriff am 20.1.2022).
- Betsky, Aaron (1997): *Queer space: Architecture and same-sex desire*. New York: William Morrow and Company.
- Brown, Gavin (2008): Ceramics, clothing and other bodies: Affective geographies of homoerotic cruising encounters. In: *Social & Cultural Geography* 9/8, 915-932.
- Brown, Michael P. (2000): *Closet space. Geographies of metaphor from the body to the globe*. London/New York: Routledge.
- Brown-Saracino, Japonica (2011): From the lesbian ghetto to ambient community: The perceived costs and benefits of integration for community. In: *Social Problems* 58/3, 361-388.

(Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole

- Brown-Saracino, Japonica (2017): How places make us: Novel LBQ identities in four small cities. Chicago: University of Chicago Press.
- Browne, Kath / Bakshi, Leela (2013): Ordinary in Brighton? LGBT, activism and the city. London/New York: Routledge.
- Butterfield, Nicole (2018): Imagined rural/regional spaces: Non-normative sexualities in small towns and rural communities in Croatia. In: *Journal of Homosexuality* 65/13, 1709-1733.
- Campkin, Ben (2020): Queer infrastructures. LGBTQ+ networks and urban governance in global London. In: Regner Ramos / Sharif Mowlabocus (Hg.), (2020), *Queer sites in global contexts technologies, spaces, and otherness*. London: Routledge, 82-101.
- Church, James / Green, John / Vearnals, Simon / Keogh, Peter (1993): Investigation of motivational and behavioural factors influencing men who have sex with other men in public toilets (cottaging). In: *AIDS Care* 5/3, 337-346.
- DiMarco, Heather (2003): The electronic cloak: Secret sexual deviance in cybersociety. In: Yvonne Jewkes (Hg.), (2003), *Dot.cons: Crime, deviance and identity on the Internet*. Culhampton: Willan, 53-67.
- Duggan, Lisa (2002): The new homonormativity: The sexual politics of neoliberalism. In: Castonovo, Russ / Nelson, Dana D. (Hg.), (2002), *Materializing democracy: Towards a revitalized cultural politics*. Durham: Duke University Press, 175-194.
- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights (Hg.) (2022): *Fundamental rights report 2022*. Luxemburg: Publications Office of the European Union.
- Gates, Gary J. (2013): Geography of the LGBT population. In: Amanda K. Baumle (Hg.), (2013), *International handbook on the demography of sexuality*. Dordrecht: Springer, 229-242.
- Ghaziani, Amin (2014): *There goes the gaybourhood?* Princeton: Princeton University Press.
- Ghaziani, Amin (2019): Cultural archipelagos: New directions in the study of sexuality and space. In: *City and Community* 18/1, 4-22.
- Gray, Mary L. (2009): *Out in the country: Youth, media, and queer visibility in rural America*. New York: New York University Press.
- Genenz, Laura (2019): Mr. Gay Germany 2020. „Auch Homosexuelle können homofeindlich sein“. In: *Journal Frankfurt* vom 8.10.2019. https://www.journal-frankfurt.de/journal_news/Panorama-2/Mr-Gay-Germany-2020-Auch-Homosexuelle-koennen-homofeindlich-sein-34723.html (letzter Zugriff am 20.1.2022).
- Hautermans, Heiner (2017): Kult-Café Kittel: 40 Jahre und immer noch da. In: *Aachener Nachrichten* vom 28.6.2017. https://www.aachener-nachrichten.de/lokales/aachen/kult-cafe-kittel-40-jahre-und-immer-noch-da_aid-30920029 (letzter Zugriff am 24.11.2021).
- Hubbard, Phil (2018): Geography and sexuality: Why space (still) matters. In: *Sexualities* 21/8, 1295-1299.
- Humphreys, Laud (1970): *Tearoom trade. Impersonal sex in public places*. New Brunswick/London: Aldine Transaction.
- Joseph, Sherry (2005): *Social work practice and men who have sex with men*. New Delhi/Thousand Oaks/London: Sage.
- Kallitsis, Phevos (2018): Data and „social“/„sexual“ encounters in the city: Mappings of potential embodied experiences through geo-locative dating apps. In: Anastasia Karandinou (Hg.), (2018), *Data, architecture and the experience of place*. London/New York: Routledge, 175-191.
- Kazyak, Emily (2011): Disrupting cultural selves: Constructing gay and lesbian identities in rural locales. In: *Qualitative Sociology* 34/4, 561-581.
- Kazyak, Emily (2012). Midwest or lesbian? Gender, rurality, and sexuality. In: *Gender & Society* 26/6, 825-848.
- Knopp, Larry (1992): Sexuality and the spatial dynamics of capitalism. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 10/6, 651-669.
- Koch, Regan / Miles, Sam (2021): Inviting the stranger in: Intimacy, digital technology and new geographies of encounter. In: *Progress in Human Geography* 45/6, 1379- 1401.

- Kristeva, Julia (1982): Powers of horror: An essay on abjection. New York: Columbia University Press.
- Kuhar, Roman (2011): The heteronormative panopticon and the transparent closet of the public space in Slovenia. In: Robert Kulpa / Joanna Mizelińska (Hg.), (2011), De-centring Western sexualities. Central and Eastern European perspectives. Farnham: Ashgate, 148-165.
- Low, Kee Hong (1995): Recognizing strangers: Gay cruising in the city. Singapore: National University of Singapore.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marnelakis, Giorgos (2014): City of AIDS. In: Giorgos Marnelakis (Hg.), (2014), Close encounters between sexuality and Space. Athens: Futura.
- Mattson, Greggor (2020): Small-city gay bars, big-city urbanism. In: City & Community 19/1, 78-97.
- McGlotten, Shaka (2014): Virtual intimacies: Media, affect, and queer sociality. New York: State University of New York Press.
- Miles, Sam (2017): Sex in the digital city: Location-based dating apps and queer urban life. In: Gender, Place & Culture 24/11, 1595-1610.
- Renninger, Bryce J. (2019): Grindr killed the gay bar, and other attempts to blame social technologies for urban development: A democratic approach to popular technologies and queer sociality. In: Journal of Homosexuality 66/12, 1736-1755.
- Robinson, Jennifer (2006): Ordinary cities: Between modernity and development, London/ New York: Routledge.
- Roth, Yoel (2014): Locating the „scruff guy“: Theorizing body and space in gay geosocial media. In: International Journal of Communication 8, 2113-2133.
- Salehin, Adam / Vitis, Laura (2020): Cruising, space and surveillance: Decolonizing sexuality in Singapore. In: Globalizations 17/7, 1225-1240.
- Sánchez-Molero Martínez, José Miguel (2020a): QUEERING AACHEN. Erfassung und Potential queerer Räume in Aachen. Masterthesis. Aachen: Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen.
- Sánchez-Molero Martínez, José Miguel (2020b): QUEERING AACHEN (1970-2020). MyMap Kartierung. https://www.google.com/maps/d/u/0/edit?mid=1C6A6PLFpPw50BNNVCZPtWf_twNDriIM&usp=sharing (letzter Zugriff am 27.4.2022).
- Sánchez-Molero, Pepe (2021a): Queer(ing) spaces outside the metropolis: Aachen, a case study. In: TORCH – The Oxford Research Centre in the Humanities (Hg.), (2021), Queer studies network blog. University of Oxford. <https://www.torch.ox.ac.uk/article/queering-spaces-outside-the-metropolis-aachen-a-case-study> (letzter Zugriff am 10.9.2022).
- Sánchez-Molero Martínez, José Miguel (2021b): Queer(ing Digital) citymaking. Resilience through local and virtual queer spatial production in times of crisis. In: pnd – rethinking planning 2021/2, 72-87.
- Schuster, Nina (2010): Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender. Bielefeld: transcript.
- Stadt Aachen (Hg.) (2021): Einwohnerstatistik 31.12.2021. Einwohnerstatistik allgemein nach Statistischen Bezirken 2014-2021. In: Open Data Portal Aachen. <https://offenedaten.aachen.de/dataset/einwohnerstatistik> (letzter Zugriff am 20.1.2022).
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (1983): Historisches Gemeindeverzeichnis für die Bundesrepublik Deutschland. Namens-, Grenz- und Schlüsselnummernänderungen bei Gemeinden, Kreisen und Regierungsbezirken vom 27.5.1970 bis 31.12.1982. Stuttgart/Mainz: Kohlhammer.
- Stone, Amy L. (2018): The geography of research on LGBTQ life: Why sociologists should study the south, rural queers, and ordinary cities. In: Sociology Compass 12/11, e12638.
- Tziallas, Evangelos (2015): Gamified eroticism: Gay male „social networking“ applications and self-pornography. In: Sexuality & Culture 19/4, 759-775.
- Weston, Kath (1998): Long slow burn: Sexuality and social science. New York/London: Routledge.
- Wu, Cary (2016): Moving from urban sociology to the sociology of the city. In: American Sociologist 47/1, 102-114.

Wohnen als Profilierungsfeld der AfD?

Nils B. Ludwig, Michael Mießner

1. Einleitung

Die Bezahlbarkeit von Wohnen hat nicht zuletzt durch das Berliner Volksbegehren „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ Aufmerksamkeit erlangt. Bereits seit einigen Jahren wird jedoch eine „Wiederkehr der Wohnungsfrage“ (Holm 2014) konstatiert. Diese ist begleitet von Protesten und sozialen Kämpfen um bezahlbares Wohnen (bspw. Vogelpohl et al. 2017; Vollmer 2019). Vor diesem Hintergrund positionieren sich mittlerweile Parteien aller politischen Ausrichtungen zum Thema Wohnen, so auch die Alternative für Deutschland (AfD).

In den vergangenen Jahren sind angesichts der Wahlerfolge der AfD verschiedene wissenschaftliche Arbeiten entstanden, die sich mit dem ideologischen Kern der Partei (Schmitt-Beck/van Deth/Staudt 2017) sowie mit neurechten Strategien (Brunns/Glösel/Strobl 2015) befassen. Auch aus geographischer Perspektive fand eine vermehrte Auseinandersetzung mit der AfD und der Neuen Rechten statt (sub\urban 2019; Geographische Zeitschrift 2021). Die geographischen und stadtsoziologischen Forschungen untersuchen unter anderem die Zusammenhänge zwischen städtischer Aufwertung und reaktionären populistischen Meinungen und Ressentiments (u. a. Mullis 2019; Bescherer et al. 2021; Mackenroth 2022). Weniger im Fokus standen hingegen bisher die politischen Positionen zum Thema Wohnen innerhalb der AfD. Eine Ausnahme davon bilden zwei kürzere Beiträge. Domann und Hölzl (2021) beschäftigen sich im „MieterEcho“ der Berliner MieterGemeinschaft e. V. mit dem wohnungspolitischen Programm der AfD-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus. Sie bezeichnen das wohnungspolitische Programm der Berliner AfD als „völkisch aufgeladene Zusammenstellung neoliberaler Ideen“ (ebd.: 22). Kreils (2019) knappe Einschätzung der Positionen der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) zur Wohnungsfrage argumentiert, dass FPÖ und AfD das

Thema Wohnen mit der vermeintlichen Migrationskrise verweben und mit der Förderung von Wohneigentum eine neoliberale Strategie verfolgen. Mit der in diesem Beitrag vorgestellten Untersuchung zur Thematisierung des Themas Wohnen seitens der AfD wollen wir auf diese Leerstelle hinweisen. Für unsere Untersuchung haben wir die Wahlprogramme der AfD aus der Perspektive der kritischen Stadtforschung analysiert, im Einzelnen die Landtagswahlprogramme aus allen 16 Bundesländern seit 2013, die Bundestagswahlprogramme seit 2013 sowie das Grundsatzprogramm von 2016. Das Material haben wir mit MAXQDA kodiert und ausgewertet. Die Kodierung und damit auch Strukturierung des Materials erfolgte im Sinne der Critical Discourse Analysis (vgl. Fairclough 2010: 266 f.) entlang von Problematisierungen und politischen (Lösungs-)Strategien der AfD. Dieser Struktur folgt auch die Gliederung dieses Beitrags.

Uns ist bewusst, dass unsere Analyse keine abschließende Bewertung der Thematisierung des Wohnens in rechten Kreisen darstellen kann. Vielmehr soll unser Beitrag einen Anstoß für eine kritische Stadtforschung liefern, sich stärker mit der Thematisierung des Wohnens innerhalb der AfD zu beschäftigen, denn – so ein Ergebnis unserer Analyse: Die AfD versucht, Anschlüsse an allgemeine Debatten zum Thema Wohnen herzustellen, um dieses Feld von rechts zu besetzen. Damit greift die AfD auch beim Thema Wohnen ihre häufig genutzte Strategie auf, bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen (wie z. B. die sogenannte Flüchtlingskrise) argumentativ zu besetzen, um so den Diskurs weiter nach rechts zu öffnen (vgl. Walther/Isemann 2019) und für rechtsextreme Positionen anschlussfähig zu machen.

2. Problematisierungen des Wohnens durch die AfD: Urbanisierungskritik, Migration, staatliche Vorgaben und mangelndes Eigentum

In ihrer Gründungsphase hatte die AfD ein kaum ausformuliertes politisches Programm, wie das lediglich vier Seiten umfassende Bundestagswahlprogramm (AfD_BTW 2013) deutlich macht. Dementsprechend wurde Wohnen im ersten Bundestagswahlprogramm gar nicht thematisiert und auch in den frühen Landtagswahlprogrammen der AfD nur wenig sowie unsystematisch aufgegriffen. Erst in den letzten drei bis vier Jahren machen die Parteiprogramme sowohl der Bundes-AfD als auch der AfD-Landesverbände deutlich mehr Aussagen zum Wohnen. Mittlerweile lassen sich etwas strukturiertere Argumentationslinien erkennen.

Die auch in der Öffentlichkeit stark diskutierte Wohnungsnot erklärt die AfD auf doppelte Weise mit Wanderungsbewegungen. Erstens hätten die

Wohnen als Profilierungsfeld der AfD?

Vernachlässigung des ländlichen Raums und dessen Bedeutungsverlust zu Binnenwanderungen in die Großstädte geführt (z. B. AfD_BTW 2017: 93). Der so entstandenen höheren Nachfrage nach Wohnraum in Großstädten stünde daher ein knappes Angebot gegenüber (AfD_GP 2016: 186). Damit einher gehe eine räumliche Polarisierung der Wohnungsnachfrage. Im Grundsatzprogramm heißt es: „Dem wachsenden Zuzugsdruck in die Zentren der Wachstumsgebiete steht eine rückläufige Nachfrage nach Wohnraum in der Fläche gegenüber“ (AfD_GP 2016: 184). Die baden-württembergische AfD fordert deswegen: „Ländlichen Wohnraum stärken, der Urbanisierung entgegensteuern“ (AfD_BW 2021: 37). An diesen Aussagen wird die „anti-urbane Ideologie“ der AfD deutlich, die an „eine lange Tradition rechten Denkens in Deutschland“ (Domann/Hölzl 2021: 23) anknüpft. Dabei geht es der AfD Domann und Hölzl zufolge zum einen um den Erhalt der kleinbürgerlichen Idylle in der Stadt, weshalb sie bauliche Verdichtungen ablehnt (ebd.). Die Partei fordere zwar Neubau, allerdings eher im Stile einer Gartenstadt. Das mache deutlich, dass Familialismus in der Stadtgesellschaft im Vordergrund stehe (ebd.). Weiterhin spreche sich die AfD gegen zunehmende stadtpolitische Interventionen der Zivilgesellschaft aus, was auch als Angst vor zunehmender Emanzipation und Demokratisierung interpretiert werden könne (ebd.).

Zweitens verhandelt die AfD Wanderungsbewegungen mit Bezug auf den Sommer der Migration 2015 häufig als „Massenmigration“ (AfD_HH 2020: 14). So heißt es in einem Wahlprogramm zur Bremischen Bürgerschaft, „die Wohnungsnot“ sei „selbstgemacht“ und werde „durch die ungezügelte Masseneinwanderung und den Familiennachzug in Zukunft weiter verschärft“ (AfD_HB 2019: 21). Diese klar migrationsfeindlichen Einstellungen finden sich auch in weiteren AfD-Programmen. Sie werden immer wieder unterschiedlich gerahmt, mal als „ungebremste[r] illegale[r] Zuzug hunderttausender meist illegaler Migranten“ (AfD_BW 2021: 37), mal als „[u]ngeregelte Zuwanderung“ (AfD_RP 2021: 171) oder als „anhaltende Massenmigration“ (AfD_HH 2020: 14). Die AfD nutzt so das Thema Wohnen als eine weitere Möglichkeit, rassistische Ressentiments zu mobilisieren, was generell ein themenübergreifender Inhalt der AfD ist (Dietl 2017: 26 ff.).

Als weiteren Grund für steigende Wohnkosten und Mietpreise nennt die AfD die staatliche Wohnungspolitik. Dabei adaptiert sie eine ihrer Strategien, die Ablehnung des Wohlfahrtsstaats als Akteur (Priester 2019: 494 f.). Laut der AfD – und hier wird das neoliberale Framing deutlich – treiben zum einen staatliche Auflagen die Kosten beim Eigen-

heimbau in die Höhe. Zum anderen werden staatliche Regulierungen des Mietwohnungsmarktes als enormes Hindernis dargestellt. Beispielsweise heißt es in einem Landtagswahlprogramm aus Hessen, „[s]taatliche Vorgaben zur Energetik und zum Brandschutz sowie die Forderung nach Sozialwohnungen“ trieben „die Preise für Wohnungsbau unnötig in die Höhe“ (AfD_HE 2018: 86). Daher stiegen „nicht nur die Baukosten, sondern auch die Mieten ins Unerschwingliche“ (ebd.: 86 f.). Dies behindere sowohl den Mietwohnungsneubau als auch den Eigenheimbau (vgl. AfD_BE 2016: 24 f.). Der Bau von Sozialwohnungen ist für die AfD aber auch noch aus einem anderen Grund problematisch: Die AfD argumentiert immer wieder, dass es bei der Vergabe von Sozialwohnungen sogenannte Fehlbelegungen gebe. So heißt es etwa im Wahlprogramm der AfD Berlin: „Wissenschaftliche Untersuchungen [...] zeigen, dass mehr als die Hälfte der Mieter von Sozialwohnungen nicht (mehr) sozial bedürftig sind.“ (AfD_BE 2021: 72) Die AfD beklagt damit, dass Mieter:innen länger in einer Sozialwohnung lebten, als sie dazu berechtigt seien. Der Hintergrund ist, dass in Berlin – aber auch in vielen anderen Bundesländern – die soziale Bedürftigkeit von Mieter:innen nach deren Einzug in eine Sozialwohnung nicht mehr überprüft wird. Diese Politik, so die AfD, sei „ineffizient, ungerecht und teuer“ (AfD_NW 2017: 44).

Auch andere staatliche Regulierungen des (Miet-)Wohnungsmarktes, wie die Mietpreisbremse oder den Milieuschutz, kritisiert die AfD (z. B. AfD_BE 2021: 73 f.). Sie argumentiert etwa, dass die Mietpreisbremse „einkommensstarken Mietern“ nütze, „Mietern mit niedrigen Einkommen“ (AfD_HH 2015: 24) hingegen aber schade. Als Grund hierfür führt sie die vermeintliche Bevorzugung einkommensstarker Bewerber:innen bei der Vergabe von Wohnraum an (ebd.). Hier geriert sich die AfD als Partei der einkommensschwachen Haushalte, was allerdings im Kontrast zur eigentlich (noch) dominierenden Parteiausrichtung steht, die normalerweise durch neoliberale Vorstellungen geprägt ist, bei denen die Privatwirtschaft im Vordergrund steht (Dietl 2017: 82 f.). Die AfD Berlin lehnt auch den Milieuschutz ab (vgl. Domann/Hölzl 2021). Sie argumentiert zum einen gegen investitionshemmende Vorschriften. Zum anderen diene die „Ausweisung von Wohnvierteln als Milieuschutzgebiete [...] dem Zweck, die Zusammensetzung der bestehenden Wohnbevölkerung zu erhalten“ (AfD_BE 2021: 74). Die Ablehnung des Milieuschutzes bezieht sich also auf die realen Sozialstrukturen in den Milieuschutzgebieten. Diese sind etwa in Berlin von einer sozialen Durchmischung unter anderem hinsichtlich Einkommen, Bildung, Nationalität und Berufstätigkeit geprägt (vgl.

z. B. LPG 2018). Der AfD mit ihrem Fokus auf homogene kulturelle Identitäten (Kleinert 2018: 40 f.) sind diese Milieuschutzgebiete also aufgrund der sozialen und ethnischen Vielfalt ihrer Bewohner:innen ein Dorn im Auge.

Neben dem Mietwohnungsmarkt problematisiert die AfD – wenn auch in deutlich geringerem Umfang – auch den Wohneigentumsmarkt. Sie moniert dabei insbesondere den aus ihrer Sicht mangelnden Bau und Besitz von Eigenheimen, etwa anhand der im Vergleich zu anderen europäischen Ländern geringeren Eigentumsquote in Deutschland. Die AfD argumentiert, dass „die geringe Wohneigentumsquote die maßgebliche Ursache“ dafür sei, „dass die Deutschen von allen EU-Bürgern das geringste Haushaltsvermögen haben“ (AfD_BE 2021: 74) und verkehrt damit Ursache und Wirkung. Im Wahlprogramm zur Senatswahl 2020 in Hamburg führt die AfD aus: „Wohneigentum schützt nachhaltig vor Mieterhöhungen, Kündigungen, Altersarmut und bildet inflationssicheres Vermögen.“ (AfD_HH 2020: 16) Des Weiteren sieht die AfD in der geringen Eigentumsquote die Ursache für eine Überhöhung der Mietpreise im Vergleich zu den Renteneinkommen. Aus diesem Grund bezeichnet die AfD Wohneigentum auch als Alterssicherung (AfD_BE 2021: 74).

3. Politische Strategien der AfD: Förderung von Eigentum für junge, deutsche Familien und Reduktion staatlicher Eingriffe

Nach diesen Erläuterungen zu den Problematisierungen des Wohnens durch die AfD wenden wir uns in diesem Abschnitt den wohnungspolitischen Strategien der AfD zu. Dabei zeigt sich, dass das Programm der Partei noch recht vage ist und daher vergleichsweise viel Spielraum für soziale und völkische Interpretationen lässt. Auffällig ist, dass sich ein Großteil der Vorschläge auf den ländlichen und suburbanen Raum bezieht.

Ein erster politischer Lösungsvorschlag der AfD ist der Bürokratieabbau. Dieser soll eine Vereinfachung der Grundstücksvergabe ermöglichen und entsprechende Verfahren beschleunigen (AfD_BTW 2021: 168). Vom Abbau bürokratischer Hürden erhofft sich die AfD auch, die Kosten für die Erbauung von Häusern zu senken und dadurch die Eigentumsquote zu erhöhen (z. B. AfD_BE 2016: 25). Konkret nennt die AfD den Verzicht auf Umweltauflagen oder andere vermeintlich „unsinnig[e] kostenintensive“ (AfD_TH 2019: 56) Vorgaben. Auf diese Weise will die AfD das Bauen von Eigenheimen wieder attraktiver machen (z. B. AfD_HH 2015: 23 f.) und die Eigentumsquote erhöhen.

Auffällig ist zweitens, welche Bevölkerungsgruppen die AfD adressiert. Der Fokus liegt auf jungen einheimischen Familien. So heißt es

im Wahlprogramm für Brandenburg: „Wir wollen die Schaffung von Wohneigentum fördern, um insbesondere jungen Familien im ländlichen Raum eine attraktive Lebensperspektive in ihrem Heimatort oder in ihrer Heimatregion zu geben“ (AfD_BB 2019: 65). Gemeint sind damit vorwiegend „einheimische [...] Familien“ (ebd.). Neben der (unterschwellig) urbanisierungskritischen Perspektive wird hier auch der explizite Fokus auf „deutsche“ und „einheimische“ Familien sichtbar. Den Erwerb von Grundstücken und damit die Steigerung der Wohneigentumsquote will die AfD durch eine Reduzierung oder gar Streichung der Grunderwerbssteuer vereinfachen. So heißt es im Landtagswahlprogramm für Sachsen-Anhalt: „Wir wollen den Erwerb von Wohneigentum erleichtern. Die Grunderwerbsteuer verhindert Mobilität und trifft verstärkt junge Familien, die bauen wollen“ (AfD_RP 2016: 21). Zugleich fordert das aktuelle Bundestagswahlprogramm der AfD eine Erhöhung der Grunderwerbssteuer um 20 Prozent für bestimmte Eigentümer:innen. Genannt werden explizit „Käufer ohne deutsche Staatsbürgerschaft, deren Hauptwohnsitz im Ausland liegt“ (AfD_BTW 2021: 68). Die AfD unterstellt hier einen Gegensatz zwischen Eigenheimen für junge deutsche Familien und ausländischen Investor:innen. Dabei kann dies sowohl kapitalismuskritisch als auch rassistisch interpretiert werden.

Die bisher genannten politischen Strategien der AfD beziehen sich insbesondere auf den ländlichen bzw. suburbanen Raum. Die AfD schlägt drittens für Städte die Förderung von Wohnungsneubau im Niedrigpreissegment vor (vgl. AfD_RP 2021: 173). Dies geht einher mit der bereits erwähnten Forderung nach einer Reduzierung von Bauvorschriften. Diese schreckten – so die klassisch neoliberale Begründung – Investor:innen ab (AfD_HH 2015: 23). Zu dieser Reduzierung der Vorschriften zählt auch die Forderung nach einer Abschaffung von Sozialwohnungen. Stattdessen solle ärmeren Menschen der Zugang zu bezahlbarem Wohnraum mithilfe des Wohngeldes ermöglicht werden. Dieses wird als Zuschuss zum marktüblichen Mietpreis gezahlt. Aus Sicht der AfD erlaubt das, die Fehlbelegungsquote zu reduzieren und die Steuerung der Vergabe zu erleichtern (z. B. AfD_NW 2017: 44). Da die AfD an anderer Stelle fordert, dass Asylbewerber:innen keine Sozialleistungen mehr erhalten sollten (AfD_TH 2019: 57) zielt sie mit der Idee eines an den Sozialleistungsbezug gebundenen Wohngeldes – ebenfalls in rassistischer Weise – auf eine Steuerung ab, wessen Wohnungen gefördert werden und wessen nicht. Abgesehen davon ist das Wohngeld deutlich kompatibler mit neoliberalen Wohnungspolitikern als der Sozialwohnungsbau, sichert es doch

durch staatliche Transferleistungszahlungen die Profitinteressen privater Vermieter:innen.

Ein vierter Vorschlag ist die Förderung von Genossenschaften – eine Forderung, die auch in linken Kreisen weit verbreitet ist. Die AfD schlägt vor, dass städtische Grundstücke vermehrt über das Erbbaurecht an Genossenschaften vergeben werden (AfD_BTW 2021: 169). Diese könnten zu einer Lösung des Wohnungsmangels auch im Niedrigpreissegment beitragen (AfD_TH 2019: 57). Diese recht allgemeine Überlegung macht eine Herausforderung für linke, grüne und antikapitalistische wohnungspolitische Akteur:innen deutlich: Es besteht die Gefahr, dass die AfD die Genossenschaften unter anderem deshalb attraktiv findet, weil sie – ähnlich wie in der Sozialpolitik – auch hier eine Möglichkeit sieht, Nicht-Deutsche von der Förderung auszuschließen. Schließlich können Genossenschaften selbst entscheiden, wer ihr Mitglied werden kann. Aufgrund unserer Analyse gehen wir davon aus, dass sich hier eine Strategie der AfD andeutet, Genossenschaften zu nutzen, um einen ethnisch homogenen Zugang zu Wohnhäusern und schließlich ganzen Wohnquartieren zu etablieren und dies zugleich als soziales Vorgehen zu framen. Einen ähnlichen Weg schlägt auch die extrem rechte Partei „Der III. Weg“ ein, die sich für das Modell des Miethäuser-Syndikats ausspricht (Der III. Weg 2015).

4. Rechte Vereinnahmung des Wohnens als Herausforderungen für eine kritische Stadtforschung

Unser Beitrag zeigt, dass auch die AfD das Thema Wohnen aufgegriffen hat. An dieser Stelle möchten wir die damit verbundenen Herausforderungen für eine kritische Stadtforschung und eine sozial-inklusive Wohnungspolitik umreißen. Uns ist bewusst, dass das Feld bisher von der AfD noch wenig bespielt wurde und wir möchten auch keine Herausforderungen herbeireden. Dennoch macht unsere Analyse deutlich, dass es seitens der AfD zumindest Versuche gibt, das Thema Wohnen von rechts zu besetzen. Kritische Wissenschaften und progressive soziale Bewegungen sollten sich dessen bewusst sein und entsprechende Handlungsstrategien entwickeln.

Die AfD schafft – wohl durchaus bewusst – rechte Interpretationsmöglichkeiten. Sie versucht auch im Bereich des Wohnens Anschlussmöglichkeiten für rechtsextreme Positionen herzustellen. Wie wir gezeigt haben, können diese Inhalte durchaus rassistisch gedeutet werden. Während die untersuchten schriftlichen Dokumente noch vergleichsweise zu-

rückhaltend formuliert sind, wird der rassistische Sprachgebrauch bei Reden von AfD-Abgeordneten schon üblicher. Beispielhaft dafür steht eine Bundestagsrede von Roger Beckamp (AfD) im Januar 2022, die mit den abschließenden Worten „Abschieben schafft Wohnraum!“ (Deutscher Bundestag 2022: 685) sehr deutlich macht, was die Ziele der AfD sind. Der von uns konstatierte breite Interpretationsspielraum wird hier tatsächlich genutzt, um rechte Ressentiments bedienen zu können. Diese Herausforderung sollte eine kritische Forschung zukünftig im Blick behalten.

Unsere Ausführungen zu Genossenschaften machen deutlich, dass die AfD ebenfalls im Bereich des Wohnens versucht, auch solche Strategien teilweise zu übernehmen und neu zu besetzen, die in den letzten drei bis vier Jahrzehnten vermehrt links geprägt waren. Damit übernimmt sie die klassische Mimikry-Strategie der Neuen Rechten, die schon seit längerer Zeit eine Umdeutung linker Theoreme für sich beansprucht (Bruns/Glösel/Strobl 2015: 71 f.). Somit zeigt die AfD hinsichtlich des Wohnens nicht nur eine inhaltliche Nähe zur Neuen Rechten, sondern scheint auch deren strategische Ideen zu übernehmen.

Vor dem Hintergrund dieser Analyseergebnisse sowie dem Einzug der AfD in den Bundestag und in viele Landtage verstehen wir unseren Beitrag vor allem als ein Plädoyer, der Besetzung sozialer Themen mit rechten Inhalten Einhalt zu gebieten. Das Thema Wohnen ist hier aus Sicht der Neuen Rechten nur ein weiteres Themenfeld, auf das die Mimikry-Strategie angewandt werden kann. Eine kritische Stadtforschung und progressive soziale Bewegungen sollten sich dieser Gefahr bewusst sein, sich klar dagegen abgrenzen und Gegenstrategien entwickeln

Danksagung

Wir danken Felicitas Kübler für die Gespräche und Diskussionen vor und während der Erstellung dieses Beitrags sowie für die kritische Durchsicht des Manuskriptes. Bei Toni Adscheid und Andreas Kallert bedanken wir uns für die hilfreichen Kommentare und Rückmeldungen zu einer früheren Version des Manuskriptes.

Diese Publikation wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Universität Trier unterstützt.

Autor_innen

Nils B. Ludwig studiert Stadt- und Regionalforschung M. Sc. an der Universität Bayreuth. Als Themenschwerpunkte behandelt er radikal rechte Bewegungen, die AfD und Fragen der Wohnungspolitik.
Nils.Ludwig@uni-bayreuth.de

Michael Mießner forscht aus wirtschafts- und humangeographischer Perspektive zur Stadt-, Regional- und ländlichen Entwicklung sowie zu Immobilienmärkten abseits der Metropolen.
miessner@uni-trier.de

Literatur

- Bescherer, Peter / Burkhardt, Anne / Feustel, Robert / Mackenroth, Gisela / Sievi, Luzia (2021): Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bruns, Julian / Glösel, Kathrin / Strobl, Natascha (2015): Rechte Kulturrevolution. Wer und was ist die Neue Rechte von heute? Hamburg: VSA.
- Dietl, Stefan (2017): Die AfD und die soziale Frage. Zwischen Marktradikalismus und „völkischem Antikapitalismus“. Münster: Unrast.
- Der III. Weg (2015): Offensive gegen Verdrängung: Das Mietshäuser-Syndikat (+Video). <https://der-dritte-weg.info/2015/05/offensive-gegen-verdraengung-das-mietshaeuser-syndikat-video/> (letzter Zugriff am 12.7.2022).
- Deutscher Bundestag (2022): Rede des Abgeordneten Roger Beckamp (AfD), In: Stenografischer Bericht, 11. Sitzung vom 13.1.2022, 683D-685B. <https://dserver.bundestag.de/btp/20/20011.pdf> (letzter Zugriff am 24.8.2022).
- Domann, Valentin / Hölzl, Corinna (2021): Deutsches Wohnen. Das wohnungspolitische Programm der Berliner AfD ist eine Mischung aus Marktradikalität, Antiurbanismus und völkischem Gedankengut. In: MieterEcho 415, 22-23.
- Fairclough, Norman (2010): Critical discourse analysis. The critical study of language. Harlow: Longman.
- Geographische Zeitschrift (2021): Themenheft: Rechte Raumnahmen. In: Geographische Zeitschrift 109/4.
- Holm, Andrej (2014): Wiederkehr der Wohnungsfrage. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 64/20-21, 25-30.
- Kleinert, Hubert (2018): Die AfD und ihre Mitglieder. Eine Analyse mit Auswertung einer exemplarischen Mitgliederbefragung hessischer Kreisverbände. Wiesbaden: Springer VS.
- Kreil, Silvester (2019): FPÖ-Positionen zur Wohnungsfrage. In: *dérive*. Zeitschrift für Stadtforschung 20/77, 18.
- LPG – Landesweite Planungsgesellschaft (2018): Vertiefende Untersuchung zur Überprüfung der Anwendungsvoraussetzungen für den Erlass einer sozialen Erhaltungsordnung gemäß § 172 Absatz 1 Satz 1 Nummer 2 BauGB im Quartier Thomasiusstraße im Bezirk Mitte von Berlin, 15.11.2018. https://www.berlin.de/ba-mitte/politik-und-verwaltung/aemter/stadtentwicklungsamt/stadtplanung/staedtebaufoerderung/erhaltungsgebiete/endbericht_vu_thomasiusstrasse.pdf (letzter Zugriff am 24.8.2022).
- Mackenroth, Giesela (2022): Rechte Ressentiments im Aufwertungsprozess. Herausforderungen für mietenpolitische Initiativen. In: Jan Glatter / Michael Mießner (Hg.), Gentrifizierung und Verdrängung. Aktuelle theoretische, methodische und politische Herausforderungen. Bielefeld: transcript, 313-330.
- Mullis, Daniel (2019): Urban conditions for the far right in the global city of Frankfurt. From austerity urbanism, post-democracy and gentrification to regressive collectivity. In: Urban Studies 58/1, 131-147.

- Priester, Karin (2019): Die Alternative für Deutschland. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 67/3, 443-453.
- Schmitt-Beck, Rüdiger / Deth, Jan W. von / Staudt, Alexander (2017): Die AfD nach der rechts-populistischen Wende. In: Zeitschrift für Politikwissenschaft 27/3, 273-303.
- sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung (2019): Themenheft: Stadt von rechts? In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2.
- Vogelpohl, Anne / Vollmer, Lisa / Vittu, Elodie / Brecht, Norma (2017): Die Repolitisierung des Wohnens. Städtische soziale Bewegungen für ein Recht auf Wohnen und auf Stadt in Hamburg, Berlin, Jena und Leipzig. In: Barbara Schöning / Justin Kadi / Sebastian Schipper (Hg.), Wohnraum für Alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur. Bielefeld: transcript, 105-130.
- Vollmer, Lisa (2019): Mieter_innenbewegungen in Berlin und New York. Die Formierung politischer Kollektivität. Wiesbaden: Springer VS.
- Walther, Eva / Isemann, Simon D. (2019): Einleitung: Psychologische Erklärungen für den Erfolg der AfD. In: Eva Walther / Simon D. Isemann (Hg.), Die AfD – psychologisch betrachtet. Wiesbaden: Springer VS, 1-25.

Quellen

- AfD_BB – Alternative für Deutschland Landesverband Brandenburg (2019): Landtagswahlprogramm für Brandenburg 2019. https://afd-brandenburg.de/wp-content/uploads/2019/06/Wahlprogramm_Brandenburg_2019_ohne_kapitelbilder_kommentare_acc2144-01-06-19-final.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_BE – Alternative für Deutschland Landesverband Berlin (2016): Berlin braucht Blau. Das Wahlprogramm der AfD Berlin [Landtagswahlprogramm für Berlin 2016]. <http://afd.berlin/themen/landeswahlprogramm-2016/> (letzter Zugriff am 29.3.2017).
- AfD_BE – Alternative für Deutschland Landesverband Berlin (2021): Das Wahlprogramm der AfD Berlin für die Wahl des Abgeordnetenhauses von Berlin am 26. September 2021. https://afd.berlin/wp-content/uploads/2022/04/Berlin.abernormal_lang_download.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_BTW – Alternative für Deutschland (AfD) (2013): Wahlprogramm Parteitagsbeschluss vom 14.4.2013. [Bundestagswahlprogramm zur Wahl 2013] https://www.abgeordnetenwatch.de/sites/default/files/election-program-files/afd_1.pdf (letzter Zugriff 13.9.2022).
- AfD_BTW – Alternative für Deutschland (AfD) (2017): Programm für Deutschland. Wahlprogramm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum Deutschen Bundestag am 24. September 2017. https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2017/06/2017-06-01_AfD-Bundestagswahlprogramm_Onlinefassung.pdf (letzter Zugriff 13.9.2022).
- AfD_BTW – Alternative für Deutschland (AfD) (2021): Deutschland. Aber normal. Programm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum 20. Deutschen Bundestag. https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2021/06/20210611_AfD_Programm_2021.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_BW – Alternative für Deutschland Landesverband Baden-Württemberg (2021): Für Recht und Freiheit. Landtagswahlprogramm 2021. https://afd-bw.de/afd-bw/wahlprogramme/landtagswahlprogramm_afd_2021_a4.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_GP – Alternative für Deutschland (AfD) (2016): Programm für Deutschland. Das Grundsatzprogramm der Alternative für Deutschland. https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2018/01/Programm_AfD_Online-PDF_150616.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_HB – Alternative für Deutschland Landesverband Bremen (2019): Wahlprogramm zur Bremer Bürgerschaftswahl Mai 2019. <https://afd-bremen.de/images/Uploads/Dokumente/wahlprogramm-2019-a4.pdf> (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_HE – Alternative für Deutschland Landesverband Hessen (2018): Hessen. Aber sicher! Wahlprogramm Landtagswahl Hessen 2018. https://cdn.afd.tools/wp-content/uploads/sites/179/2018/09/2018-08-23_LTW-HESSEN_FINAL_WEB.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).

Wohnen als Profilierungsfeld der AfD?

- AfD_HH – Alternative für Deutschland Landesverband Hamburg (2015): Programm zur Bürgerschaftswahl 2015. <https://alternative-hamburg.de/wp-content/uploads/2014/12/B%C3%BCrgerschaftswahl-Programm-D.pdf> (letzter Zugriff am 19.1.2016).
- AfD_HH – Alternative für Deutschland Landesverband Hamburg (2020): Wahlprogramm der AfD Hamburg für die Bürgerschaftswahl 2020. <https://afd-hamburg.de/wp-content/uploads/2020/01/Bu%CC%88rgerschaftswahlprogramm-2020-der-AfD-Hamburg.pdf> (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_NW – Alternative für Deutschland Landesverband Nordrhein-Westfalen (2017): Wahlprogramm der AfD für die Bürger Nordrhein-Westfalens [Landtagswahlprogramm für Nordrhein-Westfalen 2017]. https://cdn.afd.tools/sites/2/2017/03/24145045/LWP_Komplettprogramm_AK9_RZ_Low.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).
- AfD_RP – Alternative für Deutschland Landesverband Rheinland-Pfalz (2016): Mit Herz und Verstand für unser Land. Wahlprogramm des Landesverbandes Rheinland-Pfalz der Alternative für Deutschland zur Landtagswahl 2016. <http://rlp.afd-hosting.de/wp-content/uploads/sites/110/2015/11/wahlprogramm-ausfuehrlich.pdf> (letzter Zugriff am 22.1.2020).
- AfD_RP – Alternative für Deutschland Landesverband Rheinland-Pfalz (2021): Heimat bewahren, Zukunft gestalten! Wahlprogramm der AfD Rheinland-Pfalz zur Landtagswahl 2021. https://www.abgeordnetenwatch.de/sites/default/files/election-program-files/AfD-RLP_Wahlprogramm_2021_2.1-ansicht.pdf (letzter Zugriff 13.9.2022).
- AfD_TH – Alternative für Deutschland Landesverband Thüringen (2019): Meine Heimat, mein Thüringen. Wahlprogramm der Alternative für Deutschland für die Landtagswahl in Thüringen 2019. https://cdn.afd.tools/wp-content/uploads/sites/178/2019/09/Wahlprogramm_AfD-Thu%CC%88ringen_2019_Online-Fassung-final_gesichert.pdf (letzter Zugriff am 13.9.2022).

Über eigenwillige Experimente, queere Leben und rigorose schwarze Frauen

Rezension zu Saidiya Hartman (2022): *Aufsässige Leben, schöne Experimente. Von rebellischen schwarzen Mädchen, schwierigen Frauen und radikalen Queers*. Berlin: Claassen. (Übers. Anna Jäger)

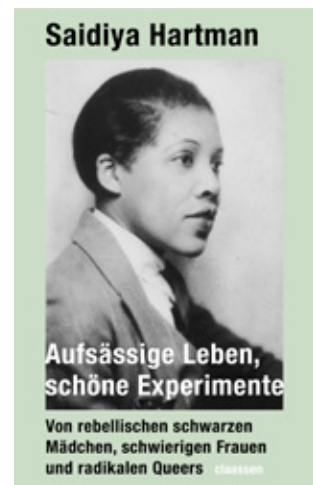
Denise Bergold-Caldwell

1. „At the beginning...“

„At the beginning of the twentieth century, young black women were in open rebellion. They struggled to create autonomous and beautiful lives, to escape the new forms of servitude awaiting them and to live as if they are free.“ (Hartman 2020: XIII) Mit diesen Worten eröffnet Saidiya Hartman ihr Buch. Das Buch widmet sich dem Leben dieser Frauen und queeren Menschen, verweist auf eigenwillige Lebensentwürfe und die Auseinandersetzungen darin.

Hartman berichtet vom intimen Leben in der Stadt, im sogenannten Black Belt in nordamerikanischen Städten, der sich nach der großen Migrationswelle schwarzer[1] Menschen Anfang des 20. Jahrhunderts gebildet hat. Hier beschreibt sie Lebens-, Liebes- und Begehrensweisen schwarzer Frauen, die queer, nicht-heteronormativ, nicht-zweigeschlechtlich leben und sich den Erwartungen, die an sie herangetragen werden, entgegenstellen. Sie waren, wie Hartman beschreibt, in offener Rebellion gegen die neuen Formen der Unterwerfung, gegen Konventionen des Geschlechts und der Sexualität. Hartman beschreibt mal drastisch, mal zurückhaltend, mal spielerisch-lyrisch, mal distanziert diese intimen

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: Claassen-Verlag)



Begegnungen in der Stadt; sie erzählt vom Überleben in der Stadt, das geprägt ist vom Nachleben der Versklavung. Diese Erzählung setzt sie bestehenden Archiven und hegemonialen Erzählungen entgegen; sie schafft dies mit einer eigens hervorgebrachten Methode der „Critical Fabulation“ [2]. Neben der Methode stellt das gesamte Buch – insbesondere für schwarze, queere und feministische Stadtforschung sowie Geschichtsforschung – einen spannenden Ausgangspunkt dar. Zudem überzeugt Hartman mit ihrer ästhetischen, aber auch zielsicheren Sprache und Erzählung. Es ist diese spannende, epische und poetische Sprache, die das Lesen zum Genuss werden lässt. Am 31. März 2022 ist das Buch bei Claassen/Ullstein Verlag auf Deutsch erschienen, übersetzt von Anna Jäger.

2. Vom Überleben im Ghetto – der Stadt in der Stadt

Hartman widmet sich ihren Charakteren in drei Buchabschnitten und findet im ersten Abschnitt „eigene Wege durch die Stadt“ (2022: 21 ff.). Das (Über-)Leben in dieser Stadt und später im Ghetto ist von vielen Perspektiven geprägt. So gibt es die alltägliche Ausweglosigkeit, die sich in den Straßen, den Wohnzimmern, den Küchen und den Hinterzimmern widerspiegelt. Sie wird eingefangen von den tristen Aufzählungen der Soziolog:innen, die in ihren Studien meist die beengten räumlichen Verhältnisse, die vielen Menschen in einem Zimmer, die Arbeitslosigkeit, Armut und Gewaltverhältnisse niederschreiben. Was sich ihrem Blick entzieht, so Hartman, ist die liebevolle, intime und hingebungsvolle Art, wie beispielsweise die wenigen Räume eingerichtet sind, das Liebesgeflüster, das sich in den Durchgängen abspielt, und die Energie des Veränderungsbestrebens, das diese Frauen auch mitbringen.

Geflüchtet von den Plantagen im Süden des Landes, suchen sie ihr Glück in New York oder in anderen Städten des Nordens, nur um dort erneut in anderen Formen der Ausbeutung zu landen. Die unter dem Stichwort *The Great Migration* analysierte Zeit verdeutlicht den unbedingten Willen zur Veränderung. Schwarze Menschen verlassen in mehreren Migrationswellen (Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts bis Anfang des 20. Jahrhunderts) den Süden der USA, wo sie bis dahin – bedingt durch Versklavung – meist lebten; in der Folge der Jahre der *Reconstruction* nach dem Bürgerkrieg und vor der *Jim Crow Segregation* ergab sich eine Zeit der Unbestimmtheit, die viele Schwarze als Chance und Möglichkeit sahen. Die Stadt wird zum fluoreszierenden Punkt des Übergangs: Schwarze Ghettos in den Städten des Nordens gab es noch nicht; sie entstehen im Laufe die-

ser Jahre über und durch rassifizierte Grenzlinien in der Stadt, die sich nach und nach ergeben. Hartman beschreibt diese Zeit als eine, die geprägt ist „von imperialen Kriegen, einer Epidemie von Vergewaltigungen und Lynchmorden, dem Aufkommen des juristischen und sozialen Apparates der Segregation zwischen Schwarzen und Weißen und von rassistischen, antischwarzen Gesetzen, die die Nürnberger Gesetze der Nationalsozialisten inspirieren sollten“ (2022: 54).

Auch die *waywards* (ins Deutsche übersetzt als „Aufsässige“)[3] begeben sich auf diesen Weg und suchen ihr Glück in den städtischen Metropolen des Nordens. Zwei schwarze Frauen, von denen Hartman berichtet, sind Victoria Matthews und Mattie Nelson. Entkommen aus der Vergangenheit der Versklavung, die für schwarze Frauen neben der körperlichen auch die sexuelle Ausbeutung bedeutete, dessen Stigma sich in die Geschichte der schwarzen Frauen einschrieb, ist Victoria Matthews entschlossen, für schwarze junge Frauen eine Zukunft zu sein (Hartman 2022: 77). Sie betreut neu Ankommende und so auch Mattie Nelson. In der Absicht, sich der von der lasterhaft durch Versklavung zerstörten Würde wieder zuzuwenden, setzt Victoria Matthews darauf, ihre Schützlinge genau in diese Richtung zu lenken: zur Wiederherstellung deren Würde als schwarze Frau. Als Mattie Nelson, ein 15-jähriges schlichtes schwarzes Mädchen, 1913 in New York ankommt, gibt es keine Arbeitsmöglichkeiten für sie, außer sich in einem Haushalt oder einer Wäscherei zu verdingen. Andere Arbeitsverhältnisse standen schwarzen Mädchen häufig nicht offen. Hartman beschreibt auf den folgenden Seiten die Veränderung von Mattie, wie sie ihre sexuelle Lust in Hinterzimmern entdeckt und gleichzeitig versucht, der Eintönigkeit und körperlichen Anstrengung des Erwerbslebens zu entkommen. Sie erfindet sich selbst in einer anderen Welt. Es wird förmlich spürbar, wie Mattie sich selbst entdeckt, dabei aber auch in die Fänge derer gerät (unter anderem Victoria Matthews), die sie später in eine Besserungsanstalt für Mädchen einweisen. Bezwungen von den Grenzüberwachungen der Tugendregime in Zusammenarbeit mit Polizei und Staatsgewalt, verbringt sie eine lange und gewaltvolle Zeit in dieser Anstalt.

Hartman widmet sich dieser und anderer Geschichten und arbeitet heraus, welche Strategien, Vorgehens- sowie Liebesweisen und Beziehungsgeflechte sich in einem Gewebe aus Postversklavung, antischwarzen Strukturen, Polizei- und Staatsgewalt gegen schwarze Menschen sowie People of Color, Industrialisierung und Versprechungen eines besseren Lebens finden lassen. Die Worte von Audre Lorde in ihrem Gedicht *A litany*

for survival kommen mir beim Lesen der bewegenden Geschichten in den Sinn:

„For those of us who live at the shoreline
standing upon the constant edges of decision
crucial and alone
for those of us who cannot indulge
the passing dreams of choice
who love in doorways coming and going
in the hours between dawns
looking inward and outward
at once before and after
seeking a now that can breed
futures
like bread in our children’s mouths
so their dreams will not reflect
the death of ours [...]“

(Lorde 1978)

Liebe und Sexualität von denen, die ausgeschlossen, verarmt, verfolgt und nicht willkommen waren, standen und stehen unter einer spezifischen Form der Gewalt: der Drohung eines sozialen oder physischen Todes. Audre Lorde erinnert daran, dass es zentral ist, gegen diese Gewalt vorzugehen, die Erfahrungen auszusprechen und das eigene Leben zu leben. Ihre Schlussfolgerung im Gedicht lautet: „So it is better to speak / remembering / we were never meant to survive.“ (Ebd.)

Und Hartman zeigt genau das: Sie lässt ihre Figuren durch das und mit dem Archivmaterial sprechen. Die Narrative und Lebenserzählungen stemmen sich gegen ein verfrühtes Vergessen, gegen Begrenzungen in der Erinnerung, gegen einen sozialen Tod und erfinden sich neu, wie Hartman zu zeigen weiß.

3. Vermachtete Archive

Das, was Hartman als „offene Revolution“ bezeichnet, die intimen Liebes- und Lebensgeschichten, Berichte und Dokumentationen, die damit in Verbindung stehen, können nicht aus den bestehenden Archiven gewonnen werden; sie sind wie die meisten Artefakte, Erinnerungen und Beschreibungen von Versklavten, Kolonisierten und anders Marginalisierten nicht – oder nur aus Sicht der Dominanzkultur – in die Archive eingeschrieben. Es existieren wenig eigene Narrationen im Mainstream

der Geschichtsarchive. Um den rassifizierenden und kolonisierenden Blick nicht zu wiederholen, gilt es die Zwischenräume und Leerstellen des Archivs auszuloten (Fuentes 2016; Owens 2016; Johnson i. E.)

Das Archiv als vermachteter Ort von geronnener (Hierarchie-)Geschichte (vgl. Derrida 1997; Foucault 1981) lässt die Möglichkeiten einer Beschäftigung mit diesen Stimmen nicht (leicht) zu. Auch hierzulande nimmt die Frage nach dem (Wissens-)Archiv und der Narration der marginalisierten Stimmen zu, auch um nach einer „Geschichte von unten“ zu fragen, die nicht präsent ist (Auma/Kinder/Piesche 2021). Besonders im Rahmen von Forderungen nach Dekolonisierungen von historischer Vermittlung, Erinnerungspolitik und Museen sind diese Erzählungen und Standpunkte von großer Bedeutung – auch was die Gestaltung von Erinnerung in Stadtarchiven und städtischer Erinnerungspolitik angeht[4], wie sie unter anderem auch von Noa Ha (2022) angesprochen wird.

Saidiya Hartman begegnet diesen Fragen und setzt sie auf eigene Weise um. Sie hat im Laufe ihrer Arbeit mit diesen marginalisierten, toten und nicht-sichtbaren schwarzen Menschen ein Verfahren entwickelt, deren Leben, mögliche Gedanken, Haltungen und Perspektiven sichtbar zu machen (Hartman 1997, 2007); im vorliegenden Buch kommt diese Erzählweise nun voll zur Geltung. Neben Material aus vielen Zeitungs- und Stadtarchiven nutzt sie dafür empirische Forschungen sowie Erzählungen der Zeit und schafft so eine kontextualisierende und verdichtete Perspektive. Hartman begründet damit nicht nur eine Methode, mit schwarzem (Über-)Leben und schwarzer Geschichte umzugehen, sie kombiniert auch die Archivarbeit mit der Erzählweise eines Romans.

Mit der Methode der Critical Fabulation und des „verschränkten Erzählens“ (Hartman 2022: 11) rekonstruiert Hartman Narrative, die es in den Archiven dieser Welt so nicht gibt. Sie stellt die Frauen in den Mittelpunkt, lässt sie durch Akteneinträge von Verhaftungen, Heimaufenthalten, Fotos, Berichten von Mieteintreibern, Polizisten und andere Archivmaterialien selbst sprechen, indem sie das Archiv „gegen den Strich“ liest[5]. Sie gewinnt so eine Perspektive, die schwarze junge Frauen im Übergang der 1890er-Jahre bis zu den 1930ern in den sozialen Umwälzungsprozessen dieser Zeit zeigt und die sie als Teil einer sexuellen Erneuerung einfängt.

4. Ein Atlas der Aufsässigen – Kontextualisierungen

Einen „Atlas der Aufsässigen“ (Hartman 2022: 111) rekonstruiert Hartman mit Bezug auf den Soziologen, der sich am meisten mit ihren schwarzen Leben in der Stadt beschäftigt hat: W.E.B. Du Bois. In der Eingangspassage

stellt sie sich vor, wie der Soziologe den „Aufsässigen“ in der Stadt begegnet[6]. Er – ein jung verheirateter schwarzer Mann – verweilt dort, bemüht, Studien und Befragungen zu den Umständen des Lebens schwarzer Menschen in der Stadt aufzuzeichnen.

Er trifft auf viel Leid, Armut, Arbeitslosigkeit und Ausweglosigkeit. Die Stadt hat sich in den letzten Jahren verändert durch die Migrationsbewegungen schwarzer Menschen vom Süden in den Norden. Diese Migrationsbewegungen werden später unter dem Begriff *The Great Migration* bekannt, und Du Bois sieht in ihr eine Art Verweigerung. „Er begrüßte diese Flucht als Ablehnung der Arbeitsbedingungen und als verzweifelten Versuch, eine andere Art von Leben zu führen“ (Hartman 2022: 145). Durch Abwanderung verweigern sie sich der Fortführung von Plantagenwirtschaft und Sklaverei ähnlichen Lebensbedingungen.

Doch bevor er diese Perspektive entwickeln kann, deutet er das Leben der „Aufsässigen“ als abweichend zu den familiären Lebensentwürfen, die er zu Beginn seiner Auseinandersetzung für richtig hält: Sittliche Normen, insbesondere in Bezug auf Familie und Ehe einer schwarzen Familie, spielten dabei eine nicht unerhebliche Rolle. Im Laufe der Zeit erkennt er aber, dass sich Verweigerung, Wegzug, Gegenleben „*als eine Art des Kampfes*“ gegen Plantagen und Versklavung lesen lässt, „*die verkappt in allem steckte*“ (ebd., Hervorh. im Original).

Um zu beschreiben, wie das Leben in der Stadt damals aussah, arbeitet Hartman auch mit Biografien von schwarzen Menschen, die zu der Zeit im Showbusiness, in schwarzen Bewegungskontexten oder wie Du Bois als Intellektuelle oder Wissenschaftler:innen bekannt wurden. Neben diesen ausführlichen Betrachtungen folgt die Rekonstruktion auch immer vor dem Hintergrund theoretischer Einordnung, zum Beispiel einem schwarzen feministischen Bezugsrahmen, wie sie etwa durch bell hooks, Angela Davis, Barbara Smith und anderen formuliert wurden, und/oder kapitalismuskritischen und gesellschaftstheoretischen Rahmungen, wie sie beispielsweise von Cedric Robinson in *Black Marxism* vorgelegt wurden (Robinson 1983). So ergibt das Buch eine breite Kontextualisierung mit einem großen Fundus an Quellenverweisen, theoretischen Einordnungen und Narrativen aus den Archiven und Akten.

5. ...at the end

Nach der Beschäftigung mit beiden Ausgaben, dem englischen Original (2020) und der deutschen Übersetzung (2022), lässt sich sagen, dass es der Übersetzerin gelungen ist, die epische Sprache und Mehrdeutigkeit des

Originals einzufangen. Auch die Einordnung und Anmerkung von Anna Jäger zur Kontextualisierung am Ende des Buches ist sicher von Bedeutung. Sie hebt dort hervor, dass eine Übertragung des Buches ins Deutsche auch deswegen schwierig ist, weil der oben erwähnte „theoretische und diskursive Bezugsrahmen“ (Hartman 2022: 425) teilweise in der deutschen Übersetzung noch nicht vorliegt und wenn doch, dann veraltet ist. Vor allem geht es um Literatur, die sich mit schwarzen und postkolonialen feministischen Fragen auseinandersetzt. Letztlich geht es wahrscheinlich nicht nur um eine Übersetzung, sondern im Wesentlichen darum, überhaupt zu verstehen, was *race* bedeutet. Es geht darum herauszustellen, welche historische Entfaltung und gesellschaftliche Wirklichkeit sich durch die Verbindung von Ökonomie, Geschlecht und *race* hergestellt haben und wie diese Verbindung die Welt global in unterschiedlichem Maß und verschiedenen Kontexten strukturiert. Und es geht darum, sich diesen Fragen weiterhin und mit größerer Dringlichkeit zuzuwenden, denn am Ende sind Kolonialismus und der Transatlantische Versklavungshandel keine abgeschlossene Geschichte, sondern eine Vergangenheit, die den Blick auf die Gegenwart wesentlich prägt. Dass schwarze Frauen Teil einer sexuellen Revolution waren, die ungehört blieb und nicht wahrgenommen wurde, verändert in jedem Fall den Blick zurück und nach vorn.

Dieser Artikel wurde durch Publikationsmittel des CGI (Zentrum für Interdisziplinäre Geschlechterforschung der Universität Innsbruck) und den Publikationsfonds der Universität Innsbruck gefördert.

Endnoten

- [1] Ich folge bei der Schreibweise von schwarz oder black der Autorin Saidiya Hartman. Im Originalbuch wird black kleingeschrieben. In den USA und Großbritannien gibt es zurzeit eine Debatte darum, ob black mit dem Großbuchstaben B versehen werden sollte. Die Großschreibung stellt Black als politische Kategorie und selbst gewählte Bezeichnung vor und war lange Zeit Praxis. Die derzeitige Debatte stellt den politischen Ursprung nicht infrage, sondern verweist nur darauf, dass das schwarze Subjekt immer eines der Ausbeutung, des Nicht-Besitzes und der Flüchtigkeit sein wird und kennzeichnet dies mit dem Entschluss zur Kleinschreibung (vgl. auch Thompson 2022, Fn. 1). Um an Debatten zu diesen Fragen anzuschließen, hätte in der deutschen Übersetzung des Buches von Hartman – oder in den Anmerkungen – ein Verweis zu den unterschiedlichen Schreibweisen und Herausforderungen stehen können, was leider nicht der Fall ist.
- [2] Im Buch auf Seite 11-14 erklärt Hartman die Methode kurz und erläutert ihr Vorgehen (unter 3. wird die Methode kurz erläutert).
- [3] Diedrich Diederichsen hält in seiner Rezension über das Buch fest, dass er den Begriff wohl so nicht übersetzt hätte (Diederichsen 2022), und dem würde ich mich anschließen. Der Begriff „Eigensinnige“ wäre mir eher in den Sinn gekommen.
- [4] Die Dekoloniale in Berlin ist nur ein Beispiel dafür: <https://www.dekoloniale.de/de> (letzter Zugriff am 15.11.2022).

Denise Bergold-Caldwell

- [5] Einige der Mädchen wurden bspw. verhaftet und ihnen wurde ein promiskuöses Verhalten unterstellt, was als deviante Merkmale in Akten beschrieben wird. Hartman sieht hier eher experimentelle Versuche, einer gesellschaftlichen Situation zu entkommen, die den schwarzen jungen Frauen und Mädchen nicht viel zu bieten hatte.
- [6] Dieses Porträt zeichnet Hartman mit einer Vielzahl an Sekundärliteratur, biografischen Aufzeichnungen und Einordnungen (vgl. 2022: 445 f., Quellenverzeichnis).

Autor_innen

Denise Bergold-Caldwell ist Erziehungswissenschaftlerin mit einem Schwerpunkt auf kritischer Bildungsphilosophie aus Schwarzer und queere feministischer Perspektive, aktuell im Kontext von Black Studies.

Denise.Bergold-Caldwell@uibk.ac.at

Literatur

- Auma, Maisha M. / Kinder, Katja / Piesche, Peggy (2021): Kontrapunktische Studien zu Schwarzsein und Schwarzem Europa – Das Schwarze queer-feministische Magazin Afreketé als Wissensarchiv. In: *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 30/2.
- Derrida, Jacques (1997): *Dem Archiv verschrieben: Eine Freudsche Impression*. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Diederichsen, Diederich (2022): Aufsässig, wegwärts. In: *Republik*, 7.6.2022. <https://www.republik.ch/2022/06/07/aufsässig-wegwaerts> (letzter Zugriff am 28.7.2022).
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fuentes, Marisa (2016): *Dispossessed lives: Enslaved women, violence, and the archive*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Ha, Noa (2022): Stadt und postkoloniale Kritik. Beitrag zur Debatte „Was ist Stadt? Was ist Kritik?“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/1, 161-165.
- Hartman, Saidiya V. (1997): *Scenes of subjection: Terror, slavery, and self-making in nineteenth-century America. Race and American culture*. New York: Oxford University Press.
- Hartman, Saidiya V. (2007): *Lose your mother: A journey along the Atlantic slave route*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Hartman, Saidiya (2020): *Wayward lives, beautiful experiments: Intimate histories of riotous black girls, troublesome women, and queer radicals*. New York: Norton.
- Hartman, Saidiya (2022): *Aufsässige Leben, schöne Experimente. Von rebellischen schwarzen Mädchen, schwierigen Frauen und radikalen Queers*. Berlin: Claassen.
- Heide, Johanna (2022): *Aufsässige Leben, schöne Experimente*. In: *poco.lit*. <https://pocolit.com?page&year=2021&monthnum=03&day=17&name=wayward-lives-beautiful-experiments-intimate-histories-of-social> (letzter Zugriff am 25.7.2022).
- Johnson, Jessica Marie (i. E.): *Wicked flesh: Black women, intimacy, and freedom in the Atlantic world*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Lorde, Audre (1978): *A litany for survival* by Audre Lorde. In: *Poetry Foundation*. <https://www.poetryfoundation.org/poems/147275/a-litany-for-survival> <https://www.poetryfoundation.org/poems/147275/a-litany-for-survival> (letzter Zugriff am 17.11.2022).
- Owens, Emily (2016): *Enslaved women, violence, and the archive: An interview with Marisa Fuentes*. In: *AAIHS*. <https://www.aaihs.org/enslaved-women-violence-and-the-archive-an-interview-with-marisa-fuentes/> (letzter Zugriff am 28.7.2022).
- Robinson, Cedric J. (1983): *Black Marxism: The making of the black radical tradition*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Thompson, Vanessa (2022): *Von Black Lives Matter zu Abolitionismus*. In: *ak – analyse & kritik*. <https://www.akweb.de/bewegung/black-lives-matter-abolitionismus-schwarze-bewegung-protest-marxismus-george-floyd/> (letzter Zugriff am 29.7.2022).

Intimate capital illegalisierter Frauen in Deutschland

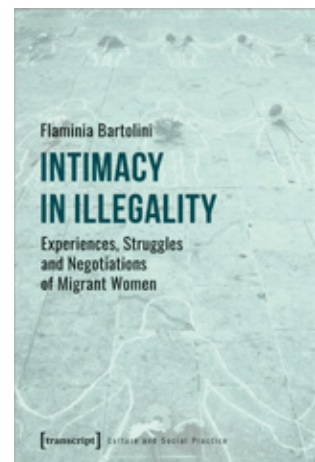
Rezension zu Flaminia Bartolini (2021): *Intimacy in illegality. Experiences, struggles and negotiations of migrant women*. Bielefeld: transcript.

Olaf Tietje

In ihrem 223 Seiten umfassenden Buch *Intimacy in illegality. Experiences, struggles and negotiations of migrant women* stellt Flaminia Bartolini die Biografien von Frauen in den Mittelpunkt, die illegalisiert in Deutschland leben oder zumindest eine Zeitlang lebten. Im Zentrum der Studie stehen 13 biografische Interviews, deren Analyse die Autorin durch weitere ethnographische Daten, die sie über einen Zeitraum von fünf Jahren sammelte, erweitert. Zentrales Interesse von Flaminia Bartolini ist dabei, das *doing intimacy* im Kontext von Illegalisierung zu rekonstruieren. Ihre Analysen verortet sie dazu im Spannungsfeld von staatlichen Autoritäten und an diese geknüpfte normative Ideale (z. B. die einzig wahre Liebe heiraten) einerseits und der alltäglich von den interviewten Frauen gelebten Realität (z. B. Partner*innenschaft auch als ein Zugang zu Aufenthaltsgenehmigungen oder Staatsbürger*innenschaft) andererseits. Hier wirft die Autorin die Frage auf, was die Verschränkung von Illegalität und Intimität für Migrant*innen ohne einen Aufenthaltstitel bedeutet. Intimbeziehungen können für Migrant*innen ein „ticket to legalization“ (Bartolini 2021: 13) sein, aber genau auch aufgrund dieses Potenzials Abhängigkeiten und Vulnerabilität verstärken.

Vulnerabilität nicht ausschließlich als eine Menschen ohnmächtig machende Kategorie zu denken, so haben es nicht nur Judith Butler, Zeynep Gambetti und Leticia Sabsay ausgeführt (2016),

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: transcript Verlag)



lässt die aus ihr resultierenden Handlungsnotwendigkeiten in den Blick rücken. Menschen in vulnerablen Lebensbedingungen handeln selbstverständlich auch in diesen. Sie akzeptieren ihre Lebensbedingungen nicht unter allen Umständen und handeln zu ihrem eigenen Vorteil: Die von Flaminia Bartolini interviewten Frauen gestalten ihr Leben in und trotz, beziehungsweise auch wegen, der illegalisierten Bedingungen, in denen sie leben. Illegalisierungen stellen allerdings besonders einschränkende Rahmenbedingungen für eigene Wünsche und Lebensvorstellungen dar. Intimität als ein vordergründig individuelles Moment erscheint dabei auch im Kontext von Illegalisierung, zumindest oberflächlich betrachtet, als der *eigene*, der besonders *vertraute* und in gewisser Weise auch *geschützte* Bereich. Die staatlichen Interventionen, wenn eine Person ohne Aufenthaltstitel eine Person mit deutscher Staatsbürger*innenschaft heiraten möchte, so verdeutlicht die Autorin, greifen direkt in diesen Nahbereich ein, machen ihn zumindest teilweise öffentlich und deinstallieren auf diese Weise das schützende Moment. Im Kontext von Illegalisierung zu forschen, ist mit besonderer Verantwortung verbunden (Karakayali 2010), die letztlich gerade in Zusammenhang mit Biografien erneut auf eine besondere Intimität verweist: Forscher*innen handeln in Forschungsfeldern sowohl als Wissenschaftler*innen als auch als Freund*innen, Ansprechpersonen, Berater*innen oder Zuschauer*innen (und vieles mehr).

In ihrem beeindruckend nah die Protagonistinnen porträtierenden und ausgesprochen wertschätzend geschriebenen Buch geht Flaminia Bartolini so den Spuren von Macht und Herrschaft in Intimverhältnissen nach. Mit ihrer Forschung will sie verstehen, wie soziale Ungleichheit durch und in Intimverhältnissen reproduziert wird und welche Bedeutung das *doing intimacy* im Kontext von Illegalisierung einnimmt. Die Autorin nimmt die Leser*innen vor dem Hintergrund ihrer Feldforschungen mit in den Alltag ihrer Interviewpartnerinnen. Das Buch beginnt damit, dass Flaminia Bartolini eine schwangere Interviewpartnerin und deren Beziehungsperson auf die Ausländerbehörde begleitet. In der Feldnotiz macht sie eindrücklich sichtbar, wo staatliche Intervention in den intimen Nahbereich vordringt. In wenigen Worten werden so schnell die Hindernisse deutlich, mit denen illegalisiert in Deutschland lebende Menschen zu rechnen haben, aber auch, wie sie Intimbeziehungen zumindest potenziell als eine Ressource nutzen können. Aus dieser Feldnotiz wechselt die Autorin nahtlos in die rechtliche Rahmung von Intimität. Auf den nächsten hundert Seiten widmet sich Flaminia Bartolini zunächst

dem theoretischen Hintergrund ihrer Arbeit. In den Mittelpunkt stellt sie dabei regimetheoretische Ansätze aus der kritischen Migrationsforschung verbunden mit einem intersektional ausgerichteten Theorieverständnis. Auf diese Weise gelingt ihr eine machtsensible Rahmung der Forschung, in welcher die Perspektiven der von ihr in die Studie einbezogenen Akteur*innen zentral sind. Auf diese Perspektiven aufbauend, blickt sie systematisch auf die rechtlichen und staatlichen Beschränkungen beziehungsweise Interventionen in Intimverhältnisse. Von hier aus stellt sie Intimität als ihre Analyseperspektive in den Vordergrund und diskutiert methodologische und forschungsethische Bezüge.

Den Hauptteil von *Intimacy in illegality* bilden die anschließenden Kapitel, in denen die Autorin die Geschichten ihrer Interviewpartnerinnen in den Fokus rückt und mit ihren theoretischen Vorüberlegungen treffend verbindet. Die biografischen Erzählungen ernst nehmend, lässt sie den Interviewten viel Raum, ihre Geschichten auszubreiten und auf diese Weise ihre „soziale Handlungsfähigkeit“ (Mignolo 2005: 403) zu präsentieren. So zeichnen die interviewten Frauen in ihren Geschichten ambivalente Bilder, die zum einen ihre andauernde Sorge vor der Abschiebung verdeutlichen, zum anderen aber zugleich sichtbar machen, wie sie mit diesen Situationen umgehen. Die Autorin rekonstruiert auf diese Weise die gesamte Vielfalt ihrer Empirie: Moralische Konflikte und scheiternde Strategien sowie starke Enttäuschungen werden hier ebenso sichtbar wie kleine Erfolge. Gerade in Bezug auf die Legalisierungsstrategie zu heiraten wird deutlich, dass ein pragmatischer Umgang mit Gesetzen, Regeln und Moralvorstellungen in vielen Fällen entscheidend dafür ist, sich selbst zu schützen: „She did not simply accept the rules, instead adapting them to her needs, and even resorting to ‚illegal‘, ‚immoral‘, or at least unconventional, means, if she felt that the situation demanded them.“ (Bartolini 2021: 123)

Dass ein lebenswertes Leben von funktionierenden Infrastrukturen abhängig sei, so Judith Butler, liege auf der Hand. Wenn Infrastrukturen versagen oder versagt werden, werden Menschen vulnerabel (Butler 2016: 12): Gesundheitsversorgung, staatliche Unterstützung, Bildung, eine Arbeitserlaubnis et cetera sind an unterschiedliche Aspekte von Aufenthaltsregelungen geknüpft. Und genau dies macht es für die interviewten Frauen schwierig, ein würdevolles Leben zu leben. Die staatliche Infrastruktur steht ihnen in vielerlei Hinsicht aufgrund der Illegalisierung nur eingeschränkt oder gar nicht zur Verfügung. Nicht-staatliche Unterstützungsstrukturen vollbringen demgegenüber beeindruckende Leistungen: Sie beraten

Menschen im Umgang mit staatlichen Behörden und bringen sie aber vor allem auch mit anderen legalisiert in Deutschland lebenden Menschen in Kontakt. Nichtsdestotrotz geben die interviewten Frauen auch hier Einblick in sehr ambivalente Perspektiven. Deutlich wird, dass individuelle Situationen und (un)glückliche Zufälle ausschlaggebend dafür sind, wie die jeweiligen Leben weiter verlaufen und ob beziehungsweise in welcher Zeit eine Legalisierung möglich wird. Wie es in selbstorganisierten Unterstützungsstrukturen immer wieder der Fall ist, bieten informelle Hierarchien dabei auch Potenzial für Frust. In einem vermeintlich solidarischen Kontext als Bittstellerin zu erscheinen, ist dabei etwa ein Aspekt, der die Interviewten frustriert: „I always have to wait and beg for every small thing“ (Bartolini 2021: 147), wird der Autorin gegenüber diese Situation von einer der interviewten Frauen zusammengefasst. Familie beziehungsweise Kinder spielen im Zusammenhang mit Abhängigkeiten eine weitere einschneidende Rolle. Kinder können Teil eines Legalisierungsprozesses sein, aber auch aufgrund der Lebenssituation ihrer Eltern in die Illegalisierung hineingeboren werden. Einige der Interviewpartnerinnen können dies nicht vertreten und stellen auch in Frage, ob einem Kind ein Leben in der Illegalisierung zumutbar sein kann – mit unterschiedlichen anschließenden Lösungsstrategien.

Die intersektionale Lesart, in welcher Flaminia Bartolini ihre Analyse zunächst empirisch aufbaut, findet schließlich in den folgenden, stärker theoretisierenden Ausführungen ein besonderes Echo. Den Fokus auf Geschlecht, Alter, Sexualität, Nationalität, Klasse und schließlich *race* ausrichtend, stellt die Autorin die infrastrukturellen Bedingungen von Intimverhältnissen unter illegalisierten Lebensbedingungen in ihrer Komplexität vor. Dem roten Faden der Geschichten der Interviewpartnerinnen folgend, hebt sie besonders das „intimate capital“ (Bartolini 2021: 187) hervor, welches die interviewten Frauen herstellen, und meint damit die „individual capacity to establish new intimate relationships and to maintain and manage existing ones“ (ebd.). Eine der besonderen Stärken des Buches liegt so nicht nur in der eindrücklich sichtbar werdenden Nähe der Autorin zu den Protagonistinnen der Geschichten, sondern eben auch in ihrer analytischen Distanz. Die zwar gelegentlich etwas redundant erscheinenden Rekonstruktionen aus den Interviews zeichnen sich immer durch eine große Lebendigkeit aus, welche die Leser*innen fesselt und ihnen auf diese Weise einen leichten Einstieg in die Geschichten ermöglicht. Die widerständigen Potenziale, welche in vulnerablen Situationen be- oder entstehen, glorifiziert Flaminia Bartolini keineswegs: Sie schreibt

keine bloße Erfolgsgeschichte, aber auch kein viktimisierendes Portfolio mehrfach marginalisierter Menschen. Und „all in all“, so stellt sie fest, „it can be affirmed that intimate capital is a precious resource for migrants living in illegality, and allows them to establish, manage and maintain intimate relationships“ (Bartolini 2021: 190).

Am Ende des Buches nimmt die Autorin die Situation der Ausländerbehörde vom Beginn erneut auf. Sie schließt mit einer Feldnotiz von einem weiteren Besuch auf der Behörde, der knapp ein Jahr später stattfand und einen zentralen Erfolg einer ihrer Interviewpartnerinnen darstellt: eine Aufenthaltsgenehmigung. Über den Verlauf der Forschung gelang es einigen der interviewten Frauen, ihren Status zu legalisieren, anderen nicht. Die vielen Widersprüchlichkeiten in den rechtlichen Regelungen verdeutlichen, dass die Familiengesetze und das, was Donna Haraway (2016) unter *making kin* thematisiert hat, für die von Flaminia Bartolini diskutierten Aspekte des besonders wichtig sind. Alternative Formen von Partner*innenschaft, Verantwortung und Relationalität müssen nicht mit biologischer Verwandtschaft oder romantischer Liebe verbunden sein. Deutlich wird, dass Menschen füreinander Verantwortung übernehmen können, ohne romantische Liebe in den Mittelpunkt zu stellen. Und auch diese romantische Liebe sowie Reproduktionsfähigkeiten können eine Ressource sein, die zumindest in einigen Fällen erfolgreich hergestellt und eingesetzt werden kann – etwa um die Ausländerbehörde schließlich mit einer Aufenthaltsgenehmigung zu verlassen.

Autor_innen

Olaf Tietje ist Soziologe. Er forscht zu Arbeit, Geschlecht, Migrationen und qualitativen Methoden, aktuell mit einem Schwerpunkt auf Praktiken sozialer Teilhabe.
olaf.tietje@lmu.de

Literatur

- Bartolini, Flaminia (2021): Intimacy in illegality. Experiences, struggles and negotiations of migrant women. Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (2016): Rethinking vulnerability and resistance. In: Judith Butler / Zeynep Gambetti / Leticia Sabsay (Hg.), *Vulnerability in resistance*. Durham: Duke University Press, 12-27.
- Butler, Judith / Gambetti, Zeynep / Sabsay, Leticia (Hg.) (2016): *Vulnerability in resistance*. Durham: Duke University Press.
- Haraway, Donna J. (2016): *Staying with the trouble. Making kin in the Chthulucene*. Durham/London: Duke University Press.
- Karakayali, Serhat (2010): Forschung über illegale Migration. Methodologische und theoretische Überlegungen. In: Sabine Hess / Bernd Kasperek (Hg.), *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Berlin: Assoziation A, 265-279.
- Mignolo, Walter (2005): On subalterns and other agencies. In: *Postcolonial Studies: Culture, Politics, Economy* 8/4, 381-407.

Rennen und Stillstand. Aus der Zukunft von AIDS and the distribution of crises

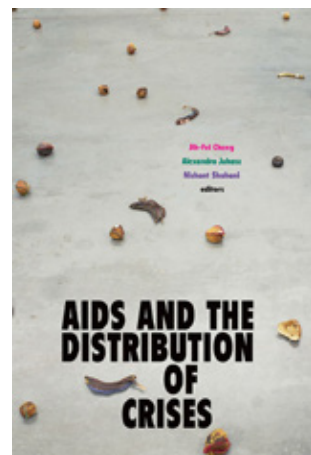
Rezension zu Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz /
 Nishant Shahani (Hg.) (2020): *AIDS and the
 distribution of crises*. Durham: Duke University Press.

Todd Sekuler, Zoya

In ihrem Beitrag zum Kapitel „Dispatches from the futures of AIDS“ aus dem Sammelband *AIDS and the distribution of crises* (Cheng/Juhasz/Shahani 2020a) stellt Emily Bass die Frage, auf wie viele Weisen man im Jahr 2017 rennen könne (Bass et al. 2020: 300). Diese weiterhin hochaktuelle, wenn auch kryptische Frage entnimmt Bass einer Einleitung zur englischen Übersetzung von Miron Białoszewskis Buch *A memoir of the Warsaw uprising*, bezieht sie aber auf eine ganz andere Dringlichkeit als den Aufstand gegen die Nazibesatzung: nämlich auf das organisatorische Hin und Her infolge des unter Präsident Trump wieder in Kraft gesetzten und ausgeweiteten Verbots für US-finanzierte NGOs, Schwangerschaftsabbrüche zu ermöglichen. „Das Geld anzunehmen heißt, die Politik zu akzeptieren“, schreibt Bass, „es abzulehnen bedeutet, Ressourcen für die Frauen zu verlieren, die unsere Verbündeten sind“ (ebd.: 302). Während eines Aufstands unter Beschuss werden Aktivist*innen in unterschiedliche Richtungen gezogen: „Rennt alle los. Wir machen das, woran wir uns erinnern – die Regeln von ACT UP[1] gelten jetzt für Rise and Resist[2] – und versuchen herauszufinden, wann wir uns in kleinere Gruppen aufteilen und wann wir abtauchen sollten.“ (Ebd.: 304)

Diese Rezension wurde von zwei Freunden verfasst, einem Kurator und Anthropologen, der zum Thema HIV/AIDS arbeitet, und einem Sexualpäda-

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: Duke University Press)



gogen, Kurator und Organisator. Sie reflektiert diese „Wortmeldungen aus der Zukunft“ in der Zukunft nach deren Veröffentlichung und ermöglicht daher, den Sammelband und seine Perspektiven vor dem Hintergrund des Auftretens von COVID-19 zu betrachten. Während sich die HIV/AIDS-Pandemie im neuen Jahrzehnt fortsetzt und die damit verbundene Krisenstimmung bestimmte Orte und Communities unverhältnismäßig stärker trifft als andere, könnte die Zukunft, aus der die Beiträge berichten, eine sein, die uns vor den möglichen Folgen von COVID-19 warnt. Selbst angesichts einer relativen Permanenz von Quarantäne- und anderen Maßnahmen, Krankheitssymptomen und dem Verlust von Menschenleben – den charakteristischen Merkmalen der jüngsten Pandemie – denken viele Menschen im Globalen Norden immer noch nicht, dass sie gerade eine Krisenzeit durchleben. Übereinstimmend mit neueren Arbeiten zu den vielfältig gelebten Zeitlichkeiten von HIV/AIDS (Benton/Sangaramoorthy/Kalafonos 2017; Sangaramoorthy 2018; Dziuban/Sekuler 2021) ist dieses zeitlich und räumlich ungleich verteilte Gefühl von Dringlichkeit genau das, was der Band *AIDS and the distribution of crises* untersucht.

In einem der Kapitel stellt Viviane Namaste die Frage: „Wie erzählen wir die Geschichte von AIDS lokal und global?“ (2020: 131), womit der räumliche Rahmen des Sammelbands gut umrissen ist. Während es in Namastes Beitrag hauptsächlich um die Organisation haitianischer Communities in Kanada geht, befasst sich das Buch ansonsten vor allem mit HIV/AIDS in den USA. Nichtsdestotrotz analysiert es die Pandemie in einem transnationalen Bezugsrahmen und widmet sich in einzigartiger Weise den vielen Communities, die nach wie vor massiv von den lebensprägenden und -verkürzenden Auswirkungen durch AIDS betroffen sind. Menschen, die aus eben diesen Communities kommen, bleiben allerdings oft ausgeschlossen aus Diskussionen darüber, wie sich die Bedeutung der HIV/AIDS-Krisen am besten theoretisieren ließe, wie auf ihr Fortbestehen zu reagieren und wie mit ihren Verheerungen umzugehen wäre. Aus dieser räumlichen Perspektive betrachtet, geht es bei der Verteilung von Krisen nicht nur um ihre Verteilung zwischen dem sogenannten US und dem Rest, sondern auch, wie weiter unten ausgeführt, um eine Verteilung zwischen Globalem Süden und Norden, ländlichen und urbanen Räumen, dem/den Abwesenden und Anwesenden, Zentren und Peripherien, dem Digitalen und dem Analogen, sexualisierten und entsexualisierten Räumen sowie zwischen wichtigen institutionalisierten und marginalisierten Orten der Produktion, Bewahrung und Mobilisierung von Wissen. Das Buch umfasst vier dicht geschriebene

Einführungs- und Schlusskapitel zur Rahmung seiner zwölf Beiträge. Die Kapitel 1, 8 und 12 sind „Wortmeldungen“ (*dispatches*), das heißt Gespräche zwischen Wissenschaftler*innen, Aktivist*innen und Künstler*innen (oft in Kombination), die sich jeweils auf zwei von den Herausgeber*innen vorgegebene Stichwörter beziehen. Neben dem bereits erwähnten Kapitel „Dispatches from the futures of AIDS“ (Bass et al. 2020) sind dies „Dispatches from the pasts/memories of AIDS“ (Aldarondo et al. 2020) und „Dispatches on the globalizations of AIDS“ (Kerr et al. 2020).

Das Format der „Wortmeldung“ schafft einen Dialog über weit auseinander liegende Zeitzonen, Zeiträume und Geographien hinweg. Es beleuchtet, „wie Globalisierung auf häufig entfremdende Weise [...] fragmentiert und isoliert, sodass bestimmte Populationen aus der ‚Echtzeit‘ herausfallen, auch wenn andere von den Ökonomien des Augenblicks unmittelbar profitieren“ (Kerr et al. 2020: 30). Es bietet aber auch die Möglichkeit, ganz unterschiedliche Stimmen zusammenzubringen. Für Leser*innen, die sich dem Band aus anderen Perspektiven als akademische oder theoriegewohnte Aktivist*innenkollektive nähern, stellen diese „Wortmeldungen“ womöglich eine willkommene Verschiebung des Vokabulars, des Bezugssystems und möglicher Zugehörigkeiten dar.

Im Folgenden stellen wir die Hauptargumente des Bandes so vor, wie wir sie in vielen gemeinsamen Reflexionen zu den einzelnen Kapiteln herausgearbeitet haben. Dafür verwenden wir drei sich teilweise überschneidende strategische und analytische Rahmungen: Horten, Sich-Entziehen und Bewältigen. Abschließend diskutieren wir, wie das Buch Geschichte und Gegenwart aus marginalisierten Positionen erzählt – und welche Spannungen damit verbunden sind –, ohne Identität und die zu ihrer Beschreibung und Dokumentation verwendeten Begriffe zu essenzialisieren und zu universalisieren.

1. Horten

In „The costs of living: Reflections on global health crises“ beschreibt Bishnupriya Ghosh (2020), wie die heute weltweit vorherrschenden politisch-ökonomischen Modelle der Kosten-Nutzen-Analyse, mit denen Populationen im Namen des optimalen „Gemeinwohls“ (ebd.: 60) sortiert und aufgeteilt werden, zu einer extrem ungleichen Verteilung essenzieller Ressourcen führen – wie etwa im Fall bezahlbarer antiretroviraler Generika. Durch Sicherheitsregime, die Maßnahmen zur Biosicherheit ergreifen, werden aber nicht nur Medikamente und andere materielle Ressourcen gehortet. Mittels eines rigorosen biopolitischen Regimes

von „Leben geben“ und „sterben lassen“ (ebd.: 64) wird auch das Leben selbst gehortet. Ghosh hinterfragt so, wie sich das abstrakte Konzept des *Gemeinwohls* „als Handlungshorizont auf eine distributive Sicherheitslogik stützt“ (ebd.: 62). Diese Logik spalte „eine abstrakte Öffentlichkeit ab, die in Zukunft Profite von den entbehrlichen Massen raffen wird, welche den Tod herausfordern, damit sich dieser Nutzen einstellt“ (ebd.). In ihrer Analyse zu Manipur, einem an Myanmar grenzenden Bundesstaat im Nordosten Indiens, verweist Ghosh auf die räumliche Politik der Zahlen. Sie argumentiert, dass der Fokus auf nationale Statistiken bei Kriseneinschätzungen den Blick auf lokale und regionale Märkte verstelle. Die unter Militärherrschaft stehende Region Manipur, die in den Drogenhandel verwickelt war, verzeichnete sogar dann noch einen Anstieg der HIV-Infektionen, als Indien bereits für seine landesweite Reduktion der HIV-Inzidenz gefeiert wurde. Durch das Fehlen einer differenzierteren Bewertung mit lokalem Bezug blieb dieser Krisenherd weitgehend unbeachtet.

Tatsächlich gibt es zahlreiche Strukturen, die dazu dienen, Leben zu horten, insbesondere entlang der Linien von *race*, Geschlecht und Klasse. Das Kapitel „AIDS, women of color feminisms, queer and trans of color critiques, and the crisis of knowledge production“ von Jih-Fei Cheng (2020) beginnt mit der Darstellung einer Aktion der TransLatin@ Coalition, die während der Major League Baseball World Series 2018 ein riesiges Trans-Pride-Banner mit der Aufschrift „Trans people deserve to live“ (dt. „Transpersonen verdienen es zu leben“) entrollte. Cheng unterstreicht die Bedeutung der radikalen Überlegungen und Widerstandsstrategien Schwarzer, Indigener und queerer/trans People of Color für die Wissensproduktion von Aktivist*innen und Institutionen auf dem Gebiet HIV/AIDS – und dies trotz der vielen Hürden, die Schwarze und Indigene Queer- und Transpersonen beim Zugang zu höherer Bildung überwinden müssen, und der Tatsache, dass ihr Wissen und ihre Arbeitskraft weiterhin angeeignet und ausgebeutet werden. Es wird klar, dass Institutionen, die den Zugang zu Mechanismen der Wissensproduktion verwehren, auch darunter leiden, dass ihnen Formen des Wissens fehlen, die zur Bewältigung der AIDS-Krisen erforderlich sind.

Dies bringt uns zu den von den Herausgeber*innen erwähnten Schwierigkeiten und Misserfolgen beim Versuch, Schwarze Frauen in ihrem Sammelband in angemessener Weise „als Autorinnen, Akteurinnen, Gesprächspartnerinnen oder Mitwirkende“ (Cheng/Juhasz/Shahani 2020b: xxiii) in den Mittelpunkt zu stellen – ein Aspekt, auf den wir später zurückkommen werden. Diese Neuzentrierung, schreiben sie, sei „nur der erste Schritt

eines wesentlich differenzierteren, ausgefeilteren und systematischeren Prozesses“ (ebd.: xxiv), wodurch Julia S. Jordan-Zacherys Kapitel „Safe, soulful sex: HIV/AIDS talk“ (2020) umso wichtiger wird. Nicht nur, weil sie die einzige Schwarze Autorin des Bandes ist, sondern auch weil sie darauf hinweist, dass die innerhalb dieser unterrepräsentierten Gruppe dominierenden Diskurse bestimmte Schwarze Frauen wie Lesben und Transpersonen, Arme und Angehörige der Arbeiterklasse sowie HIV-Infizierte noch weiter ausschließen. Jordan-Zachery untersucht die Ideologien der Diskussionen zu HIV/AIDS und analysiert, wie bestimmte Skripte, die Schwarzen Frauen historisch übergestülpt wurden, in drei verschiedenen Kontexten zum Tragen kommen: in den Reden derzeitiger Schwarzer Parlamentarierinnen im US-Kongress, in den Zeitschriften *Essence* und *Ebony* und in den Beiträgen Schwarzer Bloggerinnen. Dadurch kann sie die Anwesenheit von „Schattenkörpern“ (Jordan-Zachery 2020: 94) derjenigen Personen aufzeigen, über die geschwiegen wird. Außerdem verweist sie auf die Tendenz dieser Diskurse, für eher individuelle, wohltätige oder außergewöhnliche Handlungen einzutreten, die den Ausnahmecharakter von Ereignissen betonen, und sich damit von strukturellen Beschreibungen der Pandemie abzuwenden, die auf einen rechtlichen, institutionellen und systemischen Wandel drängen würden.

2. Sich-Entziehen

Während bestimmte dominante Bezugssysteme die Berücksichtigung marginalisierter Communities umgehen und so zum Horten von Ressourcen und Leben beitragen, kann das Sich-Entziehen auch „von unten“ genutzt werden – um Macht- und Kontrollmechanismen zu unterlaufen. In „Crisis infrastructures: AIDS activism meets internet regulation“ untersucht Cait McKinney (2020), wie sich Kiyoshi Kuromiya, Gründer des Projekts Critical Path AIDS, gemeinsam mit der American Civil Liberties Union (ACLU) erfolgreich für die teilweise Streichung des Communication Decency Act von 1996 eingesetzt hat. Dieses Gesetz, ein früher Vorstoß zur Internetregulierung, hätte die Verbreitung von Informationen zu HIV/AIDS behindert. Das Kapitel bietet somit eine wichtige Ergänzung zu bestehenden Arbeiten, in denen die Auswirkungen anderer technologischer Innovationen auf die Geschichte des AIDS-Aktivismus beleuchtet werden, wie etwa die der Handkamera (Juhász 1995) oder des Kopiergeräts (Eichhorn 2016; Lebovici 2017: 23-38). In der Frühphase der Entwicklung des Internets erkannte Kuromiya dessen Potenzial, entrechtete Communities zu erreichen – zu einem Zeitpunkt, als das Netz noch primär als Ort für sachkundige Hobby-Internetfreaks sowie

große Unternehmen und Institutionen galt. Abgesehen von ihrem Einsatz für sexuelle Aufklärung boten die Multimedia-Aktivist*innen des Projekts Schulungen zur Handhabung und Erschließung von Internettechnologien an, um Informationen auch Personenkreisen zugänglich zu machen, die das Internet sonst nicht unbedingt nutzten (weil sie z. B. von Armut, Behinderungen oder Inhaftierung betroffen waren). Durch seine entscheidende Zeugenaussage im ACLU-Fall trug Kuromiya dazu bei, die de-territorialisierenden Auswirkungen der Internetregulierung zu umgehen, die dazu bestimmt war, viele der Klient*innen des Projekts Critical Path AIDS aus dem Netz zu vertreiben. Zudem gelang es dem Projekt mit seiner „community-basierten Infrastruktur zur Verbreitung von Informationen zu AIDS“ (McKinney 2020: 163), sich dem Hortungsstreben des etablierten, auf Kapitalzuwachs und eine technokratische Zugangslogik ausgerichteten Internetsystems zu entziehen.

Jahrzehnte später sind Kampagnen zur Prävention und Behandlung von HIV für bestimmte Communities zum allgegenwärtigen Normalfall geworden. Oft enthalten sie implizite Botschaften, in denen es eher um Risiken als um Vergnügen und Lust geht und in denen homophobe sowie rassistische Ideologien und Praxen reproduziert werden – was Marlon M. Bailey in „Black gay men’s sexual health and the means of pleasure in the age of AIDS“ als „Homosex-Normativität“ (2020: 223) bezeichnet. Bailey interessiert sich für Strategien, sich solch moralistischen Verhaltensanweisungen zur Sexualität zu entziehen. Zu diesem Zweck analysiert er „doppelte Untergrund[-Räume]“ (ebd.: 217), die lediglich durch Mundpropaganda bekannt sind und nur mit geheimen Klopffzeichen betreten werden können. Dort kommen Schwarze schwule Männer zusammen (in diesem Fall in einer Stadt im mittleren Westen der USA), um Partys zu feiern, bei denen „alles erlaubt“ ist (ebd.). Um analytisch in Räume vorzudringen, die eigentlich genau darauf ausgelegt sind, sich Überwachungstechnologien zu entziehen, entwickelt Bailey seine eigene Methodik: Er bittet seine Gesprächspartner, nach Verlassen der Veranstaltung „eine detaillierte Beschreibung der Erfahrungen, Beobachtungen und der in Privaträumen liegenden Örtlichkeit“ (Bailey 2020: 219) auf Band aufzunehmen. Das Ziel war, wie er schreibt, „mehr Wissen über HIV-Prävention bzw. Präventionsstrategien zu schaffen, die [...] sexuelle Gesundheit und sexuelles Wohlbefinden wertschätzen und verbessern und gleichzeitig die Lust betonen“ (ebd.). Dennoch konkretisiert Bailey an keiner Stelle Präventionsstrategien, obwohl er zeigt, dass es möglich und sinnvoll ist, Vergnügen und Lust als zentrale Komponenten sexueller Gesundheit zu

begreifen. Mit besonderer Sensibilität für die negativen Auswirkungen von antischwarzem Rassismus auf die Lebensziele, sexuellen Räume und Möglichkeiten des Zusammenkommens interpretiert er die Nutzung eines Raums, in dem *nichts wirklich zählt*, als eine „temporäre Flucht aus einer Welt, in der *alles zählt*, aber die Maßstäbe für das, was zählt, von anderen definiert werden“ (ebd.: 218).

Sich der Vorgabe zu entziehen, die Kategorie „Schwarze schwule Männer“ – oder irgendeine andere Identitätskategorie – habe eine essenzielle, kohäsionsstiftende Bedeutung, ist auch der Ausgangspunkt des Beitrags „Activism and identity in the ruins of representation“ von Juana María Rodríguez (2020). Identitätspolitik stellen ein wichtiges Organisationsinstrument marginalisierter Gruppen dar, geraten aber laut Rodríguez zunehmend in die Krise, da sich Gruppierungen abspalten und so zu umkämpften Orten der Identifikation, Definition und Exklusion werden. Die Programmgestaltung und kulturelle Arbeit des in San Francisco angesiedelten Proyecto ContraSIDA por Vida bieten das, was Rodríguez als eine „neue, auf Ideen, Zugehörigkeit und Orientierung basierende Art des Identitätsprojekts“ (Rodríguez 2020: 258) bezeichnet. Es entzieht sich dem Trend, „statische Kategorien wie *race*, *Geschlecht*, *Kultur* und *Sexualität*“ (ebd.) ins Zentrum von Aufklärungs- und Präventionsinstrumenten zu HIV/AIDS zu stellen. Die analysierten Ziele und Strategien des Sich-Entziehens sind dabei vielfältig und für eine pulsierende Stadt wie San Francisco zwar spezifisch, aber auch darüber hinausweisend: Identitätspolitische Annahmen werden durch den Fokus auf Begehren, Lust, Angst oder Menschlichkeit umgangen; der Schwerpunkt liegt hierbei auf sexueller Befreiung statt auf dem Ziel, „gleiche Rechte“ zu erlangen; auch die Grenzen zwischen „Straßensprache“ und „politischer Theorie“ sowie zwischen den Kategorien „Opfer“, „freiwillige*r Helfer*in“ und „Expert*in“ werden verwischt; und die identitätsbezogenen Begriffe, die der Definition und Konstitution von Räumen dienen, in denen die Programmatik stattfindet, werden beständig variiert.

3. Bewältigen

Diese Strategien, sich der Gewalt dominanter Logiken und Bezugssysteme zu entziehen, können daher oft ihrerseits Wege zu Bewältigung und Empowerment darstellen. In einigen Kapiteln werden Formen der Zuwendung und Heilung aufgezeigt, die Möglichkeiten versprechen, die Auswirkungen von Gewalt und Unterdrückung zu überwinden. In den USA gehört der Siedlerkolonialismus zu den historisch am meisten

verleugneten Formen der anhaltenden Realität von Dehumanisierung, Deterritorialisierung und Völkermord. Er hinterlässt Narben, die umso tiefer sind, da sie von den verursachenden Akteuren nicht anerkannt und somit für nichtig erklärt werden. In „HIV, indigeneity, and settler colonialism: Understanding PTIS, crisis resolution, and the art of ceremony“ verwendet Andrew J. Jolivette den Begriff „unrechtmäßiger Kolonialismus“ (2020: 239) zur Beschreibung einer „Reihe vorsätzlicher und fortwährender Akte der Zerrüttung, Demontage und Destabilisierung mit illegalen Mitteln, mit denen stammes-, clan- und nationenspezifische Formen der Entscheidungsfindung bei Gesundheitskrisen wie HIV/AIDS zerstört werden sollen“ (ebd.). In einer Studie mit Two-Spirit-Personen in der San Francisco Bay Area weist Jolivette eine Korrelation zwischen HIV-Serokonversion und intergenerationellem Trauma nach. Die gesundheitlichen Folgen der anhaltenden Nachwirkungen des Siedlerkolonialismus bezeichnet er als „posttraumatisches Invasionsyndrom (PTIS)“ (Jolivette 2020: 244). Um der „Zersetzung der Two-Spirit-Kultur“ (ebd.: 242) und der Flut reduktiver Darstellungen und Auslöschung der Indigenen Kultur entgegenzuwirken, schlägt Jolivette eine „Genealogie des Widerstands“ (ebd.: 241) vor, die das oft vernachlässigte Ritual der Zeremonie wiederbelebt und „sowohl individuelle als auch gemeinschaftszentrierte Gespräche und Pläne für die kontinuierliche Heilung der Folgen des generationenübergreifenden Traumas“ (ebd.: 246) ermöglicht.

Bei einem Großteil der kolonialen Gewalt, die es kollektiv zu bewältigen gilt, geht es um das Horten – nicht nur von Ressourcen, sondern auch von Diskursräumen. Diese Formen des Hortens und der Zugangskontrolle tragen nicht nur maßgeblich zur Konstruktion von Ideologien bei, mittels derer ganze Bevölkerungsgruppen ausgeschlossen und unterworfen werden. Sie gehen auch unmittelbar mit der Durchführung von Studien und der anschließenden Verteilung von Ressourcen einher, wie Viviane Namaste in „AIDS histories otherwise: The case of Haitians in Montreal“ (2020) zeigt. Da Haitianer*innen, die mit HIV leben, häufig andere klinische Erfahrungen mit dem Virus gemacht haben als weiße, schwule US-Amerikaner, die die AIDS-Forschung und -Politik bestimmten, mussten sie ihre eigenen Wege finden, um mit der Pandemie und ihren speziellen Ausprägungen in den haitianischen Communities umzugehen. Namastes Blick geht über die größtenteils von weißen, cis-schwulen US-Amerikanern dominierten AIDS-Archive hinaus, indem sie Initiativen zur Organisation haitianischer Communities in den USA und Kanada (Montreal) identifiziert und würdigt. Sie hebt zum Beispiel eine haitiani-

sche Radiosendung hervor, in der die diskriminierende Regierungspolitik und mediale Darstellung von Haitianer*innen diskutiert, Fehlinformation korrigiert und Druck auf staatliche Institutionen ausgeübt wurde, damit korrekt über Infektionskrankheiten informiert wird – vor allem in Bezug auf migrantische Bevölkerungsgruppen. Außerdem erwähnt sie die vielleicht größte öffentliche Kundgebung der AIDS-Geschichte weltweit: 50.000 Menschen blockierten die Brooklyn Bridge in New York, um erfolgreich dagegen zu demonstrieren, dass das Rote Kreuz Haitianer*innen als „Risikogruppe“ bezeichnete (Namaste 2020: 139). Damit zeigt Namaste, wie wichtig es ist, die Archive der Communities zu nutzen, um Bewältigungs- und Resilienzstrategien und -geschichten zu finden, die aus den hegemonialen Archiven und Narrativen der Epidemie auch weiterhin ausgeschlossen sind.

Wie Namaste arbeitet auch Darius Bost in „A voice demonic and proud: Shifting the geographies of blame in Assotto Saint’s ‚Sacred life: Art and AIDS‘“ (2020) Methoden zur Überwindung von AIDS als „Epidemie der Diskriminierung“ heraus. Wir übernehmen diesen Begriff von Paul Farmer (1992: 212 ff.) hier, um darauf zu verweisen, dass die Bezeichnung von Menschen als „Risikogruppen“ mit Rassismus, Pathologisierung und Othering einhergeht. Bost schaut sich insbesondere an, wie Assotto Saint Spiritualität dazu nutzte, sich den reduktiven Mechanismen „moderner kategorialer Unterscheidungen wie *race*, Geschlecht, Sexualität, (körperliche) Befähigung und Nation, [...] die die Beziehungen des/der Einzelnen zu Staat und Kapital strukturieren“ (2020: 159), zu entziehen. Als schwuler, geschlechtlich nicht-konformer HIV-positiver Haitianer, der sich als „leather queen“ und „snow queen“ (ebd.: 149) identifizierte, wurde Saint in mehreren Communities und Diskursen marginalisiert, aus ihnen ausgeschlossen und von ihnen angegriffen – auch seitens jener in der Tradition radikaler Schwarzer Communities, weil er soziale und sexuelle Beziehungen mit weißen Männern pflegte. Bost verweist auf Saints Fähigkeiten, (sich) das Sakrale zu erschließen – indem er mit den Regeln der Sprache bricht, Stigma und Erniedrigung annimmt und die Perversion heiligt –, um einige der durch solche Diskurse verursachten Fragmentierungen zu überwinden und neue, schöpferische Zukünfte zu erschaffen.

4. Krisen von den Rändern aus (be-)schreiben

In ihrem Vorwort schreiben die Herausgeber*innen, dass sie die Kapitel des Bandes ausgewählt und entwickelt haben, um das widerzuspiegeln, was Cathy J. Cohen als „übergreifende“ aktivistische Praxis bezeichnet

– „nämlich ein Verständnis von AIDS, das die Grenzen monothematischer Politik hinterfragt, um ausbeuterische Maßnahmen in den Blick zu nehmen“ (Cheng/Juhasz/Shahani 2020b: xxiii). Da die Communities, die von diesen ausbeuterischen Maßnahmen am stärksten betroffen sind, in der Regel auch jene sind, die von der vorherrschenden öffentlichen Gesundheitsförderung und -politik vernachlässigt werden, eröffnet diese Abkehr von der monothematischen Politik die Aussicht auf das heikle Unterfangen, über Krisen von den sozialen und politischen Rändern der Gesellschaft aus zu schreiben. In Anbetracht dieser Notwendigkeit und der Herausforderungen, vor denen das Herausgeber*innenteam dadurch stand, beschreibt das Vorwort – wie eingangs erwähnt –, dass das Vorhaben, Schwarze Frauen in den konzeptionellen Mittelpunkt des Buchs zu stellen, großen Willen und Einsatz erforderlich machte. „Schwarze Frauen ins Zentrum zu stellen, ist nicht einfach Taktik, Geste oder Verpflichtung“, so die Herausgeber*innen, „weil es von einem Zentrum ausgeht, das nicht als beständig gesehen werden kann: einer abwesenden Anwesenheit, die die Arbeit und die Formen von Wissenschaft und von anderen Arten des Schreibens in die Krise stürzt, in die Unschärfe oder in die Unfähigkeit, sich dessen sorgfältig anzunehmen“ (ebd.).

Obwohl die Beobachtung inspirierend ist, dass eine ungleiche Verteilung von Krisen den Akt des Schreibens selbst und nicht nur die (re-)präsentierten Realitäten beeinträchtigen kann, haben wir uns dennoch gefragt, ob der Begriff „abwesende Anwesenheit“, der Exklusionen theoretisch erfassen soll, nicht unwillentlich dazu beiträgt, die fortgesetzte Dezentrierung Schwarzer Frauen zu naturalisieren. Die Annahme, dass Schwarze Frauen in der bestehenden Wissenschaft nicht vorkommen, auch wenn sie – und sei es nur latent – als immer anwesend anerkannt werden, verstärkt das Auslöschung der Fülle an Wissen, das Schwarze Frauen in und außerhalb der akademischen Welt zum Thema HIV/AIDS hervorgebracht haben. Die Kapitel des Buchs bieten eine bemerkenswerte Breite und Vielfalt an Literatur auf, die weit über den etablierten Kanon hinausgeht. Daher wirft die Behauptung, bestimmte Zentren würden Krisen hervorrufen, die Frage auf: „Krisen für wen?“ Wie lässt sich darüber hinaus die von den Herausgeber*innen formulierte dringende politische Notwendigkeit, Schwarze Frauen in den Mittelpunkt der Auseinandersetzungen mit der Epidemie zu stellen – reflektiert ein Fokus auf Identität doch, was C. Riley Snorton im Nachwort als „Index des Risikos, vorzeitig zu sterben“ (Snorton 2020: 316) beschreibt –, mit dem in Einklang bringen, was Juana María Rodríguez in ihrem Kapitel als die „Grenzen und problematischen

Annahmen von Identitätspolitik“ (Rodríguez 2020: 257) beschreibt? Diese Krise des Schreibens ist folglich auch eine Repräsentationskrise, und der Sammelband führt diese Krisen sowohl in seinen Analysen als auch mit seinem Inhalt deutlich vor Augen. Identität als notwendige Perspektive zu begreifen, aber als eine, die Grenzen und Tücken hat und zu der es Alternativen gibt – dieses Spannungsverhältnis herauszuarbeiten und auszuhalten, ist eine weitere bemerkenswerte Leistung des Buchs.

Die Herausforderung besteht jedoch darin, das einzufangen, was Emilia Roig als „flexibel, kontextabhängig und reflexiv“ bezeichnet: Diese Aspekte von Identität „werden auf uns projiziert, und nicht von uns gemacht“ (2019) – eine Rahmung, die durch den eingangs erwähnten Fokus auf das Verb „rennen“ gut abgebildet wird. Communities, die durch geteilte Erfahrungen zusammenkommen oder aufgrund ähnlicher Mechanismen Diskriminierung erleben, gehen häufig gemeinsam ins Rennen, um sich zu verbinden und wieder zu zerstreuen, der Gewalt zu entgehen und Lust und Vergnügen zu finden. Das Buch verdient Lob dafür, dass es einige dieser marginalisierten, häufig ausgeschlossenen Perspektiven und Strategien zusammenführt und miteinander ins Gespräch bringt, um so ein umfassenderes Bild der Epidemie zu entwerfen. Wir täten wirklich gut daran, diesen Impuls aufzugreifen und weiterzuführen, indem wir den interrelationalen, räumlich-zeitlichen Ansatz des Bandes zur Analyse weiterer Gruppen und Regionen nutzen – wie zum Beispiel tatsächlich Schwarzer Frauen mit HIV oder Menschen in Osteuropa und im Globalen Süden.

Im Nachwort schreibt Snorton, dass die kritisch-analytische Auseinandersetzung mit AIDS unter anderem bedeute, „die Art und Weise, wie AIDS verhandelt und konstituiert wird, abzulehnen“ (2020: 315). Dieser Band bietet eine Reihe neuer, wirkmächtiger und zeitgemäßer Konzepte und Bezugssysteme zum Verständnis der Epidemie – die vielfältigen Bedeutungen des Verbs „rennen“ sind nur ein Beispiel dafür. In der Tat spiegelt sich in der Sinnkrise des „Rennens“ eine weitere Sinnkrise wider, die Snorton als ein Ziel des Buchs identifiziert: „eine Intervention“, so schreibt er unter Verweis auf Stuart Halls *Policing the Crisis*, „wenn auch eine auf dem Schlachtfeld der Ideen“ (ebd.: 316). Bei den jüngsten ökonomischen, sozialen, politischen und medizinischen Krisen, die wir gerade durchleben und die sich unweigerlich mit der COVID-19-Pandemie überschneiden, ist es vielleicht eher eine Sinnkrise des „Stehenbleibens“ denn des „Rennens“, die uns eine Perspektive bietet, aus der sich die Verteilung von Krisen als vielfältig, ungleich und miteinander verbunden erfassen lässt. Für wen und warum bedeutet Stillstand nicht nur

einen Bewegungsverlust, sondern auch einen Verlust an menschlichen Kontakten, an Gemeinschaft, an Erwerbstätigkeit, an Ressourcen, an Mitteln zur Heilung und zum Überleben oder auch an seelischem und körperlichem Wohlbefinden? Während wir noch dabei sind, COVID-19, unseren Umgang damit und die Folgen der Pandemie für unser Leben und unsere Communities zu begreifen, kommt dieser Sammelband zur rechten Zeit. Er erinnert uns daran, dass unsere Versuche, die Verteilung und die Auswirkungen einer Pandemie zu verstehen, zwar notwendig sind, wir ihnen aber immer mit Skepsis, einer gründlichen intersektionalen Analyse und einem durchweg kritischen Blick begegnen sollten.

Übersetzung aus dem Englischen, einschließlich der Zitate aus dem rezensierten Werk, von Andrea Tönjes für SocioTrans – Social Science Translation & Editing Services.

Endnoten

- [1] ACT UP: Diese Abkürzung steht für AIDS Coalition to Unleash Power (dt. „AIDS-Koalition zur Entfesselung der Macht“) und ist eine Grassroots-Aktivist*innen-Initiative, die für ihre direkten Aktionen, ihr selbst entwickeltes medizinisches und politisches Fachwissen und ihre nicht-hierarchische Entscheidungsfindung bekannt ist. Die erste Gruppe bildete sich Ende der 1980er-Jahre in New York City, später entstanden miteinander verbundene Gruppen in Städten auf der ganzen Welt, auch in Deutschland.
- [2] Rise and Resist (dt. buchstäblich „Aufstehen und Widerstand leisten“) wurde als Reaktion auf die US-Wahl 2016 gegründet und ist eine Aktivist*innen-Gruppe, die sich gegen Regierungsmaßnahmen wendet, welche Demokratie, Gleichheit und bürgerliche Freiheiten bedrohen.

Autor_innen

Todd Sekuler ist freiberuflicher Kurator und Anthropologe. Seine Forschung erkundet die Überschneidungen von Politik, Gesundheit und Erinnerung.
todd.sekuler@hu-berlin.de

Zoya ist Kurator, Übersetzer, Pädagoge und Organisator und lebt in Berlin.
wxwhyzee@gmail.com

Literatur

- Aldarondo, Cecilia / Hallas, Roger / Alvarez, Pablo / Hubbard, Jim / Byung'chu Kang-Nguyen, Dredge (2020): Dispatches from the pasts/memories of AIDS. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), AIDS and the distribution of crises. Durham: Duke University Press, 183-216.
- Bailey, Marlon M. (2020): Black gay men's sexual health and the means of pleasure in the age of AIDS. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), AIDS and the distribution of crises. Durham: Duke University Press, 217-235.
- Bass, Emily / Hebert, Pato / Naswood, Elton / Rhee, Margaret / Whitbread, Jessica / Ziegler, Quito / Juhasz, Alexandra (2020): Dispatches from the futures of AIDS. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), AIDS and the distribution of crises. Durham: Duke University Press, 288-312.

- Benton, Adia / Sangaramoorthy, Thurka / Kalofonos, Ippolytos (2017): Temporality and positive living in the age of HIV/AIDS – A multi-sited ethnography. In: *Current Anthropology* 58/4, 454-476.
- Bost, Darius (2020): „A voice demonic and proud“: Shifting the geographies of blame in Assotto Saint's „Sacred life: Art and AIDS“. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 148-161.
- Cheng, Jih-Fei (2020): AIDS, women of color feminisms, queer and trans of color critiques, and the crisis of knowledge production. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 76-92.
- Cheng, Jih-Fei / Juhasz, Alexandra / Shahani, Nishant (Hg.) (2020a): *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press.
- Cheng, Jih-Fei / Juhasz, Alexandra / Shahani, Nishant (2020b): Preface. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, xvii-xxvi.
- Dziuban, Agata / Sekuler, Todd (2021): The temporal regimes of HIV/AIDS activism in Europe: Chrono-citizenship, biomedicine and its others. In: *Critical Public Health* 31/1, 5-16.
- Eichhorn, Kate (2016): *Xerography, art and activism in the late twentieth century*. Cambridge: MIT Press.
- Farmer, Paul (1992): *AIDS and accusation: Haiti and the geography of blame*. Berkeley: University of California Press.
- Ghosh, Bishnupriya (2020): The costs of living: Reflections on global health crises. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 60-75.
- Jolivet, Andrew J. (2020): HIV, indigeneity, and settler colonialism: Understanding PTIS, crisis resolution, and the art of ceremony. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 236-256.
- Jordan-Zachery, Julia S. (2020): Safe, soulful sex: HIV/AIDS talk. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 93-130.
- Juhasz, Alexandra (1995): *AIDS TV: Identity, community, and alternative video*. Durham: Duke University Press.
- Kerr, Theodore / Lo Yuk-ping, Catherine / Bradley-Perrin, Ian / Schulman, Sarah / Stanley, Eric A. / Shahani, Nishant (2020): Dispatches on the globalization of AIDS. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 29-59.
- Lebovici, Elisabeth (2017): *Ce que le sida m'a fait. Art et activisme à la fin du XXe siècle*. Paris: La maison rouge; Zürich: JRP|Ringier Kunstverlag AG.
- McKinney, Cait (2020): Crisis infrastructures: AIDS activism meets internet regulation. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 168-182.
- Namaste, Viviane (2020): AIDS histories otherwise: The case of Haitians in Montreal. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 131-147.
- Rodríguez, Juana María (2020): Activism and identity in the ruins of representation. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 257-287.
- Roig, Emilia (2019): Warum ist das JAHR DER FRAU_EN so wichtig? <https://yearofthewomen.net/de/magazin/warum-ist-das-jahr-der-frau-en-so-wichtig> (letzter Zugriff am 11.12.2022).
- Sangaramoorthy, Thurka (2018): Chronicity, crisis, and the „end of AIDS“. In: *Global Public Health* 13/8, 982-996.
- Snorton, C. Riley (2020): Afterword. On crisis and abolition. In: Jih-Fei Cheng / Alexandra Juhasz / Nishant Shahani (Hg.), *AIDS and the distribution of crises*. Durham: Duke University Press, 313-318

Sexy Schwule, tragische Lesben und queer-feministische Spaßbremsen

Rezension zu Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.)
 (2018): *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands.*
*Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlecht-*
licher und queerer Räume. Hamburg: Männer-
 schwarm.

Birgit Bosold

Emanzipatorisches Handeln ist nicht zuletzt die Aneignung von öffentlichen Räumen. Für die queeren Kulturen sind und waren das neben der Straße als klassischem Ort für Protest und Aktion noch viele andere: Saunen und Cruising-Areas, Clubs, Bars und Bühnen oder heute auch soziale Plattformen im Netz. Es sind Rückzugsorte vor den Zumutungen der Mehrheitsgesellschaft, in denen die eigene geschlechtliche und sexuelle Integrität für ein paar Stunden unangefochten bleibt, ja sogar wertgeschätzt und gefeiert wird. Dass die Stonewall Riots sich daran entzündeten, einen dieser prekären Freiräume gegen die Übergriffe der Polizei zu verteidigen, ist kein Zufall. Mit dem *spatial turn* in den Humanwissenschaften und der Einsicht, dass Räume nicht einfach gegeben sind, sondern sozial produziert werden, hat es für das queere Feld also eine besondere Bewandnis, die der aus einer Konferenz entstandene vorliegende Band in einem vielfältigen Kaleidoskop präsentiert. Er bietet Anlass darüber nachzudenken, dass dies auch umgekehrt gelten und eine queer-theoretisch informierte Stadtforschung eine Bereicherung für das Fach sein könnte, und ist damit ein guter Einstieg in ein Forschungsfeld, das – zumindest in Deutschland – noch wenig bearbeitet wird.

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Männer schwarm Verlag)



Am weitesten in der Zeit zurück geht Babette Reicherdt: Sie rekonstruiert auf der Grundlage von in den 1980er-Jahren aufgefundenen Prozessakten die Geschichte der katholischen Äbtissin Benedetta Carlini (1590-1661), die im Italien der Renaissance wegen sexueller Handlungen mit einer ihr untergebenen Mitschwester zu lebenslanger Kerkerhaft verurteilt wurde. Im Anschluss an Paul Preciados Lektüre der (innen-)architektonischen Konzeptionen des Playboy-Gründers Hugh Hefner als Manifestationen der sexuellen Emanzipation heterosexueller Männer entwirft Reicherdt die mittelalterliche Klosterzelle als eine „Pornotopie mit Einschränkungen“ (Preciado 2012: 79, zitiert nach Reicherdt 2018: 40).

Karl-Heinz Steinle legt in seinem Beitrag eine eindrucksvolle Landkarte queerer Treffpunkte in der frühen Bundesrepublik vor. Der Autor zeigt, mit welchen Strategien sie sich im restaurativen Klima der Nachkriegszeit dem geneigten Publikum kenntlich machten und zugleich für die Mehrheitsgesellschaft klandestin blieben. Sie nannten sich zum Beispiel „Club 13“ in Anspielung auf die Quersumme von 175 – ein für Insider leicht erkennbarer Code. Steinle macht auch deutlich, wie die Spuren dieser vergessenen Orte aufzufinden sind, von denen kaum Aufzeichnungen, geschweige denn Fotografien überliefert sind. Das Highlight seines Beitrags ist das Protokoll einer Razzia, die die Westberliner Polizei 1957 in der Robby-Bar durchführte und das eine Vorstellung davon vermittelt, wie es in dem Lokal ausgesehen haben mag.

Ausgehend von der 1970 erschienenen ikonischen Studie Laud Humphreys' (Humphreys 1975) zur Ethnographie anonymer MSM-Kontakte in öffentlichen Toiletten, zeichnet Michael Bochow Entwicklung und Untergang der Klappenkultur in der Bundesrepublik nach. Die Abkürzung MSM bezeichnet Männer, die mit Männern Sex haben, und trägt dem zum Beispiel in der AIDS-Prävention wichtig gewordenen Verständnis Rechnung, dass sich nicht alle Männer, die gleichgeschlechtliche Sexualkontakte haben, als schwul definieren. Die Klappen sind heute nicht nur wegen der Schließung oder Kommerzialisierung der öffentlichen Toiletten verschwunden, sondern auch, weil ihre Funktion als Marktplatz für schnellen anonymen Sex von den digitalen Datingplattformen übernommen wurde. Während die Klappe lange eher ein Schattendasein in der schwulen Erinnerungskultur führte oder, wie Bochow es formuliert, „gerne unter den Teppich schwuler Wohlanständigkeit und Reputierlichkeit gekehrt“ wurde (2018: 65), erlebt sie neuerdings eine Renaissance. Der Künstler Marc Martin widmete ihr 2017 eine erfolgreiche Ausstellung im Schwulen Museum Berlin, die danach in verschie-

dene europäische Städte tourte. Die Klappe ist nun nicht nur legitimer Teil des schwulen Erbes, sondern wird geradezu enthusiastisch gefeiert. In einer von Bochow zitierten Besprechung der Ausstellung schreibt Dirk Ludigs: „Klappen waren Orte der zufälligen sexuellen Begegnung, eine Form der Zwischenmenschlichkeit, die in unseren digitalen Zeiten auf der Roten Liste steht. In den Klappen trafen Junge auf Alte, Schwule auf Heteros, Reiche auf Arme, Weiße auf Schwarze. Die Trennwände gesellschaftlicher Konventionen endeten an der Klotür.“ (2017: 78) Auch Michael Bochows Text ist eine Eloge an die Klappe und auch er betont ihre subversive Kraft als „vermutlich der am meisten sozial gemischte Ort der schwulen Subkultur“ (Bochow 2018: 80), als untergegangenes „schwules Pompeji“, in dem „(nicht nur) schwule Männer soziale Normen mit Lust, List und Tücke unterwandert haben“ (ebd.: 81).

Yvonne Doderer diskutiert am Beispiel von sogenannten *gayborhoods* wie dem Castro in San Francisco oder dem Stadtteil Schöneberg in Berlin, wie sich queere Emanzipationspolitiken in die Entwicklung urbaner Räume einschreiben. Es sind Viertel mit einem traditionell hohen Anteil queerer Bewohner*innen und einer entsprechend dichten kommerziellen wie nicht-kommerziellen Infrastruktur wie Bars, Buchläden, Beratungsstellen oder Sportvereine. Auch sie erzählt die Geschichte eines Niedergangs. Die Auflösungserscheinungen, die seit Langem zu beobachten sind, führen dazu, dass insbesondere Angebote für lesbische Frauen zurückgehen. Die Entwicklungen, so Doderer, reflektieren einerseits Normalisierungsprozesse und die zunehmende Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensformen in der Mehrheitsgesellschaft wie auch die Bedeutung der sozialen Medien für das Management des sozialen und erotischen Lebens, für das der*die queere „Durchschnittsbürger_in“ (2018: 99) immer weniger auf physische Orte angewiesen scheint. Andererseits ist die Gefährdung der von und für queere Menschen gestalteten Stadtviertel aber auch die Folge der *urban renaissance*, das heißt der politisch gewollten oder zumindest geduldeten Überlassung ganzer Stadtgebiete an ein weltweit herummarodierendes Kapital auf der Suche nach Anlagemöglichkeiten, die sie mit aggressiven Verwertungsstrategien sozial und kulturell verwüsten. Die Autorin schließt ihren Beitrag mit dem Appell, das „Recht auf Stadt“ im Bündnis mit den immer zahlreicher werdenden Initiativen, die sich gegen den Ausverkauf der Städte richten, wieder auf die Agenda queerer Politik zu setzen.

Während in der Kunstgeschichte die Homosexualität von Künstlern – von Leonardo da Vinci bis Andy Warhol – offen verhandelt wird, schweigt sich die Architekturgeschichte immer noch verschämt aus. Die beiden

Beiträge von Wolfgang Voigt und Uwe Bresan rekonstruieren die immer noch verschwiegene Homosexualität bekannter Architekten. Ein Beispiel dafür ist Ernst George Sonnin (1713-1794), dem Hamburg sein Wahrzeichen, nämlich die Kirche Sankt Michaelis, den „Michel“, zu verdanken hat. Ihre umfangreiche Publikation *Schwule Architekten* ist in der Zwischenzeit erschienen (Bresan/Voigt 2022).

Die letzten vier Beiträge widmen sich aktuellen Debatten. Peter Rehberg schlägt in seinem Essay im Anschluss an Arbeiten von Tom Roach (2015), Ken Hillis (2009) und Susanna Paasonen (2011) eine alternative Lesart der als „communicative capitalism“ (Dean 2007: 136) schlecht beleumundeten digitalen Datingplattformen vor. Der Autor plädiert dafür, die im Netz konstituierten Begegnungen nicht einfach als „verkümmerte Form“ (Rehberg 2018: 134) des realen Lebens zu verstehen, sondern eher die Kontinuität dieser neuen „Online-Sozialität“ zu den „älteren Formen des Cruisings und zu öffentlichen Sexkulturen vor dem Internet“ (ebd.: 138) zu erkennen. Entlang der Frage, ob und wie sich auf den virtuellen Plattformen „subversive körperliche Ästhetiken“ ausbilden können und damit Möglichkeiten der Gemeinschaft schaffen, die sich der kapitalistischen Vereinnahmung entziehen, versucht Rehberg zu zeigen, dass sich damit womöglich die „Versprechen“ der schwulen Sexkultur als „psychisches und soziales Experiment, aus dem neue Formen des Selbst und der Gemeinschaft hervorgehen können“ (ebd.) ausgerechnet in einer Struktur realisieren, die doch so offensichtlich von kapitalistischen Marktlogiken reguliert wird.

Marion Thuswald geht in ihrem Beitrag den Paradoxien aktueller Strategien in der Einladungspolitik von FLTI-Räumen nach. Das Akronym FLTI oder auch FLINTA steht für Frauen, Lesben, intersexuelle, nicht-binäre, trans und agender Personen, für all jene also, die von der durch cis-männliche Personen geformten Dominanzkultur ausgegrenzt und benachteiligt werden. Ausgehend von den nicht zuletzt in der feministischen Frauen- und Lesbenbewegung erkämpften Einsicht, dass eigene Diskriminierungserfahrungen nicht davor bewahren, andere zu diskriminieren, suchen Organisator*innen von FLINTA-Plattformen danach, wie *safer spaces*, geschützte Freiräume also, für alle gestaltet werden können. Im Anschluss an das Konzept des *brave space* von Brian Arao und Kristi Clemens (2013) macht Thuswald stark, dass Sicherheit eben nicht darin bestehen kann, Verletzungen auszuschließen, sondern in der Bereitschaft und der Kompetenz, sich kollektiv damit auseinanderzusetzen.

Auch Nina Schuster geht in ihrem Beitrag einer bestimmten Szene im Regenbogenuniversum nach: Drag Kings und Trans*. Während zumin-

dest einige Drag Queens wie zum Beispiel Conchita Wurst oder Ru Paul Medienstars sind, gilt das für Drag Kings, also Travestie-Künstler*innen, die Männlichkeit oder besser Männlichkeiten performen, in der Regel nicht. Trans* oder Transgender bezeichnet Menschen, die die ihnen bei der Geburt zugewiesene Geschlechterrolle ablehnen, viele von ihnen auch, indem sie ihre Namen ändern und geschlechtsangleichende Maßnahmen ergreifen. Schuster argumentiert in ihrem Beitrag, dass sich – gerade weil die Trans*- und Drag-King-Szenen weniger etabliert und prekärer sind als die klassisch schwul-lesbischen Räume – hier umso mehr ein „queer“ zu nennendes Potenzial entfalten kann, nämlich insofern sie offener sind „für die stetige Aushandlung von identitätsbezogenen Kategorien und gesellschaftlichen Normen“ (Schuster 2018: 172).

Im letzten Beitrag des Bandes stellt Marty Huber das Projekt *Queer Base* der Türkis Rosa Lila Villa Wien vor, ein von und für LSBTIQ-Geflüchtete selbstorganisiertes emanzipatorisches „Freiräumchen“ für Empowerment und Community-Building, und nimmt es zum Anlass weitreichender Überlegungen zur Formierung queerer Sozialitäten. Auch dieser Raum ist kein *safe space*, sondern ein „Shared Space“ (Huber 2018: 197), in dem Konflikte verhandelt werden: um Interessen und Bedürfnisse, Sicherheit und Freiheit, immer durchzogen von den klassischen Herrschaftsformationen Sexismus, Transfeindlichkeit und Rassismus. Mit Lauren Berlant (2016) plädiert Huber dafür, „die Vorstellung, ein gutes Leben wäre ein konfliktloses Leben, über Bord zu werfen und Friktionslosigkeit nicht mit Gerechtigkeit, Befried(ig)ung und der Abwesenheit von Frustration gleichzusetzen“ (Huber 2018: 195). Der*die Autor*in erinnert auch daran, dass die Szene, das früher oft verwendete Wort für das, was wir heute „Community“ nennen, in der antiken Kultur das Theater und damit einen oder den Ort der Öffentlichkeit bezeichnete. Das „Obszöne“ hingegen benannte dasjenige, was sich „ob scenum“, also außerhalb der Szene bzw. der Öffentlichkeit, befand. Das Private, das wusste schon die feministische Frauenbewegung, ist politisch, und mit dem Slogan „Mach Dein Schwulsein öffentlich“ reklamierte auch die Schwulenbewegung den öffentlichen Raum in einer damals obszön genannten Weise. Angesprochen ist damit eine Besonderheit queerer Politiken, die in einer spezifischen Art und Weise die Grenzen von privatem und öffentlichem Raum bearbeiten, verschieben und überschreiten, insofern sexuelle Begehren und Geschlechtsidentitäten, Verletzlichkeit und Scham, Lust und Ekstase, also das „Obszöne“ in seiner ganzen Ambivalenz präsent ist.

Der interdisziplinär angelegte Band gibt mit seinen vielfältigen Zugangsweisen einen guten Überblick zur Frage, wie queere Kulturen urbane

Räume und ihre Geschichte(-n) geformt haben und von ihnen geformt wurden. Präsentiert werden vielfältige Beispiele für die Aneignung und Gestaltung von (semi-)öffentlichen Räumen als emanzipatorische Akte. Nicht zuletzt gibt er Anhaltspunkte dafür, wie produktiv es sein kann, Stadt mit einer queeren Brille zu erforschen. Auch wenn die großen Städte der favorisierte Ort der Entfaltung queerer Kulturen sind und es deshalb naheliegend ist, dass sämtliche Beiträge sich auf urbane Räume beziehen: Es wäre dennoch spannend gewesen, ein paar Meldungen aus der Provinz zu hören, zumal sich in den letzten Dekaden durch das Internet hier grundlegende Veränderungen abgezeichnet haben dürften.

Wie das bei Sammelbänden häufig der Fall ist, bleiben die Beiträge allerdings eher disparat und nehmen keinen Bezug aufeinander. Das ist umso bedauerlicher, da die im Band vertretenen Positionen reichlich Stoff für kontroverse Debatten bieten. Insbesondere wegen des Kontrastes zu den gleich zwei Beiträgen, die die schwule Sexkultur unangefochten als queeres Utopia feiern, wäre es interessant gewesen, darüber nachzudenken, was es eigentlich zu bedeuten hat, dass die einzige ausgesprochen „lesbische“ Perspektive mit Me-too-Szenario und düsterem Ende eine klassisch tragische Version lesbischen Begehrens präsentiert: Petra Kant lässt grüßen. Und ebenfalls vor dem Hintergrund von Michael Bochows und Peter Rehbergs begeisterten Hommagen ist auffällig, dass es die Beiträge zu FLINTA-Räumen sind, nämlich die von Marion Thuswald, Nina Schuster und Marty Huber, die all die kleinteiligen Details der Wirklichkeit durchbuchstabieren, die dann irgendwie zu regeln sind, wenn eine nicht davon ausgeht, dass queere Räume per se *safe* für alle sind. Angesprochen ist damit eine alte und gleichwohl immer noch virulente Auseinandersetzung zwischen feministisch informierten und schwulen Sexkulturen und die Frage nach einer queeren sexuellen Ethik, die Sexualität nicht als herrschaftsfreies Feld fantasiert, sondern mit Konflikten, Hierarchien und Gewalt rechnet, ohne sie ihrer transgressiven utopischen Potenziale zu entledigen. Leider bietet auch die Einleitung keine Auskünfte darüber, ob und wie diese Konfliktlinien bei der Konferenz diskutiert wurden. So bleibt es bei einer Bestandsaufnahme von im queeren Diskurs mehr oder weniger bekannten Positionen ohne die darüber zu führenden und ja auch geführten ebenso kontroversen wie spannenden Debatten.

Autor_innen

Birgit Bosold ist Mitglied des Vorstands des Schwulen Museums mit den Schwerpunkten Ausstellungsprogramm, Finanzen & Funding.
birgit.bosold@schwulesmuseum.de

Literatur

- Arao, Brian / Clemens, Kristi (2013): From safe spaces to brave spaces. A new way to frame dialogue around diversity and social justice. In: Lisa M. Landreman (Hg.), *The art of effective facilitation: Reflections from social justice educators*. Virginia: Sterling, 135-150.
- Berlant, Lauren (2016): The commons: Infrastructures for troubling times. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34/3, 393-419.
- Bochow, Michael (2018): Klappen: Kommerzfreie Szenenparadiese oder Zuflucht der verklemmten gewöhnlichen Homosexuellen? Laud Humphreys revisited. In: Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.), *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm, 65-86.
- Bresan, Uwe / Voigt, Wolfgang (2022): *Schwule Architekten. Verschwiegene Biografien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Berlin: Wasmuth & Zohlen.
- Dean, Jodi (2007): The net and multiple realities. In: Simon During (Hg.), *The cultural studies reader*. Routledge: New York, 520-534.
- Doderer, Yvonne P. (2018): Von „Liberate Christopher Street!“ zu „Queer Cities“?! Bemerkungen zur historischen und aktuellen Bedeutung der Raumfrage für homosexuelle, transgeschlechtliche und queere Bewegungen. In: Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.), *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm, 87-103.
- Hillis, Ken (2009): *Online a lot of the time: Ritual, fetish, sign*. Durham/London: Duke University Press.
- Huber, Marty (2018): Radikale Konfliktzone. Sexuelle Minderheiten auf der Flucht. In: Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.), *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm, 190-198.
- Humphreys, Laud (1975): *Tearoom trade: Impersonal sex in public places*. New York: Hawthorne.
- Küppers, Carolin / Schneider, Martin (2018): *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm.
- Ludigs, Dirk (2017): Vor dem Pissoir sind alle gleich: Die Ausstellung „Fenster zum Klo“. In: *Siegessäule* 11 (November), 10-11.
- Paasonen, Susanna (2011): *Carnal resonance – affect and online pornography*. Cambridge/London: The MIT Press.
- Preciado, Beatriz (2012): *Pornotopia. Architektur, Sexualität und Multimedia im Playboy*. Berlin: Klaus Wagenbach.
- Rehberg, Peter (2018): Virtuelle Intimität: Sexuelle Begegnungen in Chaträumen und auf Dating-Apps. In: Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.), *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm, 134-152.
- Reicherdt, Babette (2018): Benedetta Carlini (1590-1661) und die Klosterzelle als Pornotopie: Raumproduktion und Sexualität in einem italienischen Nonnenkonvent im frühen 17. Jahrhundert. In: Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.), *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm, 27-44.
- Roach, Tom (2015): Becoming fungible: Queer intimacies in social media. In: *Qui Parle: Critical Humanities and Social Sciences* 23/2, 55-87.
- Schuster, Nina (2018): Queere Räume. Prekäre und flüchtige Raumproduktionen der Drag King- und Trans*szene. In: Carolin Küppers / Martin Schneider (Hg.), *Orte der Begegnung, Orte des Widerstands. Zur Geschichte homosexueller, trans*geschlechtlicher und queerer Räume*. Hamburg: Männerschwarm, 170-189.

Facettenreiche Einblicke in die Wirkmächtigkeit von Karten

Rezension zu Finn Dammann / Boris Michel (Hg.) (2022): *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript.

Janina Dobrusskin

Immer mehr Menschen – innerhalb und außerhalb der Universität – interessieren sich für Karten und darüber für Methoden des Kartierens zum Zweck einer kritischen Wissensproduktion. Diese grundlegende Beobachtung hat Finn Dammann und Boris Michel veranlasst, das *Handbuch Kritisches Kartieren* herauszugeben (Dammann/Michel 2022: 18). Es soll die vielfältigen aufgekommene Ansätze zu einer systematischen Handreichung zusammenfassen und damit Studierenden, Forscher:innen und Aktivist:innen methodische sowie methodologische Impulse an die Hand geben (ebd.). Neben konkreten methodischen Anleitungen und Einblicken in praktische Erfahrungen des Kartierens beinhaltet das Handbuch auch tiefgründige theoretische und methodologische Reflexionen. Die 21 vielfältigen Beiträge im Handbuch eint eine kritische Perspektive, das heißt ein Interesse an der Wirkmächtigkeit von Karten und der Offenlegung von Machtbeziehungen, die diesen zugrunde liegen. Insbesondere die Visualität einer Karte lenkt die Aufmerksamkeit der Betrachtenden und macht sie dadurch zu einem machtvollen Instrument. Wie in den Beiträgen deutlich wird, kommen Machtbeziehungen in der Auswahl der dargestellten Phänomene, in den jeweiligen Fragestellungen sowie im Prozess ihrer Herstellung zum Tragen. Außerdem soll in den meisten Beiträgen das in einer Karte oder im Kartierungsprozess generier-

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: transcript Verlag)



te Wissen auch ganz konkret zur Verbesserung der Lebensbedingungen marginalisierter Gruppen beitragen. Den Beispielen des Handbuchs folgend finden beim Kritischen Kartieren insbesondere qualitative und partizipative Verfahren der Kartierung und Auswertung Anwendung. Im Fokus vieler Beiträge steht daher gerade das Prozesshafte des Kartierens.

In der Einleitung zum Handbuch führen die Herausgeber in einen zeitgeschichtlichen Wandel von Karten und vom Kartieren ein, indem sie insbesondere neu entstandene Möglichkeiten des Digitalen erläutern, wie beispielsweise das Potenzial interaktiver Beteiligung. Über diesen Wandel stellen sie eine Pluralisierung von Karten und Praktiken des Kartierens fest sowie in deren Bedeutungen und Funktionsweisen (ebd.: 9 f.). Neben der Darstellung dieses Wandels geben die Herausgeber eine Einordnung in die konventionellen Erwartungen an Kartographie und kritisieren die damit einhergehenden hegemonialen Vorstellungen und Strukturen, indem sie auf die vermeintliche Objektivität in der „Vermessung und Sichtbarmachung der Welt ebenso wie in der Versammlung dieses Wissens durch westliche Wissenschaftler*innen im globalen Zentrum“ hinweisen (ebd.: 9). Diese Problematisierung von Karten veranschaulichen Finn Dammann und Boris Michel am Beispiel einer Karte der Philippinen aus dem 18. Jahrhundert. Diese habe einst bei der Kontrolle und Legitimation der kolonialen Herrschaft eine wichtige Rolle gespielt. Demgegenüber zeigen sie mit einer Karte von Cian Dayrit von 2018, wie eine vermeintliche Fortschrittsgeschichte als gewaltsame Kolonialisierung visualisiert wird und verweisen damit auf die Möglichkeiten einer alternativen Wissensproduktion. Abschließend geben die Herausgeber einen knappen Überblick über den Aufbau des Handbuchs.

Der Sammelband ist – neben der Einleitung – in vier große Abschnitte gegliedert, auf die sich die Beiträge ungleichmäßig verteilen: (1) „Gemeinsam Sichtbarkeiten schaffen – partizipatives Kartieren“, (2) „Räume erzählen – narratives Kartieren“, (3) „Welt anders verstehen – Karten in Unterricht und Lehre“ und (4) „Geoinformationssysteme kritisch nutzen – digitales Kartieren“. Mit der gewählten Gliederung werden relevante Dimensionen des Kritischen Kartierens beleuchtet und unterschiedlichen Perspektiven und Interessen Raum zur Entfaltung gegeben. Das Partizipative des Kartierens, also die Form der kollektiven Wissensgenerierung, steht prominent am Anfang und übernimmt nicht nur eine einführende Funktion, sondern hat einen wichtigen Stellenwert im gesamten Handbuch. Im zweiten Abschnitt zum narrativen Kartieren finden sich methodische Ansätze, die besonders künstlerisch und kreativ inspiriert sind, wodurch

konventionelle Vorstellungen darüber, was eine Karte ist, infrage gestellt werden. Der dritte Abschnitt zu Karten in Unterricht und Lehre versammelt wichtige Reflexionen über den Einsatz von Karten und Kartierungen in pädagogischen Kontexten. Der vierte Abschnitt zum digitalen Kartieren nimmt schließlich nach dem prominenten Hinweis auf das Thema in der Einleitung überraschend wenig Raum ein. Die Zuordnung der einzelnen Beiträge auf die vier Abschnitte ist schlüssig, ließe sich an einigen Stellen aber sicherlich auch anders vornehmen, was auf die Komplexität und Überlappung ihrer Inhalte verweist. Eine Einordnung am Anfang der jeweiligen Abschnitte wäre hilfreich gewesen, um die Systematisierung besser nachvollziehbar zu machen und um die Beiträge in einen Dialog zueinander zu bringen.

Der Abstraktionsgrad der einzelnen Beiträge ist jeweils sehr unterschiedlich. Am häufigsten werden Kartierungsbeispiele erläutert, wobei das jeweilige Vorgehen in den meisten Fällen sehr konkret und praxisnah erklärt wird und daher als Handreichung für eine Methode verstanden werden kann. Beispielhaft hierfür ist der Beitrag von Paul Schweizer, Severin Halder und Laurenz Virchow (2022), der den Einsatz kollektiver kritischer Kartierungen für die Aktionsforschung erläutert und eine Anleitung für die eigene Durchführung gibt, insbesondere entlang handlungsleitender Fragestellungen. Der Stellenwert, den die dargestellte Methode und das inhaltliche Beispiel einnehmen, ist je nach Autor:innen unterschiedlich. Vereinzelt finden sich im Handbuch auch ausschließlich theoretische Beiträge, wie die voraussetzungsvolle Reflexion über das Politische im partizipativen Kartieren von Francis Harvey (2022). Neben dieser Vielfalt hinsichtlich des Abstraktionsgrades ist der Aufbau der Beiträge recht einheitlich – mit einem Abstract zu Beginn und Leseempfehlungen am Ende (fast) jeden Beitrags. Beide Aspekte unterstützen Lesende bei der Orientierung innerhalb des Handbuchs, beim Zugang zu den aufgeworfenen Themen sowie in der weiteren Auseinandersetzung mit diesen.

Die Texte stellen eine Vielfalt teilweise wenig erprobter Ansätze des Kartierens vor, was eine große Stärke des Handbuchs ist. Durch die Darstellung der jeweiligen Methoden werden diese Ansätze für die (deutschsprachige geographische) Methodenlehre der Kritischen Kartographie zugänglich gemacht. Die Autor:innen sind größtenteils aus deutschsprachigen, wissenschaftlichen und aktivistischen Kontexten. Es fällt jedoch eine Verbindung zu Beispielen und Perspektiven aus den Amerika des Südens auf. So greift der Beitrag von Katrin Singer und Martina Neuburger (2022) mit dem Einsatz von Schattenkisten als kreativkünstlerischer Methode auf

Erfahrungen und indigene Geschichten aus dem andinen Hochland zurück. Die beiden Beiträge des Autor:innenkollektivs GeoBrujas (2022) sowie von Paul Schweizer und Tuline Gülgönen (2022) beziehen sich jeweils auf Erfahrungen und Erkenntnisse von Workshops in Mexiko-Stadt. Wie diese Verbindungen kollektiven kritischen Kartierens zwischen dem deutschsprachigen Raum und den Amerikas des Südens zustande kommen, bleibt jedoch offen. Liegt der Grund dafür in der Auswahl der Beiträge, in persönlichen Kontakten oder in der Geschichte der Nutzung und Entwicklung kollektiven Kartierens? Außerdem regt die Frage zum Nachdenken an, inwiefern ein solches Handbuch (z. B. über Mehrsprachigkeit) einem breiteren Publikum Zugang zu dem vielfältigen Methodenwissen verschaffen und so Wissen aus unterschiedlichen Kontexten stärker miteinander in Austausch bringen könnte.

Inhaltlich sind in dem Handbuch viele feministische geographische Ansätze, Perspektiven und Beispiele vertreten. So erläutert der AK Feministische Geographien Frankfurt a. M. (2022) die Verwendung von *storymaps* zur Thematisierung von Femi(ni)ziden in Deutschland. Dabei werden Karten mit anderen Medien kombiniert und für Erzählungen genutzt, um Wissen zu geschlechterbasierter Gewalt möglichst differenziert sichtbar und diese so hinterfragbar zu machen. In einem anderen Beitrag verfolgen Katharina Schmidt, Katrin Singer und Martina Neuburger (2022) den Anspruch einer Reflexion über die Positionalität der forschenden Person, der sie beispielsweise mittels des Einsatzes von Comics nachgehen. Darüber hinaus setzen sie *relief maps* ein, um über visualisierte Koordinatensysteme Verbindungen zwischen einer emotionalen Dimension (Wohlbefinden/Unwohlsein), spezifischen Alltagsorten und identitätsrelevante Kategorien abzubilden. Neben diesen *relief maps* finden Kartierungen von Emotionen in unterschiedlichen Formen auch in anderen Beiträgen wiederholt Verwendung, worin sich feministische Ansprüche wiederfinden (u. a. Klaus/Germes/Guarascio 2022; Manek/Fernández de la Reguera 2022; GeoBrujas 2022). Dabei werden Emotionen in Anlehnung an Ahmed (2004) als soziale und politische Konstrukte verstanden: „Wer sich wo wie fühlt, ist eine Frage von sozialen Positionen, Normen und Abweichungen, von gesellschaftlichen Skripten und Diskursen. Machtverhältnisse werden auch in Form von Emotionen ausgedrückt“ (Klaus/Germes/Guarascio 2022: 40). Feministische Geographien haben maßgeblich zu einem *emotional turn* in der Geographie beigetragen und interessieren sich neben dem individuellen Erleben von Emotionen auch für die übergeordneten Machtstrukturen, in die diese eingebettet sind (u. a.

Anderson/Smith 2001; Pain 2009; Schurr 2014). In der kartographischen Auseinandersetzung mit Emotionen haben feministische Geograph:innen eine Leerstelle erkannt, die noch viel Potenzial bietet, um genderbasierte und intersektionale Ungleichheit besser zu verstehen und darüber arbeiten zu können.

Die im Handbuch abgedruckten Visualisierungen und Karten sind zu einem großen Teil Ergebnisse der erläuterten Kartierungsbeispiele oder Fotografien der dargestellten Kartierungsprozesse. Die Art der jeweiligen Karte lässt sich aufgrund der Abbildungen gut verstehen. Um jedoch auch deren Inhalte begreifen zu können, müssten sie oft größer abgedruckt sein. Bei den Fotografien der Kartierungsprozesse zeigt sich, dass diese auch in einem kleinen Format, also ohne dass Details zu erkennen sind, funktionieren können – zumindest, wenn die Fotografien die Betrachteten affektiv ansprechen und so zu einem Erkenntnisprozess beitragen (Schlottmann/Miggelbrink 2015: 14). Auf diese Weise können den Kartierungsprozess begleitende Visualisierungen als Instrument der Wissensvermittlung genutzt werden. Das zeigt sich beispielsweise in den Fotografien gewaltvoller Interventionen im Beitrag der GeoBrujas (2022: 78). Der Beitrag beschreibt, wie Konflikte und Gewalt im städtischen Raum bei einem Workshop grafisch und körperlich ausprobiert und gemeinsam reflektiert wurden. Eine Gruppe von Erbauer:innen und Planer:innen entwarf dabei auf Papier ihre ideale Stadtlandschaft. Anschließend intervenierte eine Gruppe von Eingreifer:innen und Eindringlingen gewaltvoll in diese. Insbesondere die Fotografie der Reaktionen der Erbauer:innen auf diese Intervention erlaubt es, sich in Gefühle von Bedrohung und Ohnmacht hineinzusetzen. Eine gemeinsame Diskussion über Aggressionen, Diskriminierungen und ein Abschluss in einem „Zusammenhaltskreis“ standen am Ende des Workshops. Neben der affektiven Ansprache von Fotografien zeigt der Beitrag beispielhaft, wie sehr das Kollektive und Prozesshafte im Zentrum der Wissensproduktion von Kritischem Kartieren stehen. Die zu Beginn des Workshops erstellte Karte war nach der Intervention so lädiert, dass ihre Aussagekraft kaum mehr in den abgebildeten Inhalten liegt, sondern in dem zurückliegenden Prozess des Workshops und in den gemeinsamen Reflexionen.

Abschließend lässt sich feststellen, dass es Finn Dammann und Boris Michel mit ihrem Handbuch Kritisches Kartieren gelungen ist, vielfältige inspirierende Facetten des Kritischen Kartierens an der Schnittstelle von Aktivismus und Wissenschaft sichtbar und damit für die Methodenlehre zugänglich zu machen. Die Herausgeber führen gelun-

Facettenreiche Einblicke in die Wirkmächtigkeit von Karten

gen in die Problematisierung konventioneller Kartographie ein und begründen darüber die Notwendigkeit Kritischen Kartierens. Ausbaufähig bleibt jedoch die angestrebte methodische Systematisierung der Beiträge, die etwa über eine Einordnung zu Beginn der vier großen Abschnitte hätte erfolgen können. In den versammelten Beiträgen wird jedoch sehr deutlich, wie Karten und Kartierungen genutzt werden können, um Machtbeziehungen und Wissen aus marginalisierten Perspektiven sichtbar zu machen. Das Potenzial qualitativer und kollektiver Kartierungen wird darüber sehr überzeugend dargestellt. Die Beiträge regen somit zu eigenen methodischen Versuchen, zu methodologischen Reflexionen sowie zum Denken von Neuem an – insbesondere, wenn Beispiele mit einem klassischen Verständnis von dem brechen, was als Karte verstanden wird. Die Lesenden werden so angeregt, ihre eigenen Vorannahmen zu hinterfragen.

Die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Autor_innen

Janina Dobrusskin promoviert zu raumbezogenen Gefühlen von (Un)Sicherheit. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören neben einer Kritischen Stadtgeographie insbesondere Emotionale, Visuelle und Feministische Geographien.
janina.dobrusskin@tu-dresden.de

Literatur

- Ahmed, Sara (2004): *The cultural politics of emotion*. New York: Routledge.
- AK Feministische Geographien Frankfurt a. M. (2022): *Gegenkartieren mit Storymaps – Werkzeug einer feministischen Betrachtung von Femi(ni)ziden in Deutschland*. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 113-124.
- Anderson, Kay / Smith, Susan J. (2001): *Emotional geographies*. *Transactions of the Institute of British Geographers*, 26/1, 7-10.
- Dammann, Finn / Michel, Boris (2022): *Kritisches Kartieren – zur Einführung*. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 9-21.
- GeoBrujas – Comunidad de Geógrafas (2022): *Territoriale Analyse eines urbanen Raums der Gewalt*. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 71-82.
- Harvey, Francis (2022): *Reflexionen über das Politische im partizipativen Kartieren aus der Perspektive einer Philosophie der Object-Orientated Ontology*. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 83-96.
- Klaus, Luise / Germes, Mélina / Guarascio, Francesca (2022): *Emotional Mapping und partizipatives Kartieren – ungehörte Stimmen sichtbar machen*. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 37-53.
- Manek, Julia / Fernández de la Reguera Ahedo, Alethia (2022): *Psycho-geographisches Counter-mapping – Einsicht in Migrationshaft und andere opake Institutionen*. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 55-69.

- Pain, Rachel (2009): Globalized fear? Towards an emotional geopolitics. In: *Progress in Human geography*, 33/4, 466-486.
- Schlottmann, Antje / Miggelbrink, Judith (2015): Ausgangspunkte. Das Visuelle in der Geographie und ihre Vermittlung. In: Antje Schlottmann / Judith Miggelbrink (Hg.), *Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern*. Bielefeld: transcript, 13-25.
- Schmidt, Katharina / Singer, Katrin / Neuburger, Martina (2022): Comics und Relief Maps als feministische Kartographien der Positionalität. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 181-202.
- Schurr, Carolin (2014): Emotionen, Affekte und mehr-als-repräsentationale Geographien. *Geographische Zeitschrift* 102/3, 148-161.
- Schweizer, Paul / Halder, Severin / Virchow, Laurenz (2022): Kollektive kritische Kartierungen auf Papier, Pappe und Beton – kartographische Aktionsforschung zwischen aktivistischer Praxis und geographischer Reflexion. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 25-36.
- Schweizer, Paul / Gülgönen, Tuline (2022): Kartieren mit Kindern – Alltagsräume erforschen und repräsentieren. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 239-250.
- Singer, Katrin / Neuburger, Martina (2022): Multiepistemisches Storytelling und kreativ-künstlerische Methoden – ein Dialog aus Wortspielen und Schattengestalten. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript, 99-111.

Rebellion um Raum

Rezension zu Gruppe Panther & Co. (Hg.)
 (2021): *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A.

Sandra Diekhoff

Wenn Menschen rebellieren, dann knirscht es im System: Von brennenden Autos über Sit-ins, Stadtguerilla, Piratensender, Diskussionspodien, Demonstrationen bis hin zu Massenaufständen – ziviler Ungehorsam als Form politischer Partizipation hat viele Facetten. Vor allem Berlin hat eine wechselvolle und facettenreiche Widerstandsgeschichte, die diese Stadt bis in die Gegenwart prägt und gestaltet. Einen umfassenden Überblick hierüber gab es bisher nicht.

Diese Lücke versucht der vorliegende Sammelband des Herausgeber:innenkollektivs „Gruppe Panther & Co.“ zumindest teilweise zu füllen, indem er die Protestgeschichte der Stadt auf unkonventionelle Weise sichtbar macht. Das Buch enthält 61 Beiträge verschiedener Gattungen, von persönlichen Zeitzeug:innenberichten über Aufsätze hin zu Interviews und Stadtrundgängen zu historischen Schauplätzen. Der Sammelband bildet die wechselvolle Berliner Stadtgeschichte auch in stilistischer Hinsicht ab. Die Herausgeber:innen, darunter Historiker:innen, Stadtführer:innen, aber auch stadtpolitisch Aktive, wollen mit dem Band die Widerstandsgeschichte hinter den glitzernden Fassaden im Stadtbild sichtbar machen, ebenso wie die Kämpfe um das „Recht auf Stadt“. Sie sehen das Buch als eine „Mischung zwischen Reiseführer und Geschichtsbuch“ (Gruppe Panther & Co. 2021b: 14) – und genau das macht die Publikation so einzigartig. Die Beiträge werden durch Karten ergänzt, die die wichtigsten Schauplätze des aufständischen Berlins zeigen. Zwei Aufsätze enthalten konkrete Routen für Stadtrundgänge. Die

Abb. 1 Titel des Buches
 (Quelle: Verlag Assoziation A)



zeitliche und thematische Bandbreite der Beiträge ist groß: In insgesamt 13 Kapiteln werden Themenbereiche wie die Kämpfe in Ost- und West-Berlin, Frauen-Lesben-Proteste, Widerstand im Nationalsozialismus, Anarchismus vor 1933, Antifa-Bewegung, Behindertenbewegung, antirassistische Kämpfe vorgestellt. Einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben die Herausgeber:innen dabei ausdrücklich nicht.

Vorgestellt werden soll der mit 838 Seiten recht umfangreiche Sammelband im Folgenden anhand einer kleinen Auswahl von Beiträgen, die die Konfliktlinien in der Hauptstadt auf besondere Weise kenntlich machen. Dazu zählen etwa Beiträge zur klimapolitischen Bewegung Fridays for Future (Leve 2021) oder zur Bürgerinitiative „Mediaspree versenken!“, die sich für ein öffentliches Spreeufer einsetzte (Spreeaue 2021), aber auch Beiträge, die den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin beleuchten (u. a. Jah 2021; Sandvoß 2021) oder die Proteste in der DDR unter den besonderen Rahmenbedingungen des geteilten Berlins (u. a. Gehrke 2021; Sommer 2021).

Die weltweiten Klimaproteste unter dem Motto Fridays for Future (FFF) sind wohl das aktuellste Beispiel in der jüngeren Protestforschung, die sich beispielsweise mit der Einordnung als sozialer Bewegung und der Bedeutung für die Klimabewegung beschäftigt. Das Beispiel zeigt auch, dass FFF trotz eines einheitlichen Auftretens Unterschiede hinsichtlich der Akteur:innen aufweist sowie teilweise hinsichtlich inhaltlicher Forderungen oder Lösungen (Sommer et al. 2019). Diese Annahme wird gestützt durch den Beitrag von Ronja Leve (2021), der einen Einblick in den Aufbau und die Organisation jener Protestbewegung gibt, die mit dem Schulstreik der damals 15-jährigen Greta Thunberg in Schweden begann und sich seitdem zu einer internationalen Protestkampagne ausgeweitet hat. Auch in Berlin fanden Demonstrationen statt. Leve weist auf die Probleme der Bewegung hin und wirft einen Blick hinter die Kulissen der Freitagsdemos: So gab es zwar Versuche, die Bewegung basisdemokratisch zu organisieren und Hierarchien abzubauen, aber auch viele Schwierigkeiten (ebd.). Die Demoteilnehmer:innen forderten mehr Möglichkeiten, den Protest mitzugestalten. Kritik gab es auch an der inhaltlichen Ausrichtung: So duldeten die Organisator:innen der Freitagsdemos in Berlin beispielsweise keine kapitalismuskritischen Beiträge oder radikale öffentliche Kritik – anders als zum Beispiel in Köln.

Ein anderer Beitrag widmet sich dem Kampf um das Recht auf Stadt (Spreeaue 2021). 2005 wurde die Bürgerinitiative „Mediaspree versenken“ gegründet, um die Umstrukturierungspläne für einen Teil des Spreeufers

zu verhindern. Auf den zuvor teilweise brach liegenden oder zwischen-genutzten Flächen sollten unter anderem Büros, Hotels und Lofts entstehen. Die Stadt Berlin gründete zur Umsetzung dieses Vorhabens gemeinsam mit Investor:innen eine Public-private-Partnership. In der Folge gab es viel Protest: Aktivist:innen warfen bei verschiedenen Veranstaltungen beispielsweise Farb-, Stink- und Mehlbeutel auf Investor:innen. Es gab Brandanschläge und Blockaden direkt auf der Spree, dazu auch Paintball-Aktionen, Infoveranstaltungen und Kiezspaziergänge – das Spektrum der Protestformen war breit. Auch die Akteur:innen waren sehr verschieden: Sie kamen aus Antifa-Gruppen, aus Hausprojekten, aus der Klubszene sowie aus dem umweltpolitischen Bereich. Sie alle waren vereint im Kampf gegen Mediaspree: An einer der Aktionen teilzunehmen, sei damals geradezu Mode geworden, resümiert Spreeaue (Spreeaue 2021: 44 f.).

Dabei schien der Protest zunächst erfolgreich zu sein: Bei einem Bürgerentscheid im Juli 2008 stimmten 87 Prozent der Wähler:innen gegen die Mediaspree-Pläne. Zwar griff der Bezirk Kreuzberg-Friedrichshain den Bürgerwillen auf und änderte die Bebauungspläne in einigen Teilen ab, doch der Berliner Senat fühlte sich nicht an das Bürgervotum gebunden. Spreeaue legt dar, wie sich die Initiative „Mediaspree versenken“ in der Folge selbst schwächte: Die große Anzahl unterschiedlicher Akteur:innen führte dazu, dass sich das Bündnis wenig später spaltete. Der Bürgerwille wurde letztlich nicht umgesetzt. Nach und nach wurde ein Großteil der Bebauungsprojekte realisiert. Auch wenn die Initiative mit ihren inhaltlichen Forderungen weitgehend erfolglos blieb, gelang es ihr doch, Menschen aus verschiedenen Milieus zu mobilisieren.

Dieses aktuelle Beispiel zeigt, dass urbane Proteste sich vor allem um eine Frage drehen: Wem gehört die Stadt? Urbaner Protest ist dabei kein neues oder regional begrenztes Phänomen. Dennoch wurde er bislang nur vereinzelt wissenschaftlich bearbeitet (Schoch/Bürgin 2018). Untersucht wurden beispielsweise die Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener Protestartikulationen sowie deren gesellschaftlichen Zusammenhänge. Auch die Auswirkungen gesellschaftlicher Partizipation und Neuer Sozialer Bewegungen auf die Stadtplanung wurde zum Teil erforscht. Dennoch fehlt bislang ein gemeinsames Verständnis der neuen städtischen Proteste (Holm 2014).

Die Aufstände und Widerstände in der Stadt lassen sich, so die Herausgeber:innen des vorliegenden Bandes, immer auch unter dem Stichwort „Recht auf Stadt“ oder unter ähnlichen Slogans wie „Reclaim the City“ einordnen. Das „Recht auf Stadt“, ein Konzept, das ursprünglich von

Henri Lefebvre entwickelt wurde, umfasst dabei nicht nur Kämpfe gegen verschiedene Formen von Diskriminierung und Ausgrenzung, sondern unter anderem auch gegen die Modernisierung der Städte, gegen die Vertreibung aus den Innenstädten und gegen den Ausschluss vom städtischen Leben – kurz: Es ging dabei um die Forderung nach Teilhabe am urbanen Leben (Schmid 2011; Lefebvre 2016 [1986]). Andere Autor:innen sind der Auffassung, dass es sich bei den urbanen Widerständen um einen Kampf gegen die Privatisierung öffentlichen Raums sowie gegen neoliberale Stadtentwicklung handelt (Harvey 2013).

Doch der Sammelband thematisiert auch andere Formen des Widerstands: Ein Kapitel widmet sich etwa dem Widerstand im Nationalismus (Jah 2021). Das Thema hebt sich von den zuvor genannten Protesten insofern ab, als es für die Beteiligten unter den Bedingungen einer terroristischen Diktatur oftmals um das nackte Überleben ging, wie Akim Jah in seinem Beitrag zutreffend resümiert (vgl. hierzu Kershaw 2002 [1985]).

Widerstand gegen das Regime hat es in der Berliner Bevölkerung durchaus gegeben und ist vielfach dokumentiert. Dazu gehören auch die im Buch vorgestellten Hilfsnetzwerke, die untergetauchten Jüdinnen und Juden halfen, etwa die Blindenwerkstatt von Otto Weidt oder die Widerstandsgruppe „Onkel Emil“. Die Motive, weshalb nichtjüdische Berliner:innen halfen, waren sehr unterschiedlich: humanitäre, finanzielle, ideologische oder religiöse. In einigen Fällen, so Jah, war gar nicht eindeutig, ob es sich bei einer bestimmten Person um eine:n Helfer:in oder Täter:in gehandelt hat. Ein Beispiel dafür sei der Fall der Spedition Scheffler, deren Inhaber einerseits jüdische Inhaftierte für die Gestapo transportierte und andererseits aber in seinem Haus anderen Jüd:innen Schutz vor der Gestapo gewährte.

Dass dieser überwiegend versteckte Widerstand gegen das NS-Regime jedoch nicht die gesamte Gesellschaft mobilisieren konnten, zeigt der Rosenstraßen-Protest im Februar 1943. Mehrere Hundert Menschen forderten vor dem im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde eingerichteten Sammellager die Freilassung ihrer jüdischen Ehepartner:innen. Dieser Protest ist eines der wenigen Beispiele für ein öffentliches Aufbegehren gegen die Deportationen. Laut Jah (2021) zeigte diese Aktion aber auch, wie gleichgültig die Mehrheitsgesellschaft den Deportationen gegenüberstand, denn am Rosenstraßen-Protest waren ausschließlich Familienangehörige beteiligt.

Dass schließlich auch Jüdinnen und Juden selbst Widerstand leisteten, wurde in der deutschen Nachkriegsgeschichte lange Zeit nicht be-

achtet. Fest steht: Eine Passivität unter ihnen gab es nicht (Gruner 2013; Löhken/Vathke 1993). Weithin bekannt ist der Aufstand im Warschauer Getto im April 1943. Der Band „Rebellisches Berlin“ nennt auch Beispiele für den Widerstand der jüdischen Bevölkerung in Berlin: Akim Jah weist darauf hin, dass sich Jüdinnen und Juden insbesondere vor Beginn der Deportationen über zahlreiche Verbote hinwegsetzten, beispielsweise über die Pflicht, einen Zwangsnamen zu tragen, die Beschränkung der Einkaufszeit oder die Kennzeichnungspflicht mit einem gelben Stern. Auch geglückte Fluchtversuche aus Polizeigefängnissen sowie aus der Polizeistation des jüdischen Krankenhauses sowie aus Sammellagern oder dem Frauengefängnis in Schöneberg sind bekannt. Auch der Brandanschlag auf die Propagandaexposition „Das Sowjetparadies“ im Mai 1942 ist hier einzuordnen – wurde er doch von einer Gruppe junger Kommunisten um Herbert Baum verübt, von deren Mitgliedern viele jüdisch waren. Viele von ihnen wurden später nach Auschwitz oder Theresienstadt verschleppt oder in Sachsenhausen erschossen. In der Forschung stellt sich somit häufig die Frage, inwiefern Widerstand unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik überhaupt möglich war und auf welche Art und Weise er stattfand (vgl. Schoeps/Bingen/Botsch 2016). In den Hintergrund trete dabei, so Jah, dass die erstaunlich starke Beteiligung der damaligen deutschen Mehrheitsgesellschaft an den Deportationen und an der Ermordung der Juden viel entscheidender für das Ausmaß der nationalsozialistischen Gräueltaten gewesen sei. Jah nennt dafür beispielhaft die zahlreichen Polizisten, Finanzbeamten, Gerichtsvollzieher, Mitarbeiter der Reichsbahn und der Berliner Verkehrsbetriebe, die mit ihrer Beteiligung den nationalsozialistischen Terror erst ermöglichten. Die Beteiligung fand laut Jah (2021: 671) ihren Ausdruck auch im weit verbreiteten Denunziantentum „ganz normaler Bürger“.

Auch die Proteste in den beiden Teilen des geteilten Berlins finden sich im Sammelband wieder. Zum zivilgesellschaftlichen Widerstand in der DDR gibt es in der Forschungsliteratur bereits einen guten Überblick (u.a. Veen 2000; Apelt 2009; Majzlic 2019). Zu den großen und bekannten Aufständen gehören beispielsweise diejenigen am 17. Juni 1953 und am 7. Oktober 1977 auf dem Alexanderplatz, aber auch der Beataufstand in Leipzig am 31. Oktober 1965. Bernd Gehrke (2021) betrachtet die Umstände der Beatbewegung aus Berliner Sicht und beschreibt, wie bereits am 7. Oktober 1965 ein spontaner Beatprotest in Berlin stattfand. Möglich wurde dieser unter anderem, weil Polizei und Staatssicherheit erst spät reagierten. Aus Gehrkes Sicht bilden die Ereignisse in Berlin am

7. Oktober 1965 den Auftakt zu einer Welle weiterer Jugendproteste, die sich gegen die strengen staatlichen Reglementierungen der Beatmusik in der DDR richteten.

Das Buch vertritt weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Einhaltung der Anforderungen an wissenschaftliche Publikationen. Es bietet interessierten Leser:innen eine vielseitige Materialsammlung zu Protesten der Berliner Stadtgeschichte und dadurch einen Überblick über die Widerstandsgeschichte. Die Beiträge zeigen, wie stark Rebellion, Überlebenskampf und die Forderung nach Teilhabe sein können und wie vielseitig sie sich äußern – mal radikal, mal friedlich, im Ergebnis oft erfolglos und fast immer persönlich: Wie Fragmente setzen sich die Beiträge so zu einem Bild zusammen, das die Berliner Zivilgesellschaft in einem fortdauernden Kampf für Gleichstellung, gegen Ausbeutung und für ein selbstbestimmtes Leben zeigt. Indem die sehr heterogenen Beiträge verschiedene Konfliktthemen darstellen und zeigen, wie diese Konflikte seinerzeit ausgetragen wurden, geben sie einen persönlichen und sehr realitätsnahen Einblick in den Alltag des Widerstands: Dazu gehört beispielsweise das Interview mit einer Hausbesetzerin über militante Aktionen der Frauenszene in West-Berlin (Claire 2021) oder das Gespräch mit einem Aktivistin der Piratensender-Szene aus den 1980er Jahren (Panther & Co. 2021). Weitere Beispiele sollen hier nur stellvertretend genannt werden, wie die Beiträge über die Besetzung des Tempelhofer Feldes (Romvari 2021) – fast schon ein Erlebnisbericht –, über die Proteste gegen die Olympischen Spiele 2000 in Berlin (Azozomox 2021) und das Porträt von Agnes Wabnitz, einer Mitbegründerin der Arbeiter:innenbewegung (von Géliu 2021). Es ist gerade diese mosaikhafte Zusammenstellung aus Zeitzeug:innenberichten, Aufsätzen und Interviews mit Aktivist:innen, die dieses Buch so lesenswert macht. Sie zeigt, wie sich die Berliner:innen mit Durchhaltewillen und Zivilcourage über Jahrhunderte hinweg bis heute immer wieder aufs Neue ihren städtischen Lebensraum erkämpf(t)en.

Autor_innen

Sandra Diekhoff ist Politikwissenschaftlerin. Sie beschäftigt sich insbesondere mit wohnungs- und umweltpolitischen Themen, Migrationsforschung und Stadtentwicklung. sdiek@gmx.net

Literatur

- Apelt, Andreas H. (2009): Die Opposition in der DDR und die deutsche Frage 1989/90. Berlin: Christoph Links.
- Azozomox (2021): NOlympia. Olympische Spiele in Berlin – nie wieder. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 62-69.

Rebellion um Raum

- Claire, Marie (2021): Westberlin – Frauenmilitanz. Gespräch mit Bea. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 566-574.
- Gehrke, Bernd (2021): Der Beataufstand am „Tag der Republik“, 7. Oktober 1965. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 390-399.
- Gélieu, Claudia von (2021): Agnes Wabnitz – Ein Porträt. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 659-661.
- Gruner, Wolf (2013): Die Verfolgung der Juden und die Reaktionen der Berliner. In: Michael Wildt / Christoph Kreuzmüller (Hg.), *Berlin 1933-1945*. München: Siedler, 311-324.
- Gruppe Panther & Co. (Hg.) (2021a): *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A.
- Gruppe Panther & Co. (Hg.) (2021b): Vorwort und Lesehinweise. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 13-16.
- Harvey, David (2013 [2012]): *Rebellische Städte*. Berlin: Suhrkamp.
- Holm, Andrej (2014): Das Recht auf die Stadt in umkämpften Räumen. Zur gesellschaftlichen Reichweite lokaler Proteste. In: Norbert Gestring / Renate Ruhne / Jan Wehrheim, Jan (Hg.), *Stadt und soziale Bewegungen*, Wiesbaden: Springer VS, 43-62.
- Jah, Akim (2021): Widerstand gegen die Deportationen. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 665-677.
- Kershaw, Ian (2002 [1985]): *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*. Hamburg: Rowohlt.
- Lefebvre, Henry (2016 [1968]): *Das Recht auf Stadt*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Leve, Ronja (2021): Klimaproteste – für eine Radikalisierung. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 19-23.
- Löhken, Wilfried / Vathke, Werner (Hg.) (1993): *Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1933-1945*. Berlin: Edition Hentrich.
- Majzlic, Aleksandra (2019): *Mut zum Protest. Erfahrungen von DDR-Zeitzeugen*. Springe: zu Klampen.
- Panther & Co. (2021): Zeit der Freien Radios und Piratensender. Gespräch mit einem Aktivist. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 501-505.
- Romvari, Stefan (2021): Squat Tempelhof – Hast du schon mal einen Flughafen besetzt? In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 55-61.
- Sandvoß, Hans-Rainer (2021): Wurde Deutschlands Hauptstadt 1933 „Hitlers Berlin“? In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 682-697.
- Schmid, Christian (2011): Henri Lefebvre und das Recht auf die Stadt. In: Andrej Holm / Dirk Gebhardt (Hg.), *Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen*. Hamburg: VSA, 25-51.
- Schoch, Aline / Bürgin, Reto (Hg.) (2018): *Urbane Widerstände. Urban Resistance*. Bern: Peter Lang.
- Schoeps, Julius H. / Bingen, Dieter / Botsch, Gideon (Hg.) (2016): *Jüdischer Widerstand in Europa (1933-1945). Formen und Facetten*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Sommer, Moritz / Rucht, Dieter / Haunss, Sebastian / Zajak, Sabrina (2019): Fridays for Future. Profil, Entstehung und Perspektiven der Protestbewegung in Deutschland. In: *ipb working papers 2/2019*. <https://protestinstitut.eu/publikationen/fridays-for-future-profil-entstehung-und-perspektiven-der-protestbewegung-in-deutschland/> (letzter Zugriff am 26.10.2022).
- Sommer, Robert (2021): Die wilden Jahre in Nischen – Punks in Ostberlin 1986-1990. In: Gruppe Panther & Co. (Hg.), *Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt*. Berlin: Assoziation A, 383-388.

Sandra Diekhoff

- Spreeaue, Anton (2021): Widerstand gegen Mediaspree, in: Gruppe Panther & Co. (Hg.), Rebellisches Berlin. Expeditionen in die untergründige Stadt. Berlin: Assoziation A, 42-50.
- Veen, Hans-Joachim (2000): Lexikon Opposition und Widerstand in der SED-Diktatur. München: Propyläen.

IMPRESSUM

s u b \ u r b a n . zeitschrift für kritische stadtforschung

2022, band 10, heft 2/3

ISSN 2197-2567



Erscheinungsort Berlin

Herausgabe Redaktionskollektiv s u b \ u r b a n

Redaktionskollektiv sub\urban Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Justin Kadi, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Redaktionssekretariat Michael Keizers

Heftkoordination Nihad El-Kayed, Johanna Hoerning

Koordination des Themenschwerpunkts Jan Hutta, Nina Schuster, Ben Trott

Autor_innen dieser Ausgabe Denise Bergold-Caldwell, Birgit Bosold, Stefanie Brünenberg, Sandra Diekhoff, Janina Dobrusskin, Benno Gammerl, Christian Haid, Jan Hutta, Phevos Kallitsis, Omar Kasmani, Laura Kemmer, Jenny Künkel, Tabea Latocha, Nils B. Ludwig, Michael Mießner, José Miguel Sánchez-Molero Martínez, Elisabeth Militz, Lucas Pohl, Sarah Schilliger, Sebastian Schipper, Max Schnepf, Nina Schuster, Todd Sekuler, Lukas Staudinger, Olaf Tietje, Ben Trott, Zoya

Lektorat, Gestaltung, Satz Lars Breuer, info@larslektor.de und Katrin Viviane Kurten, kurten@geo-lektorat.de (Lektorat), Christian Bauer, info@bauerchristian.com (Webseiten- und Printlayout), Robert Hänsch, signtific@jpberlin.de (Satz), Redaktion (Gestaltung, Web-Satz)

Titelbild Fotografie von Lucas Pohl

Förderung s u b \ u r b a n wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Bereich Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme gefördert.



sub\urban e.V.: Fördermitgliedschaften und Spenden Die Zeitschrift wird durch den Verein sub\urban e.V. getragen. Spenden und Fördermitgliedschaften sind steuerlich absetzbar. Informationen dazu finden sich auf www.zeitschrift-suburban.de

Druck druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Kontakt www.zeitschrift-suburban.de – info@zeitschrift-suburban.de

sub\urban

zeitschrift für kritische stadtforschung

2022, band 10, heft 2/3

ISSN 2197-2567

zeitschrift-suburban.de

Open Access

